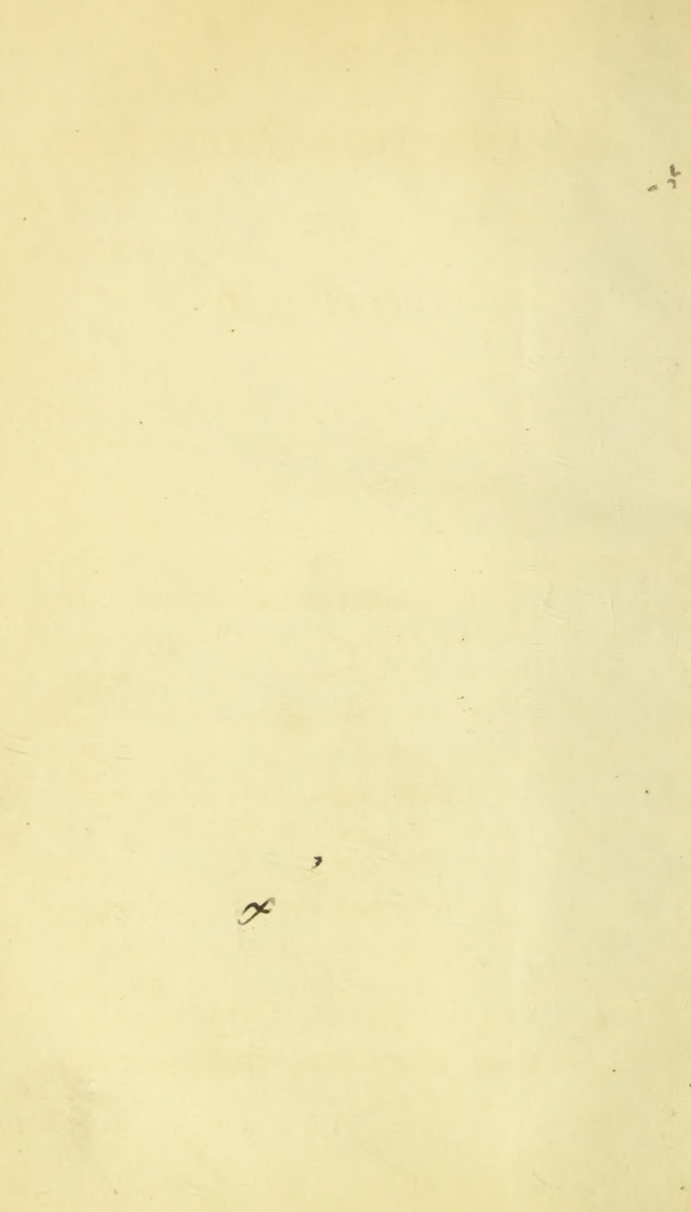






Die
Familie von Steinfels
oder
die Creolinn.

Ein Roman

von

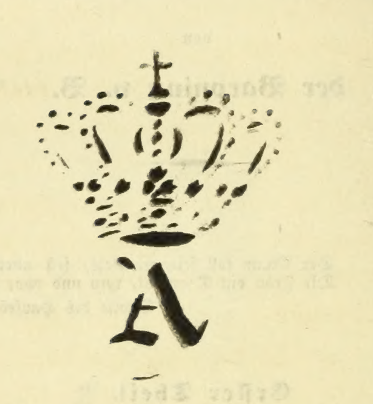
der Baroninn v. B.

> Der Mann soll sein ein Fels, fest unerschütterlich,
> Die Frau ein Diamant, rein und ohne Tadel.
>
> Devise des Hauses Steinfels.

Erster Theil.

Hannover, 1841.

Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.



Nicht weit von der Meeresküste entfernt, erstreckt sich längs eines großen schiffbefahrnen Stromes ein fruchtbares Marschland, das zur Sommerszeit einem blühenden Garten gleicht und in den Tagen der Stürme und des Regens ein fast unzugänglicher Sumpf ist, in welchem die freundlichen Gehöfte der Bewohner dieses Erdstriches (die eine Mittelklasse zwischen Gutsbesitzer und Bauern bilden und sich Hausleute nennen), wie Inseln verstreut liegen.

Nur hin und wieder sieht man unter diesen Gehöften der Hausleute ein stolzeres Gebäude, wo an einem steinernen hohen Portale ein adliges Wappen prangt, und breite Schloßgräben und stolze Zugbrücken an eine Zeit erinnern, wo die heldenmüthigen Vorfahren der jetzigen Besitzer sich ritterlich in ihrer Veste vertheidigten.

Einige kleine Städte und Flecken, die mit fast holländischer Sauberkeit prunken, scheinen nur da zu sein, um den Landbewohnern zu Versammlungsorten für ihre kirchliche Andacht und ihre weltlichen Vergnügungen zu

dienen und ihnen die Gelegenheit zu verschaffen, sich einen Theil des reichen Ertrages ihrer Felder im Spiele einander abzunehmen, oder in Putz für ihre Frauen zu verwandeln. Nirgends vielleicht trifft man so viele Wirthshäuser, Schenken und Putzläden an, als in diesen Marschstädten und Flecken, und dennoch sind, mindestens an Sonn- und Festtagen, alle mit lustigen Zechern und Käufern angefüllt.

Da einen großen Theil des Jahres hindurch die Wege den Fuhrwerken unzugänglich sind, so reiten selbst die Frauen mit großer Kühnheit auf den schmalen schlüpfrigen Pfaden, die auf dem Rücken der Deiche dahin laufen. Freilich nicht so graziös und so selbstständig, als die eleganten Damen mancher Länder, sondern hinter dem eigentlichen Lenker des kräftigen ostfriesischen Gaules sitzen sie auf einem weichen an dem Sattel des Reiters befestigten Kissen und halten sich mit der dem Reiter zugewendeten Hand an einem ledernen Gürtel fest, den er sich zu diesem Zwecke umgeschnallt hat.

Die dem Meere zunächst gelegene Strecke der Marsch ist die fruchtbarste, und hier wohnen fast nur Hausleute, unter denen man indeß sehr gebildete, ja sogar gelehrte Männer antrifft. Die Frauen erhalten keine so sorgfältige Erziehung und sie suchen, neben dem Verdienste gute Haushälterinnen zu sein, ihr größtes Vergnügen darin, sich gegenseitig an Putzsucht zu übertreffen, und

wer an Sonntagen einer Cavalkade von Hausleuten begegnet, die sich mit ihren Frauen zur Kirche begeben, der mag glauben, ihm werde hier eine Ausstellung der neuesten Frauenmoden zu Pferde vorgeführt.

Freilich contrastiren die grotesken Formen der Marschbewohnerinnen und ihr bäurisch steifer Anstand oft seltsam mit dem leichten zierlichen Putz; dennoch macht er sie sehr glücklich, und sie betrachten sich gegenseitig genau mit derselben Bewunderung und demselben Neide, wie es nur die elegantesten Damen bei ihren Fahrten durch Longchamps oder dem Prater thun könnten.

Doch sind sie auch reelleren Genüssen nicht abhold und lassen sich recht gern in das gastliche Wirthshaus führen, ehe sie sittsam, mit dem silberbeschlagenen Gesangbuche in der Hand, an der Seite des Mannes zur Kirche schreiten.

Die Marschbewohner sind keine Knicker; sie zahlen generös und verzehren viel, wenn sie in ein Wirthshaus kommen. Kaum läßt sich daher das Geklapper eines Hufeisens in der Nähe eines solchen hören, so stürzen flinke Diener mit einer kleinen tragbaren Treppe herbei, auf der es Sitte der Frauen ist, vom Pferde oder Wagen herunter zu steigen, und mit vielen steifen aber tiefen Bücklingen empfängt der Wirth die Gäste, die ihrerseits nur stolz mit dem Haupte nickend, ihm in das Gastzimmer voranschreiten. Hier liegen auf Stühlen

und Bänken weiche Kissen, zum Theil altmodisch in Seide oder Wolle gestickt, und der Wirth führt seine Gäste zu einem noch unbesetzten Platze an einem der vielen sauber angemalten Tische. Hier wird sofort ohne weitere Bestellung dem Manne eine thönerne Pfeife, Taback und ein Kohlenbecken mit Schwefelhölzern dabei gebracht. Der Frau präsentirt der galante Wirth im Sommer ein hohes Glas Limonade, in der goldgelbe Citronenscheiben umher schwimmen und ein langer schmaler hölzerner Löffel zum Umrühren steht. Ist es kalt, so bringt er ihr statt dessen ein nicht minder großes Glas Glühwein und stellt einen Teller mit Backwerk daneben. Jetzt bringt er auch dem Manne das Lieblingsgetränk der Hausleute, ein großes Glas Rum, und die Sitte des Landes erfordert, daß der Gast nur daran nippend, dem Wirthe zutrinkt, worauf dieser aus der Flasche nachfüllt, die er fast stets in der Hand hält. Der Gast nippt und nickt abermals dem Wirthe zu, dieser macht jedesmal einen Bückling dem Gaste und einen feinen Strich an der schwarzen Tafel an der Wand und füllt wieder nach im Glase. Je reicher nun und je generöser der Letztere, desto tiefer sind die Bücklinge des Wirthes, desto feiner und dichter sind die Striche an der Tafel, und oft stehen zehn, ja bis funfzehn solcher Zeichen da, ehe der Gast sein Glas austrinkt, ein großes Geldstück auf den Tisch wirft und sich nicht die

Mühe nimmt, die kleine Münze, die ihm noch gebührt hätte, in Empfang zu nehmen.

Es läutete aber eben zum zweiten Male, und man schreitet mit gebührendem Anstande zur Kirche, wo oft der Rum und der Glühwein ihre bald aufregende, bald einschläfernde Wirkung äußern, und der würdige Seelsorger sich nicht selten genöthigt sieht, seine Stimme mehr und mehr zu erheben, um hier zwei Plaudernde zu stören, dort einen Schlafenden zu wecken.

Ist der Segen gesprochen, und hat man den geistlichen Herrn ehrerbietig mit den Augen bis in die Sakristei geleitet, so hält Jedermann das letzte Gebet und eilt, sobald er die Kirchenthüre hinter sich hat, wieder in das Wirthshaus, wo dann ein derberes Frühstück eingenommen wird. Die Frauen kürzen dies für sich ein wenig ab, um noch einen Abstecher in die Kauf- und Putzläden zu machen, und der stattliche Friesländer, der sie und den Reiter trägt, muß nicht selten sich noch mit einigen Schachteln und Paqueten, die auf der andern Seite dos à dos von der schönern Hälfte seiner Last angebracht werden, behängen lassen.

In der Zeit worin unsere Erzählung beginnt, von deren Begebenheiten wir zum Theil Augenzeuge gewesen, waren die Sitten der Marsch so, wie wir sie eben geschildert; es mag sich indessen Vieles geändert haben, denn es sind seit unserm Aufenthalte dort einige zwan-

zig Jahre verflossen. Damals hielt Stephan Vaßmer in dem kleinen Städtchen N.. das ausgezeichnetste Wirthshaus; der Ruf des goldnen Stiers und seines originellen Wirthes war weit und breit berühmt, und wer je durch diesen Theil des Marschlandes reis'te und Geld genug besaß, um in den goldnen Stier einkehren zu können, der wird sich gewiß Stephans erinnern.

Er war damals hoch in den sechzigen und von fast riesiger Größe. An Stärke selbst mit dem Stier wetteifernd, fiel die fistelnde Stimme, die er sich zur Begrüßung seiner Gäste angeeignet hatte, seltsam auf, und noch komischer erschien diese Angewohnheit, wenn man sie von dem Neffen des Alten, der auch Stephan hieß, und sämmtlichen Dienern des Hauses nachäffen und sie in demselben Tone reden hörte.

Sein Anzug bestand aus einem Rocke vom violetten feinen Tuche, mit langen sehr breiten Schößen, einer sammtnen Weste, deren geschlitzter Schooß es gestattete, daß sie vorn noch ein gutes Theil unter dem Rocke hervorblickte, schwarzen kurzen Beinkleidern von Manchester, feinen grauen Strümpfen aus der Wolle des Marschlandes gefertigt und Schuhen mit großen silbernen Schnallen.

Das riesige Haupt war mit einer fuchsbraunen Quäker-Perücke bedeckt, und um den Hals trug er stets ein blendend weißes Halstuch, dessen lang herabfallende Enden mit altmodigen Spitzen besetzt waren. Der Rock hatte

große silberne Knöpfe, von denen sich allein am Ärmel-Aufschlage sechs dicht nebeneinander befanden; eben so waren auch die Beinkleider an den Knieen mit Knöpfen von demselben edlen Metalle besetzt.

In einem ganz ähnlichen Anzuge erschien sein Neffe und muthmaßlicher Erbe, und der alte Küper, ein langjähriger treuer Diener des Hauses, nur daß ihre Knöpfe nicht ganz so schwer als die Stephans, des Ohms, sein mochten, und die Spitzen an ihren Halstüchern fehlten.

Als wären Wirth und Diener ungeheure Automaten, so stürzten alle, wie schon oben bemerkt, vor die Hausthüre, wenn sich der Tritt eines Pferdes hören ließ, und schon ehe der Gast zu sehen war, murmelten Stephan und der Chor hinter ihm die stereotype Redensart, mit der er jeden Gast empfing:

„Gehorsamer Diener meine Herren, treten Sie näger!“ es mochte nun Herr oder Knecht, Frau oder Mädchen sein. Verließ ein Gast das Haus, so ward er mit den Worten:

„Besuchen Sie mich bald ein bitjen wedder“

geleitet, und je größer seine Zeche gewesen und je generöser er sie entrichtet hatte, um so ansehnlicher war das Gefolge bis zur Hausthüre.

Zum Logiren auf längere Zeit war der goldne Stier nicht eingerichtet, sondern alle Räume desselben auf einen flüchtigen Aufenthalt zu Spiel- und Eßzimmern berechnet; und zur Bequemlichkeit der Freunde des Kegel-

spiels befand sich sogar in der obern Etage des Hauses eine Kegelbahn, die an Abenden reich beleuchtet war, und auf der sich immer Gäste belustigten.

Wann Stephan und seine Leute eigentlich schliefen, hat man nie recht erfahren, denn immer fand man das sämmtliche Personal zur Aufwartung bereit.

Selten passiren Reisende diese Gegenden anders, als auf dem Strome zu Schiffe, den Städten und Höfen vorüber; allein als der Schmuggelhandel zur Zeit des Krieges auch in N.. manche kühne Landungen veranlaßte, sah sich Stephan genöthigt, noch ein Haus, dem seinigen gegenüber, zu kaufen und mit allen möglichen Bequemlichkeiten für einen längeren Besuch der Reisenden zu versehen. Er gab diesem Nebenhause den Namen „das goldne Kalb," und zugleich mit dem Schilde über der Hausthüre desselben, welches ein goldnes Kalb auf dunkelblauem Grunde zeigte, ward auch der Stier neu vergoldet, „damit," wie Stephan sagte, „der Junge nichts vor dem Alten voraus hat," ja dem alten Stier ward sogar noch ein silbernes Halsband umgehängt, an welchem ein Medaillon mit einer gräulichen Fratze hing, von der manche behaupten wollten, es stelle ein Medusenhaupt vor, andre aber wollten ganz deutlich das Gesicht des alten Stephans und seine fuchsrothe Perücke darin erkennen, in der „der Wind ein bitjen herum handtierte."

Damals ward die Dienerschaft des Hauses auch noch um einen jungen flinken Marqueur, Namens Tönjes, vermehrt, und Aalheit, die junge Frau des Neffen, mußte die Honneurs des goldnen Kalbes übernehmen, in welchem Geschäfte sie von dem alten Küper und Tönjes unterstützt ward.

Mit dem Frieden verloren sich indeß die Gäste des Kalbes immer mehr, und da die des Stieres sich jetzt täglich vermehrten, so zogen Aalheit und die Hausknechte wieder in das alte Haus, und nur der alte steife Küper und sein Quälgeist, der flinke Tönjes, blieben als Hüter des Kalbes in demselben zurück. Stephan besaß zwei Leidenschaften, Gewinnsucht und Stolz, und wenn beide mit einander zu kämpfen hatten, so siegte gewöhnlich der letztere, obgleich der Alte bei gewissen Fällen durchaus nicht stolz schien; allein dann trat eine dritte Eigenschaft seines Wesens hervor, eine schlaue Schalkhaftigkeit. Indeß, als er das goldne Kalb noch im alten Glanze erhielt, trotzdem daß es fast ganz von dem Stier mit gefüttert werden mußte, trug der Stolz oder vielmehr eine gewisse Prahlsucht allein die Schuld dieser übel berechneten Speculation. Oskar von Pladow, ein junger Husarenrittmeister, dessen Freundlichkeit und muntere Laune, verbunden mit großer Offenheit und Gutmüthigkeit, das Herz des alten Stephans für ihn eingenommen, hatte diesen endlich bewogen, ihm die obere Etage des goldnen

Kalbes zu vermiethen, die er in den nächsten Tagen beziehen wollte.

Neben dem großen Gastzimmer im goldnen Stier war noch ein kleineres, in welchem sich die Honoratio- nen des Ortes, die keine Familie besaßen, häufig zu kleinen Schmausereien versammelten, und die Officiere, die im Städtchen in Garnison lagen, ihre Table d'hote hatten. Es war im October des Jahres achtzehnhundert und siebzehn, als diese Gesellschaft eben abgespeis't und sich einige andre Gäste zu ihnen gesellt hatten, um rauchend und Kaffee trinkend einen Theil der Langenweile zu tödten, die die unbeschäftigten Bewohner eines kleinen Ortes, besonders in der schlechten Jahrszeit, oft so schwer dar- nieder drückt.

Das Geräusch eines rasch herbeirollenden Wagens lockte sämmtliche Gäste an die Fenster, und die Pforten des Stiers und des Kalbes öffneten sich zu gleicher Zeit und ließen, hier Stephan nebst Neffen und ein oder zwei Hausknechte, gegenüber den alten Küper und Tön- jes aus. Letzterer wollte sich mit der alten Garde in einer Reihe aufstellen, allein er erhielt von dieser einen Stoß mit dem Ellenbogen und einen wüthenden Blick, der ihn Angesichts des Herrn gegenüber, um einen hal- ben Fuß Länge hinter den Alten zurück trieb; denn ob- gleich er seit Kurzem der Liebling Stephans geworden,

so verstand doch dieser in Dingen, die die Ehrfurcht gegen ältere Leute betraf, keinen Scherz.

Der schwer bepackte und mit vier Pferden bespannte Reisewagen hielt jetzt vor dem größeren Hause, dem Stier; er war fest verschlossen, und es währte einige Zeit, ehe die geschäftigen Hausknechte alle Knöpfe geöffnet hatten, die das Leder ringsherum über die Chaise befestigt hielten. Man erschöpfte sich unterdeß im Gasthofe mit Vermuthungen über seinen Inhalt; einige Gäste glaubten, es könnte ein reicher Lord darin sitzen, indessen wiesen Erfahrnere diesen Gedanken durchaus zurück, denn der Wagen gehörte dem Postmeister in R.., der Hafenstadt, dann fehlte auch die Dienerschaft, und es war nicht denkbar, daß ein Lord ohne eignen Wagen und einer Menge Diener reisen werde, die hinten und vorn an demselben herumsitzen müßten. Unterdeß hatten auch Stephan und die Garde des Stiers wie des Kalbes sehr hochfahrende Vermuthungen, der vier Pferde und der vielen Koffer halber, und schon mancher Bückling war von ihnen in das Blaue hinein geschossen, ehe etwas Lebendes aus dem Wagen zum Vorschein kam.

Stephan sah endlich den Schirm eines Damenhutes, und rief mit einem tiefen Bückling aus:

„Gehorsamer Diener meine Herren, treten Sie näger!“ Dem Chor blieb indeß das Wort im Munde stecken, denn das Gesicht einer Mulattinn sah unter dem Stroh-

hute hervor; die Inhaberinn von beiden sprang, ohne auf die angesetzte Treppe zu achten, darüber hinweg, zum Wagen heraus, und wendete sich eiligst wieder nach ihm um, ein etwa zweijähriges Kind in Empfang zu nehmen, und mit ihm an den erstaunten Dienern vorüber in das Haus zu schlüpfen.

„Treten Sie näger meine Herren“

wiederholte Stephan, warf der Mulattinn einen würdevollen, schutzverheißenden Blick nach, um das muthwillige Volk hinter ihm in Respect zu erhalten, und wendete sich wieder nach dem Wagen, aus welchem jetzt zwei Knaben von zehn und sieben Jahren und blendender Schönheit hervor kamen und sich von einer zierlichen Damenhand eine kleine Cassette und einige Kästchen reichen ließen. Ihnen folgte endlich eine junge in Trauer gekleidete Dame, die den Knaben in englischer Sprache einige Worte zurief. Sie trat mit einem stolzen Anstande auf die Flur und redete Stephan in ziemlich geläufigem Deutsch an. Sie begehrte einige Zimmer auf etliche Tage und bezeigte ein unwilliges Erstaunen, als Stephan sie in das große Gastzimmer führte, in welchem die gelbe Dienerinn mit dem kleinen Kinde, umringt von Neugierigen, stand. Die Dame warf nur einen einzigen Blick in dasselbe und wendete sich sogleich mit großer Lebhaftigkeit zu Stephan, indem sie mit wohlklingender Stimme, doch fremdartigem Accent ihm

zurief: „Nicht hier! nicht hier! auf meine eigene Zimmer wünsch ich.“ „Sogleich wertheste Madame!“ erwiederte Stephan, „sie müssen nur erst geheizt werden.“

„Nicht nöthig, nur gleich auf meine eigene Zimmer,“ rief die Dame gebieterisch, und Stephan bedeutete ihr, daß diese im Hause gegenüber wären; sie winkte ihrer Dienerinn und den Knaben und von Stephan, dem Neffen und einigen Dienern gefolgt, schritt sie auf das goldene Kalb zu, wo bereits der Wagen hielt und abgepackt ward.

Die Gäste des Stieres kamen sämmtlich darin überein, nie eine größere Schönheit gesehen zu haben und drangen in Stephan, dem Neffen, der eben zurückkehrte, ihnen zu sagen, wer die Dame sein möge.

„Hm,“ sagte er höhnisch, „viel scheint nicht dahinter; die Casse trug ein Kind, in den vielen Koffern scheint nur leichte Frauenzimmer-Waare zu sein; das gelbe Frauenzimmer nannte sie Mistreß, und sie hat nur Theewasser und Butter und Brod zum Abendessen bestellt.“

„Dummes Zeug das,“ sagte jetzt Stephan der ältere, der in der Entfernung nicht sogleich die Unvorsichtigkeit seines Neffen, sich über einen Gast ein Urtheil zu erlauben, gewahrt hatte, als er herbei eilte. „Dummes Zeug, solche Schlüsse zu machen! Engländer führen Banknoten und keine Geldfässer mit sich und trinken ja Abend für Abend Thee; desto mehr verzehren sie Mittags.“

„Und dann,“ sagte Oskar, der junge Husarenofficier, „so sieht Herr Waßmer bei einer so schönen Dame, die ihm manchen Gast herlocken wird, nicht auf den unmittelbaren Gewinn.“

„Der Herr Rittmeister haben ganz Recht hihihihi,“ kicherte der Neffe, „und schön ist das Frauenzimmer, ganz verteufelt schön!“

„Ob sie nur die Mutter der drei Kinder ist?“ warf ein anderer Gast ein; die Stimmen für und wider diese Meinung waren getheilt, und man warf noch manchen neugierigen Blick nach den Fenstern gegenüber, allein außer den Knaben ließ sich Niemand dort mehr blicken.

Dies Ereigniß beschäftigte alle müssige Köpfe des Ortes, denn fast noch nie war es passirt, daß sich Reisende auf mehrere Tage der Kreide Stephans überantwortet hätten, und man glaubte bald, die Fremde müsse doch sehr reich sein. Die Gäste des goldnen Stiers mehrten sich täglich, doch bekamen sie selten nur die Dame am Fenster zu sehen, und weder Tönjes noch der alte Küper wußten mehr zu erzählen, als daß ihnen die Dienerinn alle Morgen ein Zettelchen übergebe, welches die Bestellungen auf den ganzen Tag enthalte, die die Mulattinn, auf das leiseste Geräusch auf der Treppe sogleich herbeieilend, stumm in Empfang nehme. Diese

kleinen Zettelchen wurden selbst ein Gegenstand der tiefsinnigsten Forschungen, indessen ließ sich nichts weiter daraus schließen, als daß die Fremde noch eine Anfängerinn in der deutschen Schreibekunst und keine Weintrinkerinn sei.

In N.. lebte seit langen Jahren eine alte Dame, die indeß in ziemliche Vergessenheit gerathen war. Sie hieß Mamsell Eddelbüttel und bewohnte mit einer alten Magd ein großes alterthümliches Haus, mit hohem Giebel und vorspringenden Fenstern (wie man sie in dortiger Gegend noch häufig antrifft), die nach der Straße zu sämmtlich mit Laden verschlossen waren. Sie selbst haus'te am Ende der langen düstern Hausflur in einigen Zimmern, die in ein kleines Gärtchen am Hause sahen. Das Schloß der großen mit Schnitzwerk versehenen Hausthür war erblindet; es stach, wie das ganze Haus, unangenehm gegen die sauber gehaltenen der Nachbaren ab, und es galt bei diesen schon für ein bemerkenswerthes Ereigniß, wenn sich die knarrende Pforte einmal öffnete.

Zu dieser alten Mamsell Eddelbüttel hatte Tönjes schon am Tage nach der Ankunft der Fremden ein großes Schreiben derselben bringen müssen. Nach langem Klopfen hatte die alte Magd ihm endlich die Thüre geöffnet und ihm bald darauf einige Groschen Trinkgeld

und die Antwort überbracht: Mamsell wolle sobald als möglich den Brief beantworten.

Tages darauf öffneten sich Pforten und Fensterladen des alten Hauses, und die alte Magd war mehrere Tage mit Reinigen der nach der Straße hin gelegenen Zimmer beschäftigt, und endlich, als das alte Haus wieder in früherer Sauberkeit glänzte, trug die alte Marthe ein großes Antwort-Schreiben in das goldne Kalb, das Tönjes zum Glück in die Hände bekam und nicht ohne Mühe die Aufschrift las:

Ihro Wohlgeboren der Frau Lieutenantinn
Black!

Stephan selbst ließ eine Secunde lang einige Überraschung blicken; eine Lieutenantinn! eine Bürgerliche! eine Deutsche! das hatte er doch nicht erwartet; welche Täuschungen lagen in diesen drei Begriffen für die sanguinischen Hoffnungen, die er und seine Gäste von der schwarzen Dame gehegt!

„Nun“ sagte der muntere Rittmeister endlich, „die unvergleichliche Schönheit der Dame und ihre englische Herkunft bleiben doch. Eine Engländerinn ist sie jedenfalls, man sieht es dem Gange und der stolzen Haltung an; höchstens wird der Mann ein Deutscher sein, und viel Ehre für unsern Landsmann, so viel Schönheit besiegt zu haben.“ Der hagestolze Postmeister konnte sich jetzt schon den Zusammenhang denken; die alte Mam-

sell Eddelbüttel hatte einen Schwestersohn gehabt, der Black hieß, in der Legion gedient hatte, sich mit einer Engländerinn verheirathete und vor zwei Jahren an der Schwindsucht gestorben sein sollte.

„Großer Gott!“ sagte Ottfried, ein junger Arzt, „unsere Fremde wird seine Witwe sein; sie wird Schutz bei seiner alten Verwandtinn suchen und fällt da am Ende einem Geizteufel in die Hände.“

„Das Letztere wäre nicht wohl zu beweisen,“ sagte der Advocat Palow. „Mamsell Eddelbüttel liefert jährlich ein hübsches Sümmchen an die Armencasse ein, sie giebt willig und pünktlich ihre Abgaben, und wie sie im Innern ihres Hauses lebt, kann Niemand wissen; es ist also kein Grund vorhanden, sie für geizig zu halten.“

„Nun wir wollen hoffen,“ sagte Oskar, „daß sie ein Engel an Milde und Freigebigkeit gegen die reizende Frau sein mag, denn es muß für diese ohnehin schmerzlich sein, sich in einem fremden Lande einer unbekannten Verwandtinn auf Gnade oder Ungnade übergeben zu müssen.“

Jetzt trat Tönjes abermals ein und flüsterte dem Herrn zu: „Mistreß Black wünscht ihre Rechnung zu haben,“ und der Rittmeister ermahnte Stephan, eingedenk der vielen Flaschen Wein, die hier auf das Wohlsein der schönen Fremden geleert seien, säuberlich mit der Witwe zu verfahren.“

„Was das betrifft, mein werther Herr Rittmeister,“ erwiederte Stephan, „so kennt Jedermann meinen wunden Fleck.“

„Eben, weil ich den kenne, bitte ich vor,“ lachte der Rittmeister.

Als Stephan sich in sein kleines Comptoir zurückgezogen, sagte Ottfried: „diese Bemerkung wird ihnen vielleicht einige Münze kosten; Stephan ärgert sich zwar nie, aber alle Veranlassung dazu notirt er mit seiner furchtbaren Kreide an und läßt sie sich von dem Schuldigen bezahlen.“

„So thut er, hihihi“ wieherte der Neffe, „und er freut sich innerlich, wenn Jemand recht hitzig gegen ihn wird. Dergleichen Thorheit, spricht mein Ohm, bringt klugen Leuten Geld ein.“

„Lassen Sie sich einen Fall dieser Art erzählen,“ sagte Ottfried zu dem Rittmeister, „der sich kurz vor Ihrer Ankunft zutrug. Sie wissen, wir Marschbewohner sind in Geldsachen ein sorgloser Menschenschlag, wir zahlen an Stephan was er uns abfordert; nicht so dachte indeß ein Fremder, der hier einst eine Nacht logirte, Abends nichts als Thee und am Morgen nichts als Kaffee und einige Zwiebäcke genoß, und dem Stephan — zehn Schillinge und acht Mark — abforderte. Sie wissen, es ist seine sonderbare Manier, die kleine Münze zuerst zu nennen, und der Fremde, der bei den zehn

Schillingen ein freundliches Gesicht gemacht, verlängerte dasselbe bedeutend, als hinter diesen die Mark aufmarschirten. Er ließ sich mit Stephan in einen Dispüt ein, der von Seiten des Letzteren mit größter Kaltblütigkeit, von der des Fremden mit der größten Erbitterung geführt ward und mit einer Ohrfeige endigte, die der riesengroße Wirth von der Hand des wüthenden Reisenden empfing, und die dem erstern wohl keine große Schmerzen gemacht haben konnte, da der Reisende seinen Arm bedeutend ausstrecken mußte, um Stephans fleischige Wange zu erreichen.“

„Tönjes!“ rief dieser mit der sanftesten Stimme, „schreibe mal fünf Thaler für eine Ohrfeige an.“

„Was, Sie Krämerseele!“ schrie der Zornige, „auch Schläge lassen Sie sich bezahlen? ich werde Sie verklagen, mein Herr!“

„Schön, das thun Sie, mein werther Herr,“ sagte Stephan ruhig, „unsere wohllöbliche Stadt wird dann noch einigen Verdienst mehr von Ihnen haben, denn die Taxe für eine Ohrfeige ist fünf Thaler, und die Kosten werden nicht weniger betragen.“

„Ja, ja, so sagte mein Ohm, hihihihi“ kicherte der Neffe, „auch für Schimpfworte hat er seine Preise; ein Esel kostet 8 Schilling, ein Gauner drei Mark.“

„Nun bei Gott,“ rief der Rittmeister, „das ist eine hübsche Manier, heftige Menschen zu bessern; aber wie

konnte er nur dem Reisenden für eine so geringe Bewirthung so viel Geld abfordern?"

"Ja sehen Sie, mein werther Herr Rittmeister, wenn ein Reisender gegen Abend eintrifft, so werden gleich Anstalten zu einem guten Abendessen gemacht; denn fast alle verlangen darnach. Nimmt er dies nun zu sich, so ist es sein Vortheil, läßt er es stehen, ganz oder halb, und nimmt noch was anders, so muß er zweierlei bezahlen."

"Da wird am Ende unsere schöne Fremde auch eine doppelte Rechnung zu bezahlen haben?" fragte Oskar.

"Das können Sie glauben," lachte Ottfried.

In diesem Augenblicke trat Stephan feierlich aus seiner Canzlei und überreichte dem wartenden Tönjes die Rechnung. Ein lebhafter junger Lieutenant eilte auf diesen zu, und indem er ihm das Papier entriß, rief er aus: "Ich muß mich doch unterrichten, wo der wunde Fleck von Master Stephan sitzt." Allein dieser gab nicht zu, daß irgend Jemand einen Blick in die Rechnung warf.

"Nicht doch, nicht doch, mein werther Herr," sagte er, "das ist nicht für Jedermanns Auge geschrieben."

"Sie haben ganz Recht," sagte der Rittmeister, "die Dame möchte uns nicht gerne ihre Geheimnisse zwischen ihr und Ihnen wissen lassen. Geh' mein Bursche," sagte er dann zu Tönjes, "und sei höflich, wenn Du dein Papier überreichst."

Wir haben nun zwar nie in Erfahrung bringen kön-

nen, wie hoch sich die Rechnung belaufen haben mag, doch schienen Stephan und sein holder Gast gleich zufrieden mit einander zu sein; denn als am Nachmittage einige Karrenschieber das Gepäck der Dame nach dem Hause der alten Mamsell Eddelbüttel gebracht, trat bald darauf Mistreß Black, zur großen Freude der Gäste, gegenüber aus der Thüre des goldnen Kalbes, gefolgt vom alten Stephan, der eine ganze Stunde lang bei ihr verweilt hatte, dem alten Küper und Tönjes, und alle drei machten die tiefsten Bücklinge, und Stephan stand in ehrerbietigster Devotion vor ihr, als sie sich, holdselig lächelnd, noch einmal zu ihm wendete und ihm freundlich zunickte.

„Besuchen Sie mich bald ein bitjen wedder“ rief er ihr und den Kindern, ja selbst der gelben Dienerinn nach, so lange noch etwas von ihnen sichtbar blieb, und erst als sie sämmtlich um die Ecke des Hauses verschwunden waren, kam er kopfschüttelnd und seine Perücke schiebend wieder auf den goldnen Stier zu.

„Welch ein Anstand!“ rief der Postmeister, „sie trägt das Haupt wie eine Königinn.“

„Und wie die schönste!“ sagte der Rittmeister.

„Und die Kinder!“ fügte der junge Arzt hinzu, „ich wünschte nur, daß eins oder das andere den Schnupfen bekäme, und ich würde gerufen, nur um die prachtvollen Jungen in der Nähe zu sehen.“

„Wie stolz that der älteste!“ sagte der Postmeister, „es ist ein echter kleiner Engländer.“

„Der zweite,“ sagte Advocat Palow, „erinnert mich recht an den Vater; es war der schönste Mann, den ich je gesehen, und der Himmel weiß, wie der Blühende zur Schwindsucht gekommen sein mag, die ihn hingerafft haben soll.“

„Nun?“ rief man dem eintretenden Stephan entgegen, „Sie sind ja als die besten Freunde geschieden?“

„Sicherlich, meine werthen Herren,“ erwiederte er, „es ist eine recht artige Dame.“

„Und sie blickte Sie mit ihren schwarzen Augen fast ein wenig zu holdselig an,“ sagte Oskar, „bei Gott, für einen solchen Blick hätte ich einen Strich durch die ganze Rechnung gemacht!“

„Würde nicht gut aufgenommen sein, mein werther Herr Rittmeister,“ sagte Stephan, „Damen sind eigen, Engländerinnen noch mehr.“

„Sie haben wieder recht,“ lachte der gutmüthige Officier, „doch was hat sie Ihnen nur noch alles zum Abschiede gesagt?“

„Adieu! mein werther Herr Rittmeister, weiter nichts,“ versetzte Stephan und wollte sich zu anderen Gästen wenden, indessen sagte Oskar:

„Sie sind ein rechter Geheimnißkrämer! aber nun

lassen Sie schnell die Zimmer wieder in Stand setzen, denn morgen ziehe ich ein in das goldne Kalb.“

Er verließ mit diesen Worten das Zimmer und bestieg sein muthiges Pferd, das, durch den Reitknecht gehalten, schon seit einer guten Stunde vor der Pforte des Stieres das Pflaster stampfte, und schlug mit ihm den Weg zur Stadt hinaus ein.

Eine halbe Stunde von dem Städtchen N.. entfernt liegt ein hübsches Landgut; es ist das Stammhaus der Familie von Steinfels, deren edle Sprossen sich seit Jahrhunderten den Ruhm eines unbefleckten Namens zu erhalten gewußt. Das geräumige Wohnhaus mit seinen vielen und hohen Zimmern liegt auf einem rings mit hohen Kastanienbäumen eingefaßten Hofe, den ein breiter Graben zu einer Insel macht. Der alterthümlichen Pforte des Hauses gegenüber erhebt sich dicht neben dem breiten und tiefen Graben das hohe Portal eines Thores, worauf sich in grotesker Form das in Stein ausgehauene Wappen der Familie befindet, welches in altdeutscher Schrift die Devise trägt:

„Der Mann soll sein fest, unerschütterlich, wie ein Fels; die Frau ohne Tadel, wie ein Diamant.“

Eine Zugbrücke führte über den Graben, und jenseits ist derselbe von hohen Pappeln eingefaßt, die auch den Weg nach dem Städtchen N.. bezeichnen. Jetzt steht

das Haus der Steinfelser leer und unbewohnt; die Ländereien, welche dazu gehören, sind verpachtet; der große in französischem Geschmack angelegte Garten mit seinen hohen Hecken von Taxus, seinen Spaliers und Alleen, ist verwildert, und der alte Mann, der unten im Erdgeschosse des Herrenhauses mit seiner Familie einige Zimmer bewohnt, um es zu bewachen, bauet da Kartoffeln und Kohl, wo sonst die schönsten Blumen blüheten. Der breite Graben, in welchem sonst muntere Fische plätscherten, enthält jetzt nur ein grünes schlammiges Wasser; die Zugbrücke über denselben ist baufällig geworden, und kurz, das ganze Wesen giebt das Bild der Verwahrlosung.

Doch zu der Zeit, von der wir reden, bot Freiburg, so heißt das Landgut, den gastlichsten Aufenthaltsort dar. Die Mutter des jetzigen Besitzers, des Herrn von Steinfels, lebte hier mit zwei lieblichen Töchtern, von denen die älteste, Helene, überaus lebenslustig, hübsch und geistreich gefunden ward. Louise, die jüngere, war eben so hübsch als die Schwester, doch fiel sie selten beim ersten Anblicke auf; sie war still und sanft und liebte keine rauschenden Vergnügungen; aber wer konnte die zarte jungfräulich in sich geschmiegte Gestalt öfter sehen, ohne von ihr bezaubert zu sein? Helene, wenn man beider Schönheiten clasificiren wollte, hätte man blendend, Louise anziehend nennen können. Die erste hatte

schwarzes Haar und dunkelblaue Augen mit langen Wimpern, unter denen die veilchenblauen Sterne schelmisch hervor lachten. Louisens himmelblaues Auge blickte hingegen in sinniger Klarheit, und das schlicht gescheitelte, seidenweiche, hellblonde Haar, welches ihr Köpfchen umgab, machte sie zu einer echt nordischen Schönheit. Doch sah man beiden Schwestern nicht an, daß sie auf dem Boden des Marschlandes empor geblüht, denn beide waren nicht sehr groß und von zierlichen leichten Formen.

Nur Franz, der einzige Bruder, war ein echter Sohn des Nordlandes; groß, kräftig und doch so edel von Gestalt; gewandt und kühn und doch bescheiden. Er war in fremden Diensten als Lieutenant angestellt und kam nur alle Jahr einmal, und zwar im Herbste, einige Monate auf Urlaub zur Mutter und den Schwestern. Außer diesen eignen Kindern besaß Frau von Steinfels noch eine Stieftochter, die an einen Baron vermählt, mit diesem auf einem ebenfalls in der Marsch gelegenen, nur drei Meilen weiter von der See entfernten, Gute lebte.

Helene, hieß es, sollte mit Oskar, dem jungen Rittmeister, dessen flüchtige Bekanntschaft wir im goldnen Stier gemacht, versprochen sein, und die täglichen Besuche, die er auf Freiburg gab, widersprachen diesem Gerüchte eben so wenig, als die huldigende Weise, mit der

er fast ausschließlich um Helene beschäftigt war, wenn die Familie von Steinfels an den geselligen Vergnügungen im Städtchen Theil nahm.

Als Oskar vorhin auf seinem Pferde das Thor passirt war, mit welchem stolzen Namen die Bewohner N..s die Stelle bezeichnen, wo ein Schlagbaum die Reisenden so lange aufhält, bis sie ein kleines Brückengeld entrichtet haben, gab er dem Thiere, das ihn trug, die Sporen und sprengte, so schnell es der schlechte Weg erlaubte, nach Freiburg hinaus. Er galopirte fröhlich über die Zugbrücke, warf dem herbeieilenden Diener die Zügel seines erhitzten Engländers hin, klopfte diesen liebevoll auf den Hals und empfahl ihn freundlich der Sorgfalt des Menschen, der ihm denselben abnahm. Dann eilte er die Stufen der Treppe hinan, die zur Pforte des Hauses führte und ließ sich auf der Flur durch den ihm mit ehrerbietiger Liebe zugethanen alten Johann von den Spuren des Marschbodens befreien, gab Bart und Haupthaar eiligst den gehörigen Glanz und Schwung und ging nun klirrenden Schrittes durch das Vorzimmer auf das geräumige Wohngemach der Frau von Steinfels zu, in welchem die Familie versammelt war. Johann flüsterte ihm, indem er die Thüre öffnete, noch zu: „Der Herr Major sind auch angelangt“ und Oskar trat in den fröhlich plaudernden Kreis.

Frau von Steinfels stellte ihm hier einen ernsthaften Herrn in Civil vor, als den Bruder des Barons, den Major von B., dessen Ankunft man seit einigen Tagen erwartet hatte, und auf dessen Bekanntschaft sich alle, als auf einen Zuwachs zu der Hausgesellschaft, in Freiburg gefreuet hatten.

Der Major hatte in der englisch-deutschen Legion gedient und wollte sich jetzt mit seinem Halfpay auf ein kleines Gut zurückziehen, das er irgendwo in der nahen Haide besaß. Den Winter wollte er indeß mit dem Bruder und der Schwägerinn auf Lalau, dem Gute des Barons, verleben, und er hatte sie bei seiner Ankunft aus der Residenz, hier in Freiburg aufsuchen müssen, wo sie, in Erwartung des Bruders Franz, der in dieser Zeit auf Urlaub kommen sollte, sich seit einigen Tagen zum Besuch eingefunden hatten und ein paar Monate mit diesem verleben wollten.

Der Major war ein angehender Vierziger, indessen sah er frisch und wohl conservirt aus. In seiner Haltung und seiner ganzen Erscheinung prägte sich eine ruhige Würde aus; er sprach wenig, und was er sagte war einfach, ungekünstelt, aber es gehörte eben zur Sache; nicht mehr und nicht weniger konnte man davon rühmen.

Der lebhafte Oskar fand sich nicht sonderlich durch ihn angesprochen. Sie hatten beide bei Waterloo ge-

fochten und in demselben Heere, allein sich nicht persönlich kennen gelernt.

Indessen war der Spieltisch bereitet, an welchem Frau von Steinfels gern einige Abendstunden zubrachte. Ihr Schwiegersohn und Ida, die Baroninn, gehörten zu der Parthie, sobald nicht andere Gäste zugegen waren, und Oskar gab sich artig dazu her, so oft man seiner bedurfte. Doch heute rechnete er mit innigem Vergnügen darauf, daß der ernsthafte Major von nun an diese Stelle für ihn ausfüllen werde; allein Ida verkündete ihm, der Schwager spiele nur Whist und Schach, und da die Mutter das Boston ausschließlich liebte, so rief diese unserm jungen Freunde, sobald sie seine Conversation mit dem Major beendigt sah, zu: „Kommen Sie, Oskar, Sie sind schon zu lange ausgeblieben.“ „Augenblicklich,“ erwiederte dieser, „erlauben Sie nur, daß ich den jungen Damen hier guten Abend sage.“

„Nein! nein!“ rief Helene lebhaft aus, „gehen Sie geschwind an den Spieltisch; hier schmollt man mit Ihnen, und das Gewitter, was über ihrem Haupte schwebt, mag sich erst nach und nach verziehen.“

„Aber, mein Gott, was habe ich denn verbrochen?“ fragte Oskar.

„Es ist kaum der Rede werth,“ versetzte Helene neckend, „indeß will ich Ihnen Ihre eigenen Worte wiederholen, die Sie gestern beim Abschiede vor so vielen Zeugen zur

Mama sprachen: „„Morgen Nachmittag vier Uhr bin ich mit Ihrer gnädigen Erlaubniß wieder hier““ und jetzt? was ist die Uhr? Sechs und ein halb.“

„Bei Gott, es ist wahr!“ rief Oskar aus, indem er einen Blick auf seine Uhr warf; „allein ich war gewissermaßen in Ihrem Dienste beschäftigt, ich habe den Abzug der schönen Fremden mit angesehen, der heute erfolgt ist, um Ihnen nun ganz genau sagen zu können, wie sie aussieht.“

„Ist sie abgereis't?“ fragte Helene mit großer Lebhaftigkeit.

„Das nicht,“ erwiederte er; „sie ist aber nun zur alten Mamsell Eddelbüttel gezogen; wir hatten eben abgespeis't, als sich die ersten Anstalten dazu blicken ließen. Mistreß Black ließ nämlich ihre Rechnung fordern und trat eine Stunde später, wie eine Göttinn schön und hehr, aus dem goldnen Kalbe, gefolgt von der orangefarbnen Dienerinn und den Kindern. Stephan der ältere (der, beiläufig gesagt, „einigermaßen“ von ihr entzückt ist) nebst Anhang geleitete sie, und rief ihr noch sein „Besuchen Sie mich bald ein bitjen wedder“ nach, als schon nichts mehr von ihr zu sehen war, als der Saum ihres schwarzen Kleides, der zuletzt um die Ecke des Hauses verschwand.“

„Und wo blieben Sie?“ fragte Helene schelmisch,

folgten Sie nicht diesem schwarzen Saume noch etwas weiter nach?"

"Leider nicht," erwiederte Oskar in derselben Weise, "ich stand mit den Philistern am Fenster des goldnen Stieres, und wir hatten sämmtlich nichts als das Nachsehen."

"Nun sagen Sie uns denn endlich, wie sieht sie eigentlich aus?" fragte Ida.

"Sie hat die Gestalt einer Juno, den Anstand einer Königinn, die glänzendsten schwarzen Augen und Haare, eine römische, fein gebogene Nase, kleinen Mund und in ihm die schönsten Zähne, die grade wie zwei Reihen milchweißer Perlen glänzen, Hände und Füße — — —

"Halten Sie ein!" rief Helene, "ich bitte Sie! das wird zu langweilig. Ich glaube fast, Sie haben diese Phrase aus einem schlechten Romane entlehnt, in welchem Held und Heldinn nur mit recht reichlichen äußern Gaben ausgestattet werden, damit man sich desto weniger Mühe mit den innern zu geben braucht.

Frau von Steinfels warf Helenen einen mißbilligenden Blick zu und sagte dann zu Oskar: "Kommen Sie, lieber Rittmeister, lassen Sie uns ein verständiges Boston spielen."

Ein wenig verstimmt folgte er der mit dem freundlichsten Tone gesprochenen Einladung. Er liebte zwar sehr die Munterkeit Helenens; er war lebenslustig und

ließ sich in Gesellschaft von Damen nicht gern auf eine ernsthafte Unterhaltung ein, daher suchte er meistens Helene auf; allein dennoch sah er es ungern an ihr, wenn sie ein gewisses herrisches Wesen annahm, und eine leise Wolke des Unmuths flog über seine Stirne hin, als sie eben auf eine so lebhafte Weise ihn aus ihrer Nähe zu verbannen suchte, und statt, wie sonst, vom Spieltische aus sich gelegentlich in das Geplauder der Schwestern zu mischen, schien er sich heute ausschließlich dem Boston zu widmen. Louise trat nach einiger Zeit leise an ihn heran und sagte sanft:

„Der Major hat den Lieutenant Black gekannt, er ist der Adjudant eines englischen Generals gewesen.“

„So?“ sagte Oskar zerstreut. „Und kennt er die Frau?“ fragte Ida. —

„Nicht persönlich,“ erwiederte Louise, „allein er hat oft ihre Schönheit rühmen hören; sie hat den Mann nach Spanien und überall hin begleitet, aber zufällig ist der Major nie mit ihr zusammengetroffen.“

„So! mein liebes Kind,“ sagte Frau von Steinfels, „nun laß uns ungestört spielen, ich denke der Major spielt Schach, möchtest Du ihm eine Parthie anbieten?“

Helene fing eben an ein wenig zerstreut der Erzählung des Majors zu horchen, die er ihr auf ihre Bitte von dem letzten Hoffeste, das er in der Residenz bei-

gewohnt, entwarf; der Vorschlag der Mutter erreichte ihr feines Ohr, sobald es daher der Anstand und die beendigte Beschreibung des Majors gestattete, machte sie sich von ihm los, und bald saß die sanfte Louise mit dem stattlichen Helden am Schachtischchen.

Aus diesen Personen war der tägliche Cirkel, der sich um Frau von Steinfels versammelte, zusammengesetzt, und er und die Art der geselligen Unterhaltung blieben eine Zeitlang unverändert dieselben; jedoch stellte sich bald heraus, daß der Major Helenen auf das Angelegentlichste den Hof zu machen anfing, und sie, um Oskar zu necken, gab sich anscheinend gern seiner Unterhaltung hin, wodurch der biedre Mann sehr in der Hoffnung, einst ihre Neigung zu gewinnen, bestärkt ward. Zuweilen wandelte sie indeß ein Anflug von übler Laune und Zerstreutheit an, und dann war Louise, die Vermittlerinn aller sich irgend unfreundlich offenbarenden Elemente ihres Hauses, gleich bereit, den Major zum Schach einzuladen. Er war ihr darin sehr überlegen, und Oskar, dem ihr Mißgeschick nicht entging, nannte deshalb das Schachtischchen: Louisens Opferaltar.

Man erwartete endlich Franz mit einiger Ungeduld. Er war kein Freund von Schreiben, man wußte daher

nur ungefähr, wann er kommen würde, und Alles sah ihm mit Sehnsucht entgegen. Oskar hatte schon im vorigen Herbste seine Bekanntschaft gemacht und freute sich ebenfalls sehr auf seine Ankunft.

So war man bis in den November gekommen, der mit seiner Unfreundlichkeit einen Zuwachs der Gesellschaft doppelt angenehm machte. Helene schalt besonders auf den Saumseligen, und der Major versuchte eines Abends vergebens, sie mit der Erzählung eines großen Diners zu unterhalten, das er beim Herzog von Wellington mitgemacht. Sie war übler Laune, hörte nur zerstreut zu, und er ward es endlich auch; Louise mußte wieder zum Schach einladen. Das liebe Kind war aber auch heute ungewöhnlich zerstreut, und bald rief ihr der Major zu:

„Sie werden die Königinn verlieren, und Sie hätten sie so schön mit dem Läufer decken können.“

„Es ist wahr,“ erwiederte Louise, „sie ist verloren, nehmen Sie sie hin.“

„Noch nicht“ meinte der Major, „Sie dürfen nur roquiren.“

„Sie sind sehr gütig, meinen Vortheil zugleich mit dem Ihrigen wahrzunehmen,“ sagte Louise heiter, „Ihre Majestät sind dann noch einmal gerettet durch einen edeln Feind.“

Bald rief der Major wieder: „aber bei Gott! die

Königinn steht schon wieder im Schach!“ „Ach ja, ich bin matt!“ seufzte Louise zerstreut.

Allein abermals sah sie sich durch ihren Gegner gerettet. Oskar sagte leise zu Ida: „Der Major verschafft sich da ein Vergnügen, wie es die Katze mit dem Mäuschen zwischen ihren Krallen empfinden mag. Sie schenkt ihm eine augenblickliche Freiheit, um es aber und abermals einzufangen. Sie weiß schon, es kann ihr nicht mehr entlaufen, und ein gehetztes Wild ist ein Leckerbissen.“

„Nur, daß der gute Major sonst nichts von der Gemüthsart dieses häßlichen Thieres besitzt,“ sagte Ida, „ich glaube vielmehr, seine strenge Redlichkeit ist es, die ihn verhindert, die Vortheile eines so leichten Sieges zu genießen.“

Eben wollte der Major endlich einen lang durchdachten Zug thun, der das von Louisen sehnlich heran gewünschte Ende herbeiführen sollte, als diese plötzlich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit aufstand und, sich flüchtig gegen den Major verneigend, sagte: „Sie haben mich auf die edelmüthigste Weise endlich doch vollständig besiegt, ich bin matt!“ und gegen das Fenster eilend, rief sie freudig: „Er kommt! Er kommt!“

„Wer, mein Kind?“ rief Frau von Steinfels, allein ihr Herz sagte ihr schon die Antwort. Alles warf die

Karten hin und eilte dem eben eingetroffenen Franz entgegen.

Er war der Abgott des ganzen Hauses; und für jeden der Leute, die ihm mit lauter Freude auf dem Hofe entgegen kamen, hatte er ein freundliches Wort, das ihnen sagte, er habe sie nicht vergessen. Helene stürzte die Treppe vor dem Hause hinunter, ihm entgegen, er eilte jetzt von einer Umarmung in die andere, und schüttelte mit herzlicher Freude Oskars Hand. Auch den Major hatte er bald für sich eingenommen, und kurz, durch sein Erscheinen war auf einmal wieder ein fröhlicherer Geist der Unterhaltung über die ein wenig abgespannte Gesellschaft gekommen.

Oskar war nun fast stets mit ihm zusammen, Morgens besuchte ihn Franz gewöhnlich; man ritt häufig auf des Rittmeisters schönen Pferden spazieren, verabredete kleine gesellige Überraschungen, gab mitunter im Städtchen Besuche und lud dort Alles, was einigermaßen genießbar war, nach Freiburg hinaus.

Der Engländerinn ward von beiden jungen Männern auch mitunter nachgeforscht, allein sie hielt sich fast eben so zurückgezogen, als die alte Tante. Täglich indeß ging sie, wiewohl dicht verschleiert, mit den Knaben spazieren, und die Mulattinn führte das kleine Mädchen in das Freie. Einst trafen Franz und Oskar die ersteren allein auf dem Deiche, wo der älteste eben

seinem Bruder die Richtung zeigte, in der England lag und dabei in englischer Sprache zu ihm sagte: „Sieh William, da liegt das alte gute England.“

„Aber, George, ich sehe nichts als Wasser.“

„Ich auch nicht,“ erwiederte dieser, „aber hinter dem Wasser liegt England, und zu Schiffe würden wir bald wieder hinkommen können.“

Jetzt trat Oskar an sie heran und redete sie auf englisch an, indem er fragte: „Magst Du nicht in Deutschland sein, mein Junge?“

„Nein!“ war die kurze Antwort. „Und weshalb nicht?“ „Ich bin ein Engländer!“ erwiederte der Knabe mit Stolz und glaubte mit dieser Antwort alles gesagt zu haben.

„Aber Dein Vater war ein Deutscher, nicht wahr?“ fragte Oskar.

Der Knabe erröthete und sagte „ja, aber er ist todt und meine Mutter ist eine Engländerinn.“

„Und Du liebst nicht das Land, in welchem Dein Vater geboren war?“ fragte ihn Franz.

„Nein.“ „Aber ich!“ sagte der blondgelockte William, „ich mag es gern leiden; — meine alte Tante ist sehr gut und sie erzählt uns hübsche Geschichten und spricht mit uns von Weihnacht, das nun bald kommt. Aber sehr schmutzig ist es hier.“

„Darum laß uns wieder zur Mutter gehen,“ sagte George, und sich gegen die beiden Officiere verneigend, gingen die Knaben wieder der Stadt zu.

„Es ist schade,“ sagte Franz, „daß sich die Mutter der schönen Knaben nicht in Gesellschaft zeigt; wenn wir nur den Major bereden könnten, daß er unter dem Vorwande seiner früheren Bekanntschaft mit dem Manne ihr seinen Besuch gäbe, vielleicht wäre sie so unserm Cirkel gewonnen.“

„Ein vortrefflicher Einfall,“ rief Oskar, „wir wollen ihn dazu bereden. Da sie eine Engländerinn ist, so wird er sich dazu verstehen.

Man bereitete sich indessen seit mehreren Tagen auf einen Ball vor, der in einiger Zeit in N.. stattfinden sollte. Franz, der ein ausgezeichneter Tänzer war und aus einer so großen Residenz kam, mußte den Schwestern eine neue Francaise einstudiren, zu der man Ottfried, den jungen Arzt, einen Lieutenant von der Infanterie und zwei junge Mädchen aus N.. einlud, die nach ländlicher Sitte jetzt öfters zu Pferde nach Freiburg geholt wurden, um den Tanz einzuüben. Helene war dabei. ganz in ihrem Lustre; sie tanzte gern und gut, und Louise, die ihre Schwester zärtlich liebte, vergaß, daß ihr selbst all dieser Lärm nicht das mindeste Vergnügen machte. Doch nahm sie ihr alle häus=

lichen Geschäfte ab und trat nur dann theilnehmend in den bunten Kreis, wenn ihre Gegenwart zur Begleitung am Flügel oder bei der Francaise erfordert ward. Die Kleinstädterinnen hatten am meisten Vertrauen zu ihr, und Regine Fließen, eine der beiden Tänzerinnen aus N.., erzählte ihr eben, wie man nun endlich etwas mehr von der Engländerinn wisse. „Der Briefträger bringe jetzt die Zeitungen in das alte Haus (Briefe freilich nie, worüber man sich wundere), und gewöhnlich fahre ihm die alte Marthe entgegen und nehme sie ihm ab; aber kürzlich sei sie nicht zur Hand gewesen, er habe denn dreist an die nächste Thüre geklopft, und da habe die Fremde diese selbst geöffnet. Hier hätte er denn das Zimmer übersehen; ein schöner Teppich liege darin, vor den Fenstern hängen seidene Gardinen, die alte Mamsell Eddelbüttel habe mit einer hohen Haube im Sopha gesessen und gar nicht grämlich, sondern recht freundlich ausgesehen. Die beiden jüngsten Kinder hätten auf Steckenpferden auf dem schönen Teppich herumgetobt, der Älteste geschrieben, und Sie habe eben recht vergnügt gelacht, als er angeklopft.“

„Wie freut mich das Alles!“ sagte Louise freudig. „Der Gedanke an die traurige Existenz, die eine so junge, so schöne Fremde in unserer jetzt so unfreundlichen Gegend und in Gesellschaft einer verdrießlichen Verwandtinn

haben konnte, hat mich oft recht gequält, und jetzt kann ich mir ihr Leben recht angenehm denken. Sie ist unabhängig von aller Welt, lebt still und doch so glücklich unter ihren lieblichen Kindern und erheitert die letzten Lebenstage der alten Tante. Ob diese nur englisch spricht, um mit den holden Kleinen plaudern zu können?"

"Meine Mutter glaubt es," sagte Regine, indem sie leise hinzufügte: "Sie soll einst einen Liebeshandel mit einem vornehmen Engländer gehabt haben, der ihr ungetreu geworden ist. Seit der Zeit wohnt sie nun in der Hinterstube und ist menschenscheu."

"Ach du lieber Himmel!" rief Helene, die auch herzu getreten war, "das ist ja ein neuer Roman. Nun wird wohl die Fremde eine Tochter des alten Geliebten sein, die dem sterbenden Vater hat geloben müssen, nach Deutschland zu gehen und das Herz seiner so getreuen Freundinn noch zu guterletzt mit einiger Liebe wieder aufzuwärmen und den Rand ihres Grabes mit Blumen zu schmücken."

"Sie sprechen vom Grabe?" fragte Oskar, der sich bisher mit Franz unterhalten hatte, "was in aller Welt bringt einen so tristen Gegenstand über Ihre rosigen Lippen?"

"Ja!" sagte Helene mit einem Seufzer, "wohin bringt uns diese Engländerinn nicht? Während sie selbst, wie

wir eben hören, trotz ihrer tiefen Trauer doch ein ganz vergnügtes Leben führt, unterbricht der Gedanke an sie alle Augenblicke das unsrige."

"Was ist mit ihr?" fragte Franz, und Regine ward von Ida aufgefordert, auch ihnen zu sagen, was sie von der Fremden wisse. Diese erzählte, und als sie mit Erröthen bis zu der Liebesgeschichte der alten Mamsell Eddelbüttel gekommen war, rief Helene ungeduldig aus: "O Gott! Ihr habt ja Alle Mienen angenommen, die eher in die Kirche, als auf den Tanzsaal passen; diese widerlichen Namen: Black und Eddelbüttel! laßt sie endlich ruhen und uns unsere Francaise probiren, Franz ist noch lange nicht zufrieden."

"So kommen Sie denn," sagte Franz, "unser Wildfang läßt uns doch zu einer verständigen Unterhaltung keine Ruhe."

Andern Tags behauptete Regine, es sei nun ganz gewiß alles richtig bei Steinfels, Louise werde den alten Major heirathen und Helene den Rittmeister.

"Da thäte der verständige Major auch noch immer besser, als wenn er die wilde Hummel, die Helene, nimmt," sagte die Mutter, "der sieht man es wirklich nicht an, daß sie die älteste ist und die verständigste sein sollte."

„Nein, wirklich nicht,“ sagte Regine spöttisch, „Du kannst Dir nicht denken, Mutter! wie unartig sie sich gestern wieder betrug; es ist grade, als ob wir Alle ihre Dienerinnen wären, und der Rittmeister läßt sich auch Alles von ihr bieten. Er und Herr von Steinfels baten mich gestern, ihnen von der alten Mamsell Eddelbüttel und ihrer unglücklichen Liebe zu erzählen, allein Helene wollte tanzen und wir andern mußten gehorchen.“

„Nun, das war am Ende noch recht gut von ihr,“ erwiederte die Mutter, „denn es würde sehr unschicklich gewesen sein, wenn Du zwei Herren von Liebe, gleichviel ob glücklich oder unglücklich, hättest unterhalten wollen; in Deinem Alter spricht man nie von dergleichen, am wenigsten, wenn Herren dabei sind.“

„Aber ich möchte wissen, wann ich dies endlich kann; ich werde Ostern neunzehn Jahr und weiß wohl eben so gut, was sich schickt, als Helene Steinfels.“

„Das Alter thut dazu nicht viel,“ sagte die Mutter, „das sehen wir an Louisen, die euch Alle beschämt.“

„Und grade sie“ sagte Regine schadenfroh, „fragt immer am angelegentlichsten nach solchen Geschichten, und ihr erzählte ich eben, als die Andern herzutraten, und ich wieder von vorne anfangen mußte.“

Die Mutter fand jetzt für gut, das Gespräch abzu-

brechen, und auch wir haben genug an dieser kleinen Lection und kehren wieder nach Freiburg zurück.

Der Ball war nun zu Louisens Freude glücklich überstanden. Endlich ward es wieder ruhig genug, um Musik und Lectüre und ein verständiges Gespräch vorzunehmen. Die Herren machten hin und wieder eine Jagdparthie, und Franz, der ein leidenschaftlicher Jäger war, verabredete mit dem Baron und dem Major, in den nächsten Tagen nach Lalau zu gehen, bei welchem eine größere Jagd war. Oskars Dienstverhältnisse erlaubten ihm keine längere und weitere Entfernung von N..; doch er versprach, sie auf einen Tag dort zu besuchen. Er und Franz schlossen sich immer inniger an einander; derselbe Beruf führte gleiche Interessen des Gesprächs herbei. Beide waren von offnem, mittheilenden Character, und endlich hofften beide, wiewohl im Stillen, sich bald durch verwandtschaftliche Bande noch näher zu treten.

Frau von Steinfels hatte dem Sohne gleich am Tage nach seiner Ankunft mitgetheilt, wie sie alle Hoffnung habe, Helene bald als die erklärte Braut des Rittmeisters zu sehen; sie zeigte ihm einen Brief, den sie von der Präsidentinn von Pladow, Oskars Mutter, erhalten hatte. Diese war eine Verwandtinn und Jugendfreundinn

von ihr, und auch ihre beiden verstorbnen Gatten waren Freunde gewesen. Die Präsidentinn sagte darin unter andern:

„Mein Sohn entwirft mir eine so begeisterte Schilderung von den geselligen Talenten Helenens, überhaupt von der Liebenswürdigkeit Deiner beiden schönen Töchter, daß ich zu Gott hoffe, der Wunsch meines seligen Mannes wird einst erfüllt, und sein Oskar mit einer der Töchter seines Freundes Steinfels verbunden werden. Er rühmte stets die häuslichen Tugenden der Frauen Eurer Provinz, und wird segnend auf seinen Sohn hernieder blicken, wenn er ihn sich von dort her eine Gefährtinn holen sieht.

Doch die Kinder sind noch jung, und es ist nie gut, sich in ein Verhältniß zu mischen, das allein die Liebe knüpfen, und die Hand der Vorsehung selbst leiten sollte. Wir wollen daher nichts dafür, noch dawider thun, sondern es ruhig der Zeit überlassen, ob und wie sie unsere Wünsche krönen wird.“

„Du siehst nun, Franz,“ fuhr Frau von Steinfels fort, „welcher Segen auf diese Verbindung ruhen wird, nach deren Bestätigung ich mich fast mit Ungeduld sehne, und wie glücklich macht mich der Gedanke, Helene im Geiste schon als Oskars Gattinn zu sehen; sie sind ganz für einander geschaffen. Louise,“ fügte sie dann leicht hinzu, „habe ich unserm Major bestimmt.“

„Wie so? wie kommt das?“ fragte Franz mit großer Lebhaftigkeit, „bemerkst Du eine gegenseitige Neigung bei ihnen.“

„Es ist mir allerdings so vorgekommen,“ erwiederte Frau von Steinfels, während sie ein wenig verlegen sich räuspernd ihre Arbeit hervorsuchte.

„Das könnte mir fast leid thun, Mama, so sehr ich den Major für einen Biedermann halte; aber meine liebe Louise ihm, der doppelt so alt wie sie ist, wenn nicht noch mehr!“

„Was thut das mein Sohn? Dein Vater stand in demselben Alters-Verhältniß zu mir, und wie glücklich war unsere Ehe! Ein Mann, der so wohl conservirt an Körper und Geist ist, wie der Major, bei dem darf man das Alter nicht nach seinen Jahren zählen, und sprich selbst, paßt nicht Louisens stiller Sinn für Häuslichkeit, ihr sanfter Character sehr gut zu ihm? Überdem glaube ich wirklich, daß sich am Schachtischchen eine Neigung zwischen Beiden angesponnen.“

„Ich bin erstaunt, denn ich gestehe Dir, daß ich gar nicht finde, daß zwei Menschen, die beide still und schweigsam sind, für einander weder zum Umgange noch zur Ehe passen; mich dünkt, es wird da viel zu Gähnen geben. Doch Mama, wir wollen nichts dafür noch dawider thun, nicht wahr? sondern es, wie die Präsidentinn sagt: lediglich der Zeit überlassen, Deine Wünsche

in dieser Hinsicht zu krönen. Die meinen sind es nicht; ich denke mir das Glück der Liebe nur zwischen zwei Wesen möglich, deren Herz noch durch das warme Blut der Jugend pulsirt; und dann kann der Major Louisen ja kaum ein angenehmes Sort bereiten."

„Er hat ein hübsches kleines Gut," sagte Frau von Steinfels.

„Ich erinnere mich, einst dort gejagt zu haben; es liegt in der Haide, ist von öden Moorflächen umgeben, und die Aussicht aus dem Wohnhause schweift über diese und endet mit einem Sandberge, auf welchem kaum etwas Grünes zu sehen ist."

„Dann aber hat er Halfpay und ist deshalb ja gar nicht an jenen Aufenthalt gebunden."

„So oder so gefällt mir die Parthie nicht, doch die Ehen werden im Himmel geschlossen, versprich mir nur, daß Du Louise eben so gütig behandeln willst, als Helene," rief Franz mit Innigkeit aus, indem er die Hand der Mutter ergriff und sie bittend anblickte.

„Gewiß," erwiederte Frau von Steinfels gerührt, „und ich bitte Dich, Dir selbst nicht durch die kleinste Neckerei merken zu lassen, daß wir die eine oder die andere Parthie wünschen."

„Sei unbesorgt, beste Mutter, das Glück meiner

Schwestern ist mir doppelt heilig seit sie durch den Tod unsers Vaters an mich, als ihren einzigen männlichen Beschützer, gewiesen sind, und mein eignes ist mir nicht theurer, als das ihre.“

„Du guter Mensch!“ sagte Frau von Steinfels gerührt und umarmte den einzigen geliebten Sohn, in welchem sie so ganz das verjüngte Ebenbild seines Vaters erblickte. Franz beobachtete nun unbemerkt die Personen, von denen eben die Rede war, und bald glaubte auch er bei Oskar und Helene eine Neigung für einander zu erblicken, trotz der heitern Maske, hinter denen beide sie zu verstecken strebten. Wenn Helene zuweilen zu übermüthig ward, so war eine einzige heiter hingeworfene Bemerkung Oskars hinreichend, sie in die gehörigen Schranken zurück zu führen. Sie schien ein wenig eifersüchtig auf die Fremde, und Franz bemerkte, wie sehr es Oskar vermied, in ihrer Gegenwart von dieser zu reden; ja er hatte Franz sogar gebeten, den Major nicht an den Besuch zu erinnern, von welchem man sich die Bekanntschaft der Dame versprochen. Dennoch sprach er oft zu Franz mit Theilnahme von dem traurigen Geschick, das ein so reizendes jugendliches Wesen schon Witwe werden und eine Zuflucht in einem fremden Lande suchen ließ. Aus diesem Grunde gab denn auch der letztere die Idee, die Engländerinn kennen zu lernen, wieder auf, denn nur ungern hätte er ein Hin=

derniß zwischen die Verbindung der beiden ihm so lieben Menschen treten sehen.

Über Helenens Geschick war er also beruhigt, denn wem hätte er es lieber anvertraut, als dem gleichgestimmten Freunde, und bald sah er, daß der Major keinesweges Louisen seine Liebe zugewendet hatte, sondern bis über beide Ohren verliebt in die muntere geistreiche ältere Schwester war. „Sie wird sich schon mit ihm abfinden,“ dachte er, „und mein Dijonröschen wird noch einst einen munterern Gefährten finden.“

Mit großer Lebhaftigkeit ging er deshalb auf den Vorschlag des Schwagers ein, einige Jagdtage auf Lalau hinzubringen, und an einem frischen Wintermorgen trat er fröhlich mit den beiden Brüdern die Tour dahin an.

Oskar hatte versprochen nachzukommen, sobald der erste Schnee fallen würde, dem man täglich entgegen sah; allein es wollte noch immer nicht schneien, und in Freiburg war man nicht böse über dies Zögern. Man hatte die neuen Duette, die Franz mitgebracht, und die Helene und Oskar sangen und Louise auf dem Flügel begleitete, noch wenig üben können und nahm sie jetzt mit großem Eifer vor. Die anmuthige Begleiterinn hatte dabei oft ihre liebe Noth, die beiden, besonders aber Oskar, im Tact zu erhalten, doch würde es Nie-

mand so wie ihr gelungen sein. Mit einem feinen Gehör und großer Fertigkeit verband sie die unerhörteste Geduld, und versuchte oft selbst einige Tacte mit zu singen, obgleich sie wenig Stimme hatte, nur um den beiden flüchtigen Sängern das Einstudiren zu erleichtern, und beide riefen oft wie aus einem Munde: „Gottlob!“ wenn Louise endlich sagte: „Nun geht es vortrefflich.“

Eines Abends war Oskar bis eilf Uhr auf Freiburg geblieben. Man hatte am Flügel köstliche Stunden verlebt und es wenig gehört, daß sich ein furchtbarer Sturm aufgemacht. Als der Rittmeister endlich Abschied genommen, und Johann ihm auf der Hausflur den Mantel umhing, sagte er bescheiden: „Der Herr Rittmeister sollten nur hier die Nacht bleiben, der Nordwind bläs't draußen schrecklich, es ist stockfinster, kein Stern am Himmel, und gewiß kommt ein tüchtiges Schneegestöber.“

„Thut nichts, mein guter Johann,“ sagte Oskar heiter; „ich will mich schon mit ihm abfinden, und dem Nordwinde tüchtig wieder entgegen stürmen.“

„Der Herr Rittmeister halten zu Gnaden, aber der Sturm aus Norden ist mächtiger, als Sie.“

„Es ist wohl wahr,“ lachte der Rittmeister, „doch will ich mich auf einen Kampf mit ihm einlassen.“

Johann schüttelte das Haupt; dennoch betrachtete er

wohlgefällig den männlich kräftigen Oskar, dem er jetzt die Pforte des Hauses öffnete. In diesem Augenblicke trat Louise, mit einem Lichte in der Hand, aus dem Vorzimmer, und der eben sausend zur Hausthür hineinfahrende Sturm löschte augenblicklich dasselbe aus.

„Mein Gott,“ rief sie, „welcher Sturm! bleiben Sie hier Oskar! ich bitte Sie!“

Er hatte sich nach ihr umgewendet, und so in seinem dunkeln Reitmantel gehüllt, die Lagerkappe tief in das Gesicht gedrückt, vom Sturmwind umbraus't, stand er noch einen Augenblick in der Thür; er kam ihr bleicher als gewöhnlich vor, welches von dem Scheine der Astrallampe herrührte, die von der Decke der Flur ihre Strahlen herniederwerfend, nur den untern Theil seines blühenden Gesichts beleuchtete, und trotzdem, daß er mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit ihr entgegnete:

„So ist es ein hübsches Wetter für einen Soldaten! Geben Sie mir nur Ihre guten Wünsche mit auf den Weg, die werden mich schon sicher geleiten!“ gerieth sie doch in eine ihr selbst unerklärliche Angst, und unwillkürlich traten ihr Thränen in die Augen, als sie noch einmal dringender wiederholte:

„Bleiben Sie nur noch einen Augenblick, ich will die Mama bitten, daß sie Ihnen einen unserer Leute mitgiebt.“

„Um des Himmelswillen nicht! wozu auch?“ sagte

er, grüßte sie eiligst, rief ihr noch einmal „Gute Nacht“ zu und verschwand in der Finsterniß, die draußen herrschte. Einen Augenblick kämpfte die jungfräuliche Schüchternheit mit der Angst ihres Herzens, und sie stand unschlüssig da; aber dann eilte sie auf die Plattform vor dem Hause, von der nach beiden Seiten hin steinerne Treppen auf den Hof hinunterführten, deren eisernes Geländer mit über die erstern herlief. An dieses gelehnt, sah sie in die schwarze Nacht hinaus, allein schon hörte sie nichts mehr von dem Tollkühnen. Außer sich vor Angst rief sie: „Oskar! Oskar!“ allein der heulende Sturm verschlang die sanften Töne. Johann bat sie jetzt flehentlich, in das Haus zurück zu kehren und sich nicht länger der tödtlichen Erkältung auszusetzen. Widerstrebend nur riß sie sich endlich los von dem eiskalten Geländer, das ihre Hand krampfhaft umklammert hielt, und trat in das Haus zurück, dessen Thüre Johann augenblicklich verschloß. Sie war leichenblaß geworden, und eilte in das Zimmer der Mutter, die sie vor einigen Augenblicken mit einem Auftrage an die Haushälterinn entsendet hatte und nicht wenig erschrocken war, ihre sanfte Louise in solcher Aufregung zu sehen; denn hastig trat diese in das Zimmer und rief:

„Mama! Oskar wird umkommen in diesem Wetter, sende ihm doch Jemand nach!“

„Weshalb mein Kind? Wie siehst Du aus? Was ist

passirt?" fragte Frau von Steinfels. Louise erzählte von dem Sturme und der Dunkelheit. "Er ist zu Fuß und allein!" setzte sie hinzu, und man sah, in welcher Angst sie war.

"Aber wie kann Dich das ängstigen?" sagte die Mutter lächelnd, "er kennt den Weg so genau, daß er ihn mit verbundenen Augen finden würde!"

"Du willst ihm also Niemand nachsenden?" sagte Louise mit einem schmerzhaften Tone.

"Mein Kind!" erwiederte Frau von Steinfels, "während wir hier plaudern, ist Oskar ja schon halb nach der Stadt, er wird sich nicht aufhalten, einer unserer schlaftrunkenen Leute würde ihn zu Fuß nicht einholen können, und zu reiten auf diesen holprigen Wegen wagt selbst der kühne Rittmeister nicht."

Ida neckte Louisen mit ihrer Ängstlichkeit, aber Helene schloß sie in ihre Arme und sagte: "Komm, Du arme Taube, Du wirst Dich erkältet haben, wir wollen schlafen gehen. — Es ist unartig von Oskar" wendete sie sich zu Ida, "es zuzugeben, daß unser Dijonröschen sich dem Sturme aussetzte, der grade auf der Hausthür steht; er selbst," setzte sie mit einem triumphirenden Lächeln hinzu, "dauert mich gar nicht, er ist ein Nordlandsreck, und trotzt leicht solchem Wetter."

"Geht Kinder, geht zu Bette, es ist ohnehin spät,"

sagte die Mutter und küßte zärtlich die bleiche Tochter, die ihr durch Thränen zulächelte.

„Adieu! gute Nacht Ida!“ rief sie zerstreut, ergriff fröstelnd Helenens Arm und eilte mit ihr zur Thür hinaus.

Diese schalt noch auf Oskar und endlich auch auf Louise; sie gab der Jungfer Befehl, Fliederthee zu besorgen, entkleidete selbst unterdeß die Schwester und setzte sich vor ihr Bette, rieb ihre kalten Hände, bis sie wieder warm waren und legte sich nicht eher zur Ruhe, bis ihre Wangen wieder mit dem sanften Roth angehaucht waren, weshalb man ihr den Namen Dijonröschen gegeben hatte. Dann warf sie noch einen Blick hinter die heruntergelassenen Vorhänge und sagte wie vor sich hin: „Der tolle Mensch! warum wollte er doch nicht bleiben?“

Oskar schritt unterdeß furchtlos durch die schwarze Nacht und fühlte minder den Sturm von Außen, als von Innen. Seit dem Jahre, daß er in N.. in Garnison lag, war er fast ein täglicher Gast auf Freiburg gewesen. Die Bande der Freundschaft und Verwandtschaft, die den Präsidenten und seine Gemahlinn von jeher in innigem Verkehr mit der Familie Steinfels erhalten, ließen den Rittmeister schon eine liebevolle Aufnahme bei der Dame des Hauses finden; doch bald erhöhte seine eigene

Persönlichkeit ihre Theilnahme für ihn zu einer wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit. Er war einer jener offnen, heitern, sorglosen Charactere, die überall für sich einnehmen, sobald sie sich zeigen, und verwöhnt, wie er in dieser Hinsicht war, sah er in der Zuneigung, die man ihm bewies, nichts Außerordentliches. Er folgte nur seinem Geschmacke, wenn er Helene mehr aufsuchte, als andere junge Damen seiner Bekanntschaft; und wenn er seiner Mutter eine lebhaftere Schilderung von ihr entwarf, so kam dies nur daher, daß sie, unter dem Vorwande eines liebevollen Interesses an den Töchtern ihrer Verwandtinn, ihm eine ausführliche Beschreibung derselben zur Pflicht gemacht hatte, und daß Louisens Wesen einem Jünglinge, wie Oskar, nicht sehr imponirte. — Er hatte einen großen Theil von Europa gesehen, und wenngleich er sich eine hohe Reinheit seiner Seele bewahrt hatte, so mußte er doch nothwendig im Getümmel der Schlachten, im Strudel aller Genüsse des Lebens, wie Paris und andere große Orte, in denen er von Zeit zu Zeit sich aufgehalten, ihm darboten, jene kleinlichen Convenienzen, die man in kleinen Orten findet, von sich abgestreift und eine großartigere Ansicht des Lebens gewonnen haben. Er sah sich also in N.. bald sehr gelangweilt und dankte dem Himmel, der ihm so nahe am Ende der Welt, wie er diese Marschgegend nannte, einen so angenehmen Zufluchtsort in Freiburg finden ließ. Helene trat ihm hier

gleich als die bedeutendste Erscheinung entgegen. Sie hatte, nebst Louisen, ein paar Jahre in einer nahen größeren Provinzialstadt und unter den Augen einer würdigen Großmutter verlebt, um dort sich die geselligen Talente und Manieren anzueignen, die man nur im Umgange mit der großen Welt gewinnen kann. Eine vortreffliche Erzieherinn hatte die Schwestern bis zu ihrer Confirmation unterrichtet, und das Werk, welches sie so schön begonnen, ward dort vortrefflich beendet. Helenens lebhafter Geist hatte alle Eindrücke in sich aufgenommen; sie war eine Weltdame geworden, ohne die Natürlichkeit ihrer Jugendtage zu verlieren; sie war, wie schon bemerkt, heiter und witzig, dabei hübsch und blühend, eine gute Tänzerinn: kein Wunder, wenn sie auf den muntern Oskar den angenehmsten Eindruck hervorbrachte. Louise hingegen hatte selbst in den städtischen Umgebungen ihr inneres Gemüthsleben fortgesetzt und so nicht mehr aus ihnen hinweggenommen, als die vollkommnere Ausbildung ihrer Talente. Sie hatte auch tanzen und sich graziös verneigen gelernt, allein alle übrigen Manieren einer jungen Weltdame konnte sie sich nicht aneignen. Dies unbefangene Plaudern mit jungen Männern; diese immer fröhliche Laune; die Leichtigkeit, von einem Gegenstande der Unterhaltung zu einem andern hinüber zu hüpfen; eine gelegentliche Moquerie: das alles waren Fertigkeiten, die sie sich nicht anzueignen

vermochte, und sie saß in Gesellschaften, wo ein solcher Ton herrschte, gewöhnlich still und innerlich gelangweilt da. So war sie denn auch dem heitern Oskar wenig aufgefallen, und der erste Winter seines Aufenthalts in dieser Gegend war dahin gegangen, ohne daß er sie hatte kennen gelernt. Im Sommer war noch weniger Gelegenheit dazu, da er mehr Dienstgeschäfte hatte und Louise sich ebenfalls mehr Beschäftigung in Haus und Garten suchte, die sie oft entfernt hielt, wenn Oskar in Freiburg war. Auch vermißte er sie wenig, da Helenens Unterhaltung ihm vollkommen genügte. Jetzt aber hatte sich seit einiger Zeit sein Auge oft zu Louisen gewendet. Erst jetzt zog ihre in vollster Jugendblüthe prangende Gestalt seine Blicke auf sich; dann aber auch war sie ihm von einer andern Seite bedeutend geworden. Er liebte die Musik leidenschaftlich, ohne es darin selbst zu großer Vollkommenheit gebracht zu haben. Die Natur hatte ihm eine schöne Tenorstimme verliehen, allein er sang weder mit Geläufigkeit nach Noten, noch mit großem Tact. Um so willkommner war ihm Louisens außerordentliche Fertigkeit auf dem Flügel und ihre Bereitwilligkeit, ihn zu begleiten, wobei sie dann unvermerkt seine Lehrerinn ward. Helene setzte ihn zuweilen durch einen kleinen boshaften Scherz, wenn er so gar tactlos sang, in empfindliche Verlegenheit; Louise erlaubte sich nie dergleichen, im Gegentheil

ward sie mit ihm roth, wenn Helene so unzart war. Dafür las er nun öfters den Schwestern vor und machte sie mit manchem Dichterwerke bekannt, dessen Lecture mindestens Helene bisher zu langweilig erschienen war, das sich aber nun mit der sonoren Stimme eines so schönen Mannes vorgetragen und mit allem Feuer eines begeisterten Jünglingherzens empfunden und besprochen, ganz anders gestaltete. Helene ließ sich hier leicht mit hinreißen. Ihr lebhaftes Auge strahlte vor Entzücken; sie sprach mit Gefühl das aus, was sie dachte. Indeß ließ sie nicht gern eine Rührung bemerklich werden, und sie warf oft mit Schroffheit eine hetorogene Bemerkung in die begeisterte Stimmung hinein, in die der Dichter sie eben versetzt hatte, die dann Oskar oft unangenehm berührte. Louise hingegen sah mit innigem Entzücken zu ihm auf, wenn er sich durch die Begeisterung, die ihm ein so schönes Dichterwerk einflößte, gewissermaßen über die Erde erhoben fühlte. Begegnete er ihrem Auge, wenn Helenens Bemerkung ihn wie mit Eiswasser übergoß, so sah er eine Thräne des Mitgefühls darin; er sah dann plötzlich die Lieder sich darüber niedersenken, und die Wange der Jungfrau erröthen, erschrocken, ihm ihr Gefühl verrathen zu haben. Aber sie sprach nie über das, was sie fühlte, man mußte eben nur ahnen, was in ihrer Seele vorging. So beschäftigte sich Oskar

seit einiger Zeit damit, dies holde jungfräuliche Wesen zu studiren, und immer tiefere Blicke that er in das schöne Herz.

Als der Engländerinn erwähnt wurde und Oskar ihr Äußeres pries, wie ein Mann, der der Schönheit huldigt, unter welcher Gestalt sie ihm erscheint; als er mit Theilnahme des traurigen Geschickes gedachte, das sie aus der Heimath in diese unfreundliche Gegend und zu einer so tristen Jahrszeit vertrieben hatte: da berührte ihn zuerst das wenig weibliche Gefühl höchst unangenehm, mit dem Helene über diesen Gegenstand hinweg zu kommen suchte, und mit dem sie, wie es ihm schien, nur immer von jedem ablenkte, was ihr Vergnügen einen Augenblick zu unterbrechen drohte. Er lenkte wieder den Blick von ihrem ein wenig unmuthigen Gesichte auf das von sanfter Rührung bewegte Louisens, und die Thräne des Mitleids, die in ihrem blauen Auge glänzte, fiel wie ein göttlicher Strahl in sein Herz. Seit dieser Zeit hatten sie beide ein kleines Geheimniß mit einander. Louisens theilnehmendes Gefühl für die Fremde verließ sie nicht mehr, und dennoch sah sie, wie ungern Helene von ihr hörte. Sie erkundigte sich daher nur verstohlen nach ihrem Schützlinge, dem sie so gerne in Wirklichkeit nützlich geworden wäre, allein die strenge Zurückgezogenheit, in der die Fremde lebte, wehrte jeden Versuch dazu ab.

Als Oskar sich mit Franz unterhielt, während Regine Louisen die Nachrichten über Mamsell Eddelbüttel und ihre liebenswürdige Hausgenossinn mittheilte, ruhte sein Auge auf ihren seelenvollen Zügen; er sah den freudig glänzenden Blick, mit dem sie der Erzählung horchte, und sobald er sie einen Augenblick allein sah, fragte er sie, was denn Regine ihr so Fröhliches mitgetheilt?

„Ach, denken Sie nur, Oskar,“ sagte sie, „sie hat mir über unsere Fremde die angenehmsten Nachrichten gegeben.“ Sie erzählte ihm nun, was der Leser bereits weiß, und fügte dann hinzu:

„Und nun denke ich mir ihr Leben recht schön. Mit den rauschenden Vergnügungen, die die Welt ihr bieten könnte, hat sie abgeschlossen; der Gegenstand, der allein sie ihr werth machte, ruht im Grabe, und sie lebt nur für seine lieblichen Kinder und die heilige Pflicht, die letzten Lebenstage seiner einzigen Verwandtinn zu erheitern. Es gelingt ihr; (fuhr sie mit lieblicher Schwärmerei fort), in dem Herzen, welches Jahre lang der Freude unzugänglich gewesen, flackert noch spät am Abend die Flamme der Liebe wieder auf, die nicht erstorben war, nur unter dem Aschenhaufen ihres eigenen Glückes verborgen lag. Sie söhnt die alte Dame wieder mit dem Leben aus und steht endlich als ein tröstender Engel an ihrem Sterbebette. Sie weint, aber es sind Freudenthränen. Du hast überwunden, Geliebte, ruft

sie ihr zu, Du kommst zu Ihm, den wir beide so innig lieben; o sag ihm, daß ich seiner gedenke, nur seinem Andenken und für seine Kinder lebe und in ihrem Besitze so glücklich bin!"

"Louise!" rief Oskar entzückt aus, und ergriff mit Leidenschaft ihre Hand; aber, als hätte sie ein Verbrechen begangen, so ängstlich erröthete sie, und statt zu ihm, sah sie nach Helenen hin, die eben Reginen noch einmal die Tour der Francaise üben ließ und jetzt bei Oskars lebhaftem Ausrufe zu ihm und der Schwester mit einiger Verwunderung hinblickte.

"Ich muß auch wohl noch üben," sagte Louise verlegen, "ich weiß es, mir fehlt noch so viel."

Sie hatte Oskar begeistert mit ihrem Phantasiegemälde. Wie Urania erschien sie ihm, ihre Gestalt däuchte ihm höher, und ihr ganzes Wesen edler, als es ihm sonst vorgekommen. Träumerisch sah er ihr nach, als sie jetzt zu den Mädchen ging; aber es verdroß ihn ihre fast kindische Befangenheit, die sie eben blicken ließ, "wie Schade," dachte er, "daß sie nicht neben diesem tiefen Gefühle das Temperament der Schwester und einen Theil der Leichtigkeit ihres Benehmens besitzt."

Als sie ihn heute Abend so sorglich anblickte, ergriff ihn der stolze Übermuth, mit der Männer oft die ängstliche Theilnahme eines weiblichen Wesens zurückweisen, und er entfernte sich eilig, um allen weiteren Bitten zu ent-

gehen; allein als er so über den Hof und bis an die Zugbrücke gekommen, war es ihm, als hörte er seinen Namen; er wendete sich noch einmal um nach dem Hause und da sah er Louisens zarte Gestalt über dem Geländer der Plattform sich in die Nacht hinaus neigen. Sie stach wunderbar gegen den erleuchteten Hintergrund der Hausflur ab, aus welchem jetzt Johann hervor trat. Oskar sah, wie sie sich zu diesem wendete und dann wieder in die Finsterniß hinausblickte, und er eilte auf das Haus zu, sie zu beruhigen — sie noch einmal zu sehen — — da zu bleiben; — er wußte selbst nicht, was er wollte. Allein jetzt gab sie eben den Bitten des treuen Dieners nach, trat in das Haus zurück, die Thüre flog in das Schloß, und alles um ihn versank in Nacht und Dunkel. Er fühlte, wie lächerlich es sein würde, jetzt noch einmal Einlaß zu begehren und schritt so schnell als möglich auf dem holprigen Wege gegen den Sturm aus Norden an nach N.. zu.

„Liebe ich sie denn?“ fragte er sich; „sollte ich in ihr das Wesen gefunden haben, an dessen Seite ich ein ganzes Leben hindurch mich glücklich fühlen könnte? Sollte ich fähig sein, sie ein ganzes Leben hindurch glücklich zu machen?“ Er wußte sich diese Fragen nicht klar zu beantworten, aber es ergriff ihn ein Gefühl unnennbarer Angst um sie. „Wie schädlich mag der zarten leicht bekleideten Gestalt der Aufenthalt auf der dem

Sturme ausgesetzten Plattform geworden sein!“ dachte er und überredete sich endlich, daß nur die Beantwortung dieser Frage, die er bis morgen Nachmittag verschoben sehen mußte, ihm die Stunden bis dahin recht lang machen würde.

Er war jetzt bei dem goldnen Kalbe angelangt, dessen obere Etage er seit einigen Wochen bewohnte, und sehr verwundert, als er an den Fenstern der Gaststube vorüberging, laut und heftig darin reden zu hören. Es war schon nach Mitternacht und Gäste fanden sich hier niemals so spät. Indessen brannte die ganze Nacht hindurch Licht auf der Flur, und der alte Küper und Tönjes mußten die Wache des Hauses, die sie unten in der Gaststube abhielten, allnächtlich umgehen lassen. In der Regel, wenn Oskar zu Hause kam und Tönjes die Wache hatte, kam dieser gleich mit dem Lichte dem Rittmeister entgegen gesprungen; mit dem alten Küper dauerte es etwas länger, und Oskar dachte sich dann, der Alte würde ein wenig geschlafen haben. Heute hatte nun der Küper die Wache, um so mehr fiel ihm daher die lebhafte Unterhaltung im Zimmer auf. Unser Freund trat in das Haus und blickte, da ihm Niemand entgegen kam, durch das kleine Fenster in der Stubenthüre.

Hier sah er etwas sehr Seltsames, zu dessen näherer

Verständigung wir indessen Folgendes bemerken müssen. Zwischen dem alten Küper und Tönjes herrschte eine Art Rivalität, die oft zu allerlei Zänkereien Veranlassung gab. Der Alte wollte gegen seinen jungen Gefährten ganz die Stelle des Herrn spielen, dem er im Anzuge, im Alter und ganzem Wesen so ähnlich war; allein es fehlte ihm am Besten, sich dieses Gewicht zu verschaffen, so sehr Stephan ihn auch, wegen seines Alters und seiner langjährigen Dienste, bevorrechtete. Er war nachgrade ein wenig steif geworden, dabei grämlich und dünkelhaft; kein Wunder, wenn der flinke Tönjes höher in der Gunst der Gäste stand, wenn Stephan ihm, seiner Unermüdlichkeit und Freundlichkeit wegen, gewogen war, und wenn endlich der junge Marqueur dessen erklärter Liebling ward.

Indessen wuchs der neidische Groll, den der alte Küper gegen ihn hegte, mit jedem Tage, und Tönjes sah sich endlich durch die geringschätzige Behandlung desselben, im Bewußtsein ihrer Ungerechtigkeit, auf das Höchste gereizt und spielte ihm manchen neckenden Possen; doch benahm er sich so schlau dabei, daß der Alte ihn nicht ein einziges Mal auf der That ertappte, so gewiß er ihn auch jedes Mal für den Urheber derselben hielt.

So hatte sich die innere Wuth des alten Küpers endlich auf das Höchste gesteigert, und er verlangte ge-

stern von Stephan, den naseweisen Burschen zu verabschieden. Allein, wie gesagt, der junge Marqueur war dem Hause von großem Nutzen, und der alte Waßmer dachte nicht daran, ihn fortzuschicken. Er fragte den Küper nach dem Grunde seines Begehrens, dieser wußte nichts Erhebliches anzugeben und nicht zu beweisen, daß die Neckereien, die ihm gespielt, von Tönjes kamen, obgleich Niemand, selbst der schlaue Stephan nicht, daran zweifelten. Daher rief er Beide in sein Comptoir und vermahnte den jungen Schelm, Ehrfurcht gegen das Alter, und den alten Griesgram, Nachsicht mit der Jugend zu haben; lobte Beide ihrer Treue wegen und entließ sie.

Roth, wie ein Truthahn, stappelt der Alte wieder in das goldne Kalb zurück. Er soll sich beruhigen, und da steht der junge Gelbschnabel in der Thür des Stiers und sieht mit einem schelmischen Lächeln zu ihm herüber; er schneidet ihm ein wüthendes Gesicht zu, der Marqueur dreht sich lachend auf seinen Absatz, läuft in das Haus zurück, und der unglückliche Küper bleibt mit seiner Wuth allein. So war die Nacht gekommen, und er suchte emsig nach einem Mittel, sich des Zornes zu entledigen. Als Oskar durch das kleine Fenster blickte, sah er ihn wie wahnsinnig mit einem großen Stocke, den er mit furchtbaren Gebehrden in der Luft umher schwang, im Zimmer umher laufen, als ob

er Jemand vor sich her jagte; dabei schrie er wüthend: „Du Gelbschnabel! Du Naseweis! Du legst Dich gleich da über den Stuhl!“ Dann antwortete er sich selbst mit einer kläglichen Stimme, die der des jungen Marqueurs gleichen sollte.

„O Herr Küper, Sie werden mich doch nicht schlagen?“

„Doch, doch, das werde ich; Du sollst einmal den gebührenden Lohn für Deine Bosheiten haben.“

„O bitte, bitte, Herr Küper; Gnade! Gnade!“

„Nein! nein! über den Stuhl! über den Stuhl!“ schrie der Unerbittliche wieder.

„Nun so schlagen Sie mich denn, so viel Sie wollen, ich bitte nicht mehr,“ sagte die Stimme des Tönjes matt und ergeben in die schreckliche Nothwendigkeit.

„Das will ich, Du Bösewicht,“ schrie die andere Stimme und er hieb wie rasend auf das lederne Polster des Stuhles los; dabei rief er:

„Nun sage: ich bitte um Verzeihung, Herr Küper!“

„O Herr Küper,“ fistelte er dann wieder, „wie kann ich um Verzeihung bitten, ich habe Ihnen ja nie etwas gethan.“

„O Du gottloser Bösewicht! wer hatte mir vorigen Sommer Honig in meine Perücke geschmiert? (tüchtige Hiebe.) Wer verstopfte mir das Schlüsselloch zu meiner Kammerthür? (tüchtige Hiebe.) Wer streute mir Schnupftaback in meinen Kaffee und Pfeffer in meinen

Schnupftaback?“ und abermals hieb er mit der heftigsten Wuth auf das lederne Polster, bis endlich der windelweich geschlagene Tönjes angstvoll stöhnte:

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Küper! ich will es mein Lebstage nicht wieder thun.“

Keuchend und sich den Schweiß abtrocknend, ging nun der Alte im Zimmer umher und brummte: „Da siehst Du, Du dummer Junge, Du mußt doch thun, was ich will.“

Jetzt öffnete Oskar die Thüre des Hauses noch einmal laut und schloß sie eben so, als trete er eben herein. Sogleich kam ihm der Alte, mit seinem Lichte in der Hand, entgegen und rief ihm, wiewohl mit ein wenig heiserer Stimme, zu:

„Treten Sie näger, mein werther Herr Rittmeister.“

„Was fehlt Ihnen denn, Herr Küper,“ fragte Oskar, „Sie sehen ja ganz erhitzt aus?“

„Danke für gütige Nachfrage, mein werther Herr Rittmeister, ich habe mir noch eine kleine Bewegung gemacht und bin ein bischen in der Stube umher gelaufen; sonst bin ich, Gott sei Dank! recht munter, wie ein Fisch im Wasser.“

„Nun,“ sagte Oskar, „legen Sie sich schlafen; es ist spät, und Sie werden keine Gäste mehr bekommen.“

„Ei, ei! was denken der Herr Rittmeister von mir? Nein, ich thue meinen Dienst noch immer mit all den jungen Laffen um die Wette!“ sagte der Alte, und un-

ser Held wünschte ihm dann eine Nacht so gut, wie sie ihm werden könnte, und eilte in sein Zimmer. Dies kleine Abentheuer hatte ihn zerstreut, von seinen Betrachtungen abgelenkt, und er suchte in heitrer Laune sein Lager auf.

Louise war am nächsten Morgen blaß und heiser; dennoch behauptete sie, ganz wohl zu sein, allein sie war unruhig und reizbar und bat endlich die Mutter, den Boten, der Briefe zur Stadt trage, bei Oskar vorzusenden, damit man erfahre, wie er zu Hause gekommen. „Das heißt, Mama, wenn Du es schicklich findest,“ fügte sie bescheiden hinzu. „Warum nicht,“ antwortete Helene für die Mutter, „Mama kann wohl so viel Theilnahme für den Sohn ihrer Cousine zeigen; es war ja auch eine gräßliche Nacht, ich habe kein Auge geschlossen.“

Der Bote erhielt den Auftrag und kehrte mit der Nachricht zurück „Der Herr Rittmeister schlafe noch.“ Man war nun beruhigt, indessen sah man doch mit mehr Sehnsucht als gewöhnlich seinem heutigen Besuche entgegen; auch er schien von ähnlichen Gefühlen angeregt zu sein, denn noch hatte es nicht vier geschlagen, als man seine hohe Gestalt durch das Thor des Hofes schreiten sah. Alle waren nur mit den Gedanken an ihn beschäftigt, und Niemand beachtete die wechselnde Röthe, die über Loui-

sens Gesicht flog. Frau von Steinfels warf ihm schon durch das Fenster Grüße entgegen, auch Ida nickte ihm freundlich zu, und Helene öffnete die Thür des Zimmers, als sie seine klirrenden Sporen im Vorzimmer hörte, und rief muthwillig: „Nur schnell herein, Sie Angstkind, zeigen Sie Mama nur geschwind, daß Sie leben und gesund sind.“ Das Angstkind trat fröhlich näher, als es die ganze Familie beisammen sah. Seine braunen Augen ruhten eine Secunde lang auf Louisens rührender Gestalt, und als hätte dieser flüchtige Blick ihm Beruhigung über Alles gegeben, so heiter nahete er sich Frau von Steinfels und drückte ihre ihm entgegengestreckte Hand an seine Lippen. Er mußte nun von seiner Tour erzählen; da war nichts von Gefahr, von Unannehmlichkeit, und als er jetzt das Abentheuer vom alten Küper mittheilte, lachten Alle herzlich, bis auf Louisen, der das gar nicht lächerlich vorkommen wollte; sie hörte angstvoll zu, und die lebhafte Laune, mit der Oskar seine Erzählung begonnen, verminderte sich gegen das Ende derselben sehr, als er den Eindruck bemerkte, den sie auf Louisen zu machen schien.

„Sie finden, wie es scheint, den Zorn des alten Küpers nicht komisch?“ fragte er sie.

„Ach Gott nein,“ erwiederte Louise, „mich dauert der alte Mann; er ißt das Gnadenbrot, glaubt seine früheren Dienste vergessen und findet bei Niemand Schutz

gegen die Quälereien des muthwilligen Tönjes. Dann scheint mir sein Benehmen überdies etwas an Wahnsinn zu grenzen.“

„Mindestens ist es nicht geeignet, ihm die Achtung zu erwerben, die er prätendirt,“ sagte Oskar, „und doch kann Niemand, wie er selbst, sie ihm verschaffen; sie will verdient, nicht erzwungen sein, und ein solch alter Streithahn, der über jede Unbedachtsamkeit die Lanze einlegt, ist der Jugend, besonders dann, wenn sie nicht in dem Verhältnisse zu ihm steht, ihn fürchten zu müssen, ein lächerlicher Gegenstand.“

„Aber dennoch,“ sagte Louise, „sollten verständige Leute die Muthwilligen von offenbaren Kränkungen so bedauernswerther Menschen zurückhalten; denn gewiß thut es dem ernsthaften Alter weh, der Gegenstand jugendlicher Neckereien zu sein. Ich mußte während Ihrer Erzählung an unsern alten Hektor denken, der in seinen jungen Tagen dem Hause so gute Dienste durch Wachsamkeit und Jagdkenntniß geleistet, und der sich, als er alle Zähne verloren, es mußte gefallen lassen, der jungen Hundegeneration seine langen Ohren zum Spielwerke herzugeben.“

„Auch mir,“ lachte Helene, „fielen während Oskars Erzählung der alte Hektor und die jungen Kläffer ein, gegen deren Zausereien Du Deinen alten Liebling oft so tapfer zu schützen suchtest; aber ich verglich

im Stillen sein Benehmen mit dem des alten Küpers, und nimm es mir nicht übel, der Hund beschämte den Menschen. Mit der Würde eines indianischen Kriegers blickte er verächtlich auf die albernen Spiele der Jugend hin und beachtete den Schmerz nicht, den sie ihm verursachten; nur zu uns sah er mit Stolz, als wollte er sehen, welchen Eindruck seine Selbstbeherrschung auf uns hervorbrächte."

"Hat Franz nichts von sich hören lassen?" fiel Oskar jetzt zerstreut ein.

Man erzählte ihm, daß er einen Boten gesendet, um sich noch Sachen holen zu lassen, die auf eine längere Abwesenheit schließen ließen.

Oskar sagte nun, daß er morgen die Jäger aufsuchen wolle.

"Daran thun Sie recht," sagte Helene, "und bringen Sie uns die Flüchtigen zurück; es ist wirklich unrecht von Franz, uns so lange zu verlassen. Wie bald vergeht die Zeit, die er uns schenken darf."

"Aber, was hält uns ab, sämmtlich morgen nach Lalau zu fahren?" fragte Ida; "ich sähe mich sehr gern einmal in meiner Wirthschaft um, und seht nur, welch weiche, weiße Decke der Himmel über den Weg dahin ausgebreitet hat!"

"O herrlich!" jubelte Helene, "laßt uns eine Schlittenfahrt machen und die Jäger überraschen."

Oskar warf einen fragenden Blick zu Louisen hin und sagte: „Aber die Fahrt über die Deiche, wird sie nicht zu kalt sein? Der Wind kommt noch immer von der See.“

„Nicht doch,“ sagte Frau von Steinfels, „wir sind schon bei größerer Kälte gefahren, und es fehlt nicht an Pelzen. Wir wollen gleich Anstalt treffen, daß die Schlitten in Stand gesetzt werden. Ist es Ihnen recht, Oskar, so nehmen Sie die Muschel und fahren Helenen; denn Du, liebes Kind,“ sagte sie zu Louisen, „wagst es doch nicht mitzufahren, oder meinst Du?“

„Ich will mich schonen,“ sagte Louise heiter, „und lieber zu Hause bleiben.“

„Das dachte ich auch,“ fiel die Mutter wieder ein, „und so nehmen Ida und ich den größeren Schlitten, den der Kutscher lenken mag.“

Helene hatte bei diesen Worten der Mutter einen Blick auf Oskar geworfen, dessen sonst so lachende Augen mit einem wehmüthigem Ausdrucke auf Louisen ruhten. — Diese schien ihr verlegen, und so war es auch; obgleich sie nicht von ihrer Arbeit auffsah, so fühlte sie doch die Auszeichnung, die unser Freund ihr schenkte, und eine sanfte Röthe färbte ihre heute so bleichen Wangen. Oskar wendete sich jetzt zu Helenen und sagte:

„Aber meinen Sie nicht auch, daß Louise mit könnte?

Sie würden sie so schmerzlich vermissen, wir Alle," fügte er hinzu, "und die Muschel wird weit genug für Sie Beide sein. Ja ja," fuhr er heiter fort, "das geht, ich hülle Sie Beide in die warme Wildschur, die meine sorgliche Mutter mir sendete, als ich an die Küste versetzt ward, und die Sie dann zuerst für ihre Bestimmung einweihen. Nicht wahr Louise, Sie sind nicht mehr krank? Ich sehe es, Sie haben schon wieder rothe Wangen, Sie fahren mit."

"Wenigstens ist das die einzige Bedingung, unter der ich von der Parthie bin," sagte Helene mit einiger Heftigkeit.

"Und," sagte Ida, "Franz würde uns nur halb so freudig empfangen, wenn Du nicht mitkämst, und willst Du denn Dein liebes Lalau nicht einmal wieder sehen?"

Louise sah die Mutter schüchtern an und sagte: "Meinst Du denn, Mama, daß ich es wagen darf?"

"Das mußt Du freilich am Besten wissen;" erwiederte diese.

"So laßt mich nur zu Hause bleiben," sagte das liebe Kind; "ich bin eigentlich keine Freundinn vom Schlittenfahren, ich ängstige mich so leicht, wenn das gebrechliche leichte Ding, der Schlitten, in der Gewalt eines kräftigen Pferdes so rasch über den schmalen hochgelegenen Weg dahin fährt, und würde Eure Fröhlichkeit stören, wenn ich meine Angst ausspräche, oder meine Unpäßlichkeit vermehren, wenn ich sie unterdrückte."

Sie schwieg einige Secunden, und Niemand unterbrach die kleine Pause, die dadurch entstand. Ida war hinausgegangen, um ihrer Jungfer Befehle zu ertheilen. Frau von Steinfels hätte eben so gerne gesehen, Louise wäre zu Hause geblieben, weil sie wirklich für ihre Gesundheit besorgt war, und weil es ihr schien, als ob Oskar jetzt seine Aufmerksamkeit zwischen beiden Schwestern zu theilen anfange, was ihr unangenehm war. Denn, obgleich sie keinen Augenblick zweifelte, daß er sich für Helene entscheiden würde, so hätte sie doch gern gesehen, wenn dies bald geschähe, und wie gelegen wäre nun die morgende Tour zu einer Erklärung gewesen! Doch war sie eine zu gütige Mutter, um einem ihrer Kinder eine Freude zu versagen; daher schwieg sie und überließ es den Übrigen, die Sache ins Reine zu bringen.

Oskar schwieg, weil er von Frau von Steinfels entscheidende Worte zu vernehmen hoffte; Helene schwieg, sie wußte selbst nicht warum, und Louise fuhr fort, indem sie sich zu Oskar wendete: „Ich bin wirklich ein rechtes Hasenherz außer dem Hause; wenn Sie mich als Kind gesehen hätten, so würden Sie kaum begreifen, daß ich jetzt den Muth habe, oft unter so vielen Menschen zu sein.“

„Es ist wahr,“ sagte Frau von Steinfels, „ich habe nie ein blöderes Kind gesehen; doch hast Du mehr als

einmal bewiesen, daß es Dir nicht an Muth fehlt, und Deine Schüchternheit ist kein Beweis dagegen."

Das Resultat blieb nun, daß Louise nicht mit von der Parthie war; indeß schien die ganze Gesellschaft, bis auf sie und Ida, verstimmt zu sein, und diese fragte endlich, was Oskar Neues von der Fremden wisse.

"Man ist jetzt in N.. von ihrem Leben, das sie bei der alten Tante führt, genau unterrichtet", erwiederte er, "da sie einen jungen Seminaristen als Lehrer der Knaben, die erstaunenswürdige Fortschritte im Deutschen machen sollen, angenommen hat, und der nun als Spion dienen wird."

"Und was erzählt er von der Mutter?" fragte Ida weiter.

"Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich in der letzten Zeit wenig darum bekümmert habe;" erwiederte er, "selten nur spreche ich Jemand, außer Ottfried, der mich gern von seinen vielen Patienten unterhält. Er eilt bei Tische seine Mahlzeit hinunter zu bringen, um dann seine Kämpfe mit dem Fieber zu beginnen, das immer mehr um sich greift; auch giebt er die Hoffnung nicht auf, daß etwa die Mulattinn davon befallen werde, damit er in das Haus der Fremden kommt."

"Das ist ja ein abscheulicher Wunsch," sagte Helene. "Aber wo ist der Enthusiasmus hin, mit den Sie sonst von der schwarzen Dame redeten?"

„Ich habe keine Zeit mehr für ihn,“ lachte der Rittmeister.

Man traf nun noch Verabredungen auf den morgenden Tag, und früher als sonst brach Oskar auf.

Am Morgen hatte sich das Schneegestöber verloren. Die Sonne schien, wenn auch bleich, doch von einem reinen, heitern Himmel auf die weiße Erde herunter, und Oskar erschien zur bestimmten Stunde zu Pferde, gefolgt von seinem Reitknechte, der die Wildschur und den Mantel seines Herren vor sich auf dem seinigen liegen hatte. Unser Freund war freudig überrascht, als er Louisen ebenfalls reisefertig am Fenster stehen sah; ihre Heiserkeit war fort, und Helene hatte nicht mit Bitten nachgelassen. Sie versprach, heldenmüthig den Gefahren des Weges zu trotzen, und Oskar schwor, sie gegen jede zu schützen. Er breitete selbst geschäftig den warmen Pelz in der Muschel aus und legte ihn sorglich um die holden Gestalten der Schwestern, die in ihren hübschen warmen Pelzoberröcken von violettem Atlas und den weißen Federhütchen reizend aussahen. Er selbst verschmähte den Mantel, bestieg mit jugendlicher Lust die Pritsche hinter der Muschel, und, der größere Schlitten voran, ging es auf dem Deiche in die heitere Winterlandschaft hinaus. Die silbernen

Schellen der Pferde läuteten fröhlich, und Oskar leitete den Schlitten so sorgsam, daß bald jeder Gedanke an Gefahr, selbst bei Louisen, verschwunden war. Die Wildschur umschloß die Schwestern nur bis zur Taille, und sie setzten sich etwas zur Seite, so daß die Zügel des Pferdes zwischen Beiden lagen, und die lieblichen Gesichter dem fröhlichen Führer zugewendet waren. Der zum Theil mit Eis belegte Strom floß doch in der Mitte noch in ruhiger Majestät dem Meere zu, und nur an den Seiten war er mit einem Rande spiegelhellen Eises eingefaßt, von welchem der Sturm allen Schnee bis an die Deiche getrieben, und Helene meinte bald, „ob man nicht lieber diese glatte Bahn benutzen könnte.“ Oskar sah Louisen an, die ruhig nach dem silbernen Strome hinblickte; er rief seinen Reitknecht und trug ihm auf, das Eis zu untersuchen, der bald mit der Weisung zurückkehrte, „die Bahn sei vortrefflich und das Eis hinreichend fest.“ Er ward nun an den andern Schlitten geschickt, um die Erlaubniß zu fordern, allein Frau von Steinfels ließ halten und wendete sich unwillig zu den jungen Leuten um, indem sie rief:

„Um Gotteswillen nicht! das ist gewiß ein Einfall Helenens.“

„O bitte!“ rief diese, „es ist ja durchaus keine Gefahr,“ auch Oskar versicherte dasselbe, und endlich wil-

ligte Frau von Steinfels ein. Sie selbst wollte jedoch auf dem Deiche bleiben.

„Wie freue ich mich!“ sagte Helene heiter. „Und Sie?“ fragte Oskar Louisen, als er im Begriff war, den nächsten Weg, der am Deiche an den Fluß hinunter führte, einzuschlagen. Sie lächelte ihn seelenvoll an und erwiederte:

„Sie stehen für uns alle ein, ich bin nicht mehr bange.“

Man hatte nun eine sehr heitere Fahrt, und Oskar vergaß die Kälte, die ihn umsaus'te. Der Schlitten flog pfeilschnell über die spiegelglatte Bahn dahin; mitunter krachte und knitterte das Eis, allein es bewies eben dadurch seine Festigkeit. Helene jubelte bei diesen Tönen.

„Mama,“ sagte sie, „liebt dergleichen Wagestücke nicht, aber ich! So im Fluge über die scheinbare Gefahr hinwegzukommèn, ist mir eine rechte Lust; zu wagen und dann zu gewinnen!“

„Hüten sie sich vor dem Hasardspiel,“ sagte Oskar lachend, „es könnte Ihnen gefährlich werden.“

„Warum?“ sagte sie, „wissen Sie nicht, als wir Beide im vorigen Sommer zu E. am Roulette jeder einen Thaler wagten und damit eine so hübsche Summe gewannen?“

„Es ist wahr“ erwiederte er, „Sie haben Glück; aber grade darin liegt die Gefahr: je mehr man ge-

winnt, desto höher steigert sich der Übermuth, und desto mehr verliert man zuletzt."

"Nun eben jetzt handelt es sich um das Leben," sagte sie plötzlich ernster geworden, "und nicht um das meinige allein; ich bin nicht mehr übermüthig."

Dennoch hob sie sich unwillkürlich immer ein wenig in die Höhe, wenn der Schlitten nicht ganz so schnell dahin flog, als wolle sie ihm nachhelfen, und sie kam dabei dem Rittmeister unbeschreiblich reizend vor. Ihr Auge leuchtete in fröhlicher Lust, während Louise still und ergeben neben ihr saß.

Endlich ward das Eis holpriger, und Oskar schlug vor, wieder auf den Deich zurückzukehren. Louise dankte im Stillen Gott für diesen Einfall, und bald sahen sie den Schlitten der Mutter, die ihnen freudig zuwinkte. In einer Hinsicht war es ihr lieb, daß die Kinder das Wagstück machten, welches der Kutscher eben für kein solches gelten lassen wollte.

"Du siehst, Ida," sagte sie leise, "wie Oskar Helenens Grillen nachgiebt, denn Louise wird es keinenfalls gewünscht haben."

Jetzt war sie aber doch froh, sie wieder auf dem festen Lande zu erblicken, und bald bog der Schlitten in das Hofthor von Lalau ein.

Vergnügt stürzten die Leute herbei, und man sah auf allen Gesichtern die Freude, ihre Gebieterinn wieder zu sehen. Ida sagte jedem ein freundliches Wort, selbst den Holz spaltenden Knechten und den Dreschern, die neugierig im Scheunenthor erschienen und freundlich grüßten. Die Jäger waren nicht zu Hause, dennoch fand man Ida's Wohnzimmer behaglich geheizt. Ihr Hündchen war außer sich vor Freude, sie wieder zu sehen; kurz, Alles, was in ihrem Hause lebte, huldigte ihr mit aufrichtiger Liebe. Sie übernahm nun gleich die Rolle der liebenswürdigen Wirthinn, und bald standen köstlich labende Erfrischungen vor unserer durchgefrorenen Gesellschaft. Die jungen Damen hatten unterdessen die Toilette restaurirt, und fröhlich plaudernd und schmausend saß man in dem geschmackvoll eingerichteten Wohnzimmer der Hausfrau. Sie theilte ihren Gästen mit, daß man zum Mittage vielleicht einen fremden Gast erwarten dürfe; der Baron habe der Haushälterinn Befehl gegeben, sich darauf einzurichten, und sie freute sich nun doppelt, gekommen zu sein, und fand leicht Entschuldigung, als sie sich bald darauf entfernte.

Ihr Gemahl brachte ihr jährlich ein großes Opfer, wenn er sich mehrere Wochen von Lalau trennte. Er liebte sehr die häusliche Ruhe und ein gutes Gericht, mehr aber noch die liebe Frau, die ihm beides zu ver=

schaffen suchte. Sie hatte sich große Mühe gegeben, sich gastronomische Kenntnisse zu erwerben, und sie und Lene, die Haushälterinn, wetteiferten mit einander, es sich in Erfindungen darin zuvor zu thun. Sie war eine jener guten Frauen, die die unschuldigen Schwächen ihrer Männer eifrig studiren, nicht, um sie ihnen abzugewöhnen, sondern ihnen zu schmeicheln und sie zu den ihrigen zu machen, und obgleich sie als Mädchen kein Rehzimmer von einem Hammelbraten zu unterscheiden wußte, so bildete sie sich doch nun schon seit Jahren ein, es gäbe kein angenehmeres Geschäft und kein belohnenderes, als ein leckeres Gericht zu bereiten und mit dem lieben Manne und einigen guten Freunden zu verzehren. Für einen kinderlosen Gutsbesitzer, der in einer einsamen Gegend lebt, ist es freilich ein verzeihliches Vergnügen, einen guten Tisch zu führen und comfortable in seinem Hause eingerichtet zu sein, und der Baron fühlte für Ida bei jedem neuen Gericht, das sie erfand, und bei jeder fröhlichen Gesellschaft, die sie einlud, seine Liebe erhöht. Die Wochen, die er jährlich mit ihr auf Freiburg verlebte, nannte er im Stillen „seine Passionszeit;" denn dort verstand man, nach seinen Begriffen, weder mit Verstand zu kochen, noch zu essen. Der verstorbene Herr von Steinfels war kein Gourmand und gab mehr um eine fröhliche Unterhaltung bei Tisch, als um das Essen. Er aß nur

um zu leben, und wenn einmal der Braten zu roh oder verbrannt, oder die Suppe versalzen war, so kümmerte ihn das wenig; er dankte dem Himmel, wenn nur Niemand zugegen war, dem es die gute Laune verdarb. Seine Frau und Kinder dachten eben so, und der Baron warf oft seiner Gemahlinn trübselige Blicke zu, wenn während ihrer Anwesenheit ein solch' unglückliches Gericht erschien. Sie sah ihn dann liebevoll flehend an, Geduld zu haben, und hätte sich gern selbst um die Küche bekümmert; allein Frau von Steinfels, die in manchen Dingen eigensinnig war, tolerirte die Schwäche ihres Schwiegersohnes nicht. Sie behauptete, nichts sei ihr an Menschen so widerlich, als Leckerei, und nie erleb'te er es, daß sie den köstlichsten Gerichten, die Ida ihr in Lalau vorsetzte, die mindeste Aufmerksamkeit schenkte. Durch diese gegenseitigen Schwächen war das Verhältniß zwischen Beiden nicht so gut, wie es mit ein wenig Nachgiebigkeit so leicht hätte sein können, und der Baron athmete immer hoch auf und schloß seine Ida herzlich in seine Arme, wenn sie endlich wieder in ihre liebe Einsamkeit zurückgekehrt waren, wo hin und wieder einige Freunde aus der Nachbarschaft zusprachen, die den Werth einer behaglichen Einrichtung und einer guten Mahlzeit zu würdigen verstanden.

In dieser Hinsicht war ihm nun die Anwesenheit seines Bruders, der mit ihm ganz gleichen Geschmack

hatte, doppelt lieb und er empfand einige Unruhe, als er bemerkte, daß der Major anfing, Helenen einige Aufmerksamkeit zu schenken. „Idchen, er wird doch nicht?“ fragte er seine Frau in ängstlicher Besorgniß. „Was? mein Claus, Du meinst vielleicht, Helene heirathen wollen? Es könnte sein, daß Dein Bruder Neigung dazu hätte; allein Du siehst selbst, wie es mit ihr und Oskar steht, und der jüngere Anbeter wird gewiß den Sieg über den ältern davon tragen.“

„Du hast Recht, Idchen,“ sagte der Baron, „Helene würde auch keine Frau für den Bruder sein; sein Gut liegt zu einsam, und sie ist zur Hausfrau eines Landmanns weder geboren noch erzogen. Ein Husarenoffizier paßt weit besser für sie, absonderlich Oskar; er ist reich, sie wird Ansprüche daran machen; er ist lustig, sie ausgelassen; er tanzt und singt gern, sie desgleichen; er versteht nicht mit Verstand zu essen, sie braucht also nicht mit Verstand zu kochen.“

Der Baron hatte fast nie eine so lange Rede gehalten und rieb sich jetzt vergnügt die Hände, als er sich dachte, wie viel angenehmer es künftig auf Freiburg sein werde, wenn die wilde Hummel, wie er Helene nannte, nicht mehr für immer da sei. Louise war ihm tausendmal lieber, und er begriff den Geschmack seines Bruders nicht.

„Aus ihr,“ sagte er, „hättest Du am Ende eine fast

eben so gute Hausfrau gemacht, wie Du selber bist Idchen! und welches Vergnügen, wenn wir uns dann gegenseitig besucht, Whist en quatre mit einander gespielt und nachher ein gutes Gericht gegessen hätten! Ihr beiden Schwestern überraschtet Euch und uns dann zuweilen mit einem neuen. — Apropos, hast Du ausfindig gemacht, wie die gefüllten jungen Hühner bereitet waren, die wir bei dem alten Landrathe neulich hatten?"

"Gewiß," sagte Ida, "sie waren in Nierentalg weich gesotten."

Als sie vorhin das Zimmer verließ, rühmten die Zurückbleibenden sie als die beste Frau, die es geben könne, und selbst Frau von Steinfels gestand ihr das Talent zu, sich und andern die wöhnlichste Häuslichkeit zu bereiten. Oskar meinte, er könne es recht begreiflich finden, daß es dem Baron nirgends besser, als in seinem eigenen Hause gefalle; "so ein Gutsbesitzer ist wirklich der freiste und glücklichste Mensch," sagte er, "sobald er ein liebes Weib und sein gutes Auskommen hat."

"Sie freuen sich indessen, daß Ihre Verhältnisse Sie an die Stadt fesseln," fiel Helene ein, "Sie würden das Loos des Gutsbesitzers nicht beneidenswerth finden, wenn Sie von September bis Mai wie verbannt von allen fröhlichen Vereinen leben müßten, endlich sehnsüch-

tig auf den ersten Frost und Schnee hofften, und es wollte nicht frieren und nicht schneien, sondern Tag vor Tag lagerte ein dicker Nebel auf der morastigen Gegend. Sie dankten dann Gott am Abend, wenn es Zeit wäre, sich schlafen zu legen. „„Jetzt,““ sagen Sie sich, „„geht in der Stadt erst die rechte Lust an, ach!““ und mit einem langanhaltenden Gähnen werfen Sie sich in die Federn und ebenso gelangweilt sehen Sie am Morgen in die neblichte Gegend hinaus. Nein, Sie scherzen! Sie finden das Loos eines Gutsbesitzers in der Marsch nicht so beneidenswerth. Sie kämen vor Langeweile darin um.“

„Sie haben keine gute Meinung von meinem Talente zum Hausvater,“ sagte Oskar heiter, „aber wenn ich die Rolle eines solchen übernähme, so würde ich nie mehr Langeweile haben. Das Häuflein Menschen zu beglükken, das mir die Vorsehung anvertraut; den Boden zu cultiviren, den ich mein nennte; rings um mich her Freude und Lust und so viel Aufklärung, als möglich, zu verbreiten: das würde mir reichlichen Ersatz für die geselligen Vergnügungen der Stadt geben.“

„Und Du“ sagte Frau von Steinfels, „wirst doch nichts gegen das Landleben haben, ich hörte Dich mindestens noch nie darüber klagen.“

„So mit Dir, Mama, und Louisen, in der Nähe der Stadt, deren Thurm ich sehen und jeden Tag von

dort her Besuch erwarten kann, da geht es; aber wie Ida mehrere Meilen, von allen Freuden des geselligen Lebens getrennt, das ertrüge ich auf die Länge nicht."

"Aber Ida ist so glücklich," sagte Louise; "sie liebt ihren Mann, und so jeden Tag für ihn und ihre Hausgenossen, die sie vergöttern, zu sorgen, daß sie glücklich und zufrieden sind, ist doch ein schönes Loos."

"Der Geschmack ist verschieden," sagte Helene, "mir würde ein solches Leben nicht anstehen; zu einer Wendeline Lenette wäre ich nicht geeignet, und sollte ich meine häuslichen Pflichten recht freudig erfüllen, so müßte ich mir in heiterer Geselligkeit oft neue Kräfte dazu holen."

Frau von Steinfels warf Helenen wieder den mißbilligenden Blick zu, der den einzigen Tadel enthielt, den sie gegen den Liebling aussprechen mochte, und sagte ernst: "Eine Frau sollte nie sagen "in diesem oder jenem Verhältnisse würde ich allein glücklich sein können," denn ihr steht keine Wahl darüber zu; wir lieben einen Mann, und jede Lage, in die er uns führt, gilt dann unserm Herzen gleich, und unsere Pflicht ist, in jede so viel Anmuth als möglich hineinzubringen. So wirst auch Du, meine Helene! einst denken. Du siehst an mir den besten Beweis. Geboren in der reizendsten Gegend des Landes; die verzärtelte einzige Tochter meiner Eltern; auf einem großen Amte, welchem

mein Vater als Oberhauptmann vorstand, an das zerstreuungsvollste Leben gewöhnt, welches uns die Nähe der Residenz noch mehr erleichterte, und lebenslustig wie Du: würde Niemand von mir geglaubt haben, daß ich mich jemals auf dem kleinen Freiburg in der Marsch glücklich fühlen könnte; ich selbst hatte mir eine solche Existenz nie gedacht. Da erschien mein lieber Steinfels; er war viel älter als ich, Witwer, Ida's Vater; aber ich liebte ihn bald, und wie schaal fand ich nun die rauschenden Vergnügungen, denen ich bisher gehuldigt; umsonst stellten mir Eltern und Verwandte das Leben in der Marsch mit den trübsten Farben vor; umsonst verschwieg mir selbst Dein edler Vater nicht, welche Entbehrungen ich dort ertragen müßte; ich liebte! und beachtete alle diese Nebendinge nicht. Und hätte ich ein Opfer gebracht, es würde mir reichlich vergolten sein durch das Entzücken, mit welchem mein guter Steinfels mich an sein Herz drückte, als ich sagte: „ich will ja nichts, als an Deiner Seite leben.“ Und nun, als er mich in sein Haus führte, das er mit aller Sorgfalt eines liebenden Herzens eingerichtet, wie ich es liebte und gewohnt war, als die kleine liebe Ida sich bald mit so viel Zärtlichkeit an mich hing, und vollends, als ich mich in Eurem Besitze sah, — es gab keinen Thron der Welt, mit dem ich mein Freiburg vertauscht hätte.“

Louisens Augen leuchteten in feuchtem Glanze des Entzückens; sie warf sich der Mutter zu Füßen, umschlang ihre Kniee und sagte: „O Du Gute, Theure!“ Oskar stand gerührt auf und ging an das Fenster; Helene warf sich der Mutter um den Hals und sagte: „Du, liebe Mama! bist Deinen Töchtern in Allem das herrlichste Vorbild, darum hat auch Ida so glücklich werden können, weil sie an Deiner Seite aufgewachsen.“

Jetzt ertönte das Hifthorn der Jäger, und es ließ sich das fröhliche Bellen der Jagdhunde hören; Ida öffnete eben die Flügelthüren, die in das Besuchzimmer führten, aus welchem eine anmuthige Wärme und köstliche Wohlgerüche hervorströmten, und bat die Gesellschaft, nicht an die Fenster zu treten, damit ihr Gemahl vollständig durch ihre Anwesenheit überrascht würde. „Auch den Leuten,“ setzte sie hinzu, „ist Befehl zum Schweigen gegeben.“

Aus dem Hintergrunde des Zimmers sah man indeß doch die Jäger auf den Hof kommen; sie waren seltsam kostümirt und der angekündigte Gast ein sehr blasser Mann, dessen Gesicht dem Rittmeister bekannt vorkam, am seltsamsten. Ihm folgte ein Diener mit einem Reisesacke, und unsere Freunde hörten die kräftige Stimme des Barons auf der Flur sagen: „Wir wollen uns nun umkleiden, Capitain! und dann führe ich Sie

in das Zimmer meiner Frau.“ „Aber ich muß Sie bitten, mir ein Bad besorgen zu lassen, ehe ich das Zimmer einer Dame betrete,“ rief der Fremde, „denn bei Gott! ich kenne mich selbst nicht mehr.“

Hier verhallten die Stimmen der Jäger, die bei dem Baron eingetreten waren, und Frau von Steinfels sagte „das ist gewiß ein Narr oder ein Engländer! Wer wird denn in dieser Jahreszeit und um Mittag baden wollen?“

Es ward nun draußen viel hin und her gelaufen, man sah eilig den Bedienten Wasser aus dem Brunnen holen, und Ida hatte große Lust, einen Blick nach draußen zu werfen. Indeß widerstand sie der hausfraulichen Neugierde, und nachdem man eine Stunde unter allerlei Vermuthungen hingebracht, wer nur der Fremde sein könne, (denn Oskar wußte sich nicht näher darauf zu besinnen) hörte man endlich den Baron sagen:

„Zwar bin ich Strohwitwer, Capitain; aber dennoch sollen Sie das Walten einer guten Hausfrau bemerken, sobald sie ihr Zimmer betreten.“

Mit diesen Worten öffnete er nun die Thüre zu seinem Allerheiligsten und ließ den jetzt auf das vortheilhafteste in Civil gekleideten Fremden vorangehen. Mit der Fassung eines vollkommenen Weltmannes ließ dieser kaum eine Überraschung blicken, als er so plötzlich in einen Kreis elegant gekleideter Damen trat.

Desto verwunderter war der Baron, der vor Freude,

seine Ida wieder zu sehen, es ganz vergaß, den Fremden vorzustellen. Er schloß sie in seine Arme, küßte sie herzlich und flisterte ihr zu: „Du Herzens Ida! laß uns nur gleich hier bleiben, es ist hier jetzt prächtig, und nur Du hast uns gefehlt. Lene macht sich prachtvoll, gestern hatte sie uns ein delikates Ragout à la Mucktortel bereitet. Gott weiß, was sie heute macht, oder hast Du schon geholfen?“

Ida war ein wenig verlegen, den Fremden nicht schneller begrüßen zu können, denn der Baron hielt sie noch immer an seiner breiten Brust gefangen. Sie entwand sich jetzt seiner Umarmung und sagte: „Du wirst zufrieden sein, Herzens Mann, stelle uns nur erst den Fremden vor.“

Der Major hatte indeß dies Geschäft bei der übrigen Gesellschaft übernommen, und der Baron, der Ida mindestens noch an der Hand fest hielt, sagte, sie gegen den Capitain führend: „Capitain Hugo von der Legion, jetzt bei der Garde stehend, und hier, Capitain, sehen Sie meine liebe Frau.“

Mit der Artigkeit eines feingebildeten Mannes begrüßte der Capitain die Dame vom Hause und sagte dann, zu Oskar gewendet, „wir sahen uns in Paris im Café aux mille colonnes.“

„Es ist wahr!“ erwiederte dieser, „ich erinnere mich jetzt Ihrer ganz vollkommen.“

„Ich würde Sie fragen, wie gehts?“ sprach der Capitain, „wenn nicht Ihr Aussehen die Frage überflüssig macht.“

„Aber was in aller Welt führt Sie im Winter in diese Gegend?“ fragte Oskar.

„Eine Wette,“ erwiederte der Capitain mit einer lächelnden Miene, indem er sich ohne Weiteres in den nächsten Sessel warf. „In der Residenz glaubt man mich so gefesselt durch allerlei angenehme Verhältnisse, und in der Messe wagte man sogar zu behaupten, ich würde es nicht überleben, wenn ich plötzlich in die Provinz versetzt würde.“

„Gilt es die Wette,“ rief ich aus, „so will ich in irgend einem Winkel, meinetwegen sogar in der Marsch, vier Wochen wie ein Einsiedler leben,“ und kurz gesagt, ich habe um hundert Louisd'or gewettet und bin jetzt auf dem Gute des alten Generals von W., der mir den Aufenthalt gern gestattete, sobald er von meiner tollen Idee (wie er es artig bezeichnet) hörte.“

„Nun bei Gott,“ lachte Oskar, „jetzt erinnere ich mich noch besser Ihrer und Ihres Talents im Wetten. Einmal“ sagte er zu den Damen, „ward bei einem fröhlichen Diner von der Hungerkur gesprochen; man hielt sie für eine der schmerzlichsten, was unter all den Leckerbissen, mit denen die Tafel besetzt, und bei dem guten Appetit der Gäste sehr natürlich war. Hier en-

trirte nun der Capitain die Wette: vier Wochen lang nur von Semmel und Wasser leben zu wollen, und gewann sie richtig. Er setzte sich jeden Mittag und Abend mit seinen Cameraden zu Tisch, und während sie den duftendsten Braten mit dem herrlichsten Wein hinunter spülten, aß er seine Semmel und trank Wasser."

"Aber Capitain!" sagte der Baron, "wie konnten Sie eine solche Wette eingehen! Sie sagen mir, daß Sie sich auf die Freuden der Tafel verstehen, und was sind hundert Louisd'or für eine Entbehrung derselben, die vier Wochen dauert?"

"Die Wette war leichter zu gewinnen, als die jetzige," sagte der Capitain; "ich blieb mindestens unter Menschen, aber jetzt? — in dem alten Hause zu Nienkob, das ich bewohne, ist es zum Rasendwerden einsam. Ich habe mich mit allen Philosophen alter und neuer Zeit umgeben und studire sie fleißig, dennoch ergreift mich zuweilen die Lust, sie sämmtlich dem alten Verwalter an den Kopf zu werfen, wenn er mich ewig mit demselben Gesichte, ewig mit denselben Worten fragt: "wie ich geschlafen hätte und was ich zu essen befehle?"

"Und wie lange sind Sie schon hier?" fragte Oskar.

"Seit drei Wochen," erwiederte der Capitain, "und das ist gut! Acht Tage lang hoffe ich mit dem kleinen Reste von Geduld, der mir noch geblieben, auszureichen,

besonders nachdem ich mich heute in einer so angenehmen Gesellschaft ein wenig restaurirt haben werde."

Die Frauen betrachteten während dieses Gespräches den Capitain genauer. Er hatte zwar nicht eigentlich das in seinem Benehmen, was man elegante oder galante Manieren nennt; dennoch war er ein Weltmann im Äußern wie im Innern. Er wußte vollkommen seine Umgebungen zu beherrschen, ohne sich das Ansehen zu geben; zugleich schien er ein Mann von großen Kenntnissen, aber bizarrer Laune zu sein, und unsere Gesellschaft fühlte bald, daß ein fremder Geist in ihre Unterhaltung gekommen war. Helene schien großes Gefallen an dieser seiner Unterhaltung zu finden, die er indessen oft an Louisen verschwendete; für diese war dieselbe gar nicht angenehm, und wie eine Taube, die der Habicht entführt, so ängstlich folgte sie ihm, als er ihr den Arm bot, sie zu Tisch zu führen.

Über der Tafel riß er bald alle Conversation an sich und setzte die Gesellschaft, besonders die Damen, oft in die äußerste Verwunderung durch die Behauptungen, die er aufstellte. Er hielt unter andern einmal Napoleon eine begeisterte Lobrede, die hier, eben nach beendigtem Kriege, in welchem er und seine Cameraden so glorreich gegen den Usurpator gekämpft, sehr übel angebracht war. Der Baron haßte den französischen Kaiser schon aus dem Grunde, weil er den Ländern, über

die er seine Geißel schwang, alle Ruhe und Behaglichkeit geraubt hatte; überdem war unsere Gesellschaft sehr patriotisch gesinnt, und selbst die jungen Damen, die, so lange der Krieg währte, den man diesem Eroberer verdankte, den Bruder und so manchen andern lieben Verwandten in ewiger Gefahr wußten, sahen in Napoleon den allerverabscheuungswürdigsten Friedensstörer. Oskar und der Major rühmten sehr seine Feldherrntalente und sein Glück, allein der Capitain wollte ihn in allen Dingen als den ersten der Menschen anerkannt wissen. „Grade als der Beherrscher eines ganzen Welttheiles wäre Napoleon erst am rechten Platze gewesen,“ sagte er, „und wie ganz anders würde Europa sich bald gestaltet haben, wenn es der Aar von seiner stolzen Höhe als ein großes, seiner würdiges Reich beherrscht hätte.“

„Die Fabel vom Storch und den Fröschen würde sich dann verwirklicht haben,“ sagte der Major kaltblütig. Der Baron saß wie auf Kohlen und verwünschte den Capitain mit seinem politischen Gespräche. Das köstliche Gericht, junge Hühner in Nierenfett gesotten, mit welchem Ida den lieben Gemahl überrascht hatte, stand auf dem Tische! und alles horchte mit gemischten Gefühlen auf die Suade des frevelnden Militairs (der eben die Weisheit des Exkaisers mit dem höchsten Beispiele der Weltregierung verglich) und aß die leckern

Hühnchen hinunter, ohne zu bemerken, was vor ihnen auf dem Teller lag.

Frau von Steinfels war empört über die Behauptung des leichtfertigen Capitains und wunderte sich längst, daß Niemand dem Schwätzer in die Rede fiel, als Oskar lachend sagte:

„Nun Capitain, Sie haben Ihre Aufgabe gut gelöst, Sie haben eine sehr hübsche Rede gehalten. Nicht wahr?“ wendete er sich an den Baron, „der Capitain zeigt uns, daß er nicht ohne Nutzen den Verhandlungen beider Häuser des englischen Parlements beigewohnt; aber glauben Sie nur, er ist ein guter Patriot, und die Wunden, die er bei Talavera und Peninsula im Kampfe gegen Napoleons Heere davongetragen, zeugen besser von seiner wahren Gesinnung, als dies kleine Stück der Rednerkunst. Und nun lassen Sie uns ein Glas auf das Wohl Seiner Majestät unsers Königs leeren, Capitain.“

Dieser lachte und nickte unserm Freunde zu, indem er sein Glas auf einen Zug leerte. Es kam nun bald wieder ein heiterer Ton in die Gesellschaft; auch der Major sprach mehr als gewöhnlich und brachte, als der Bediente eben einen goldgelb gebratnen ungeheuren Truthahn vor ihn hinstellte, die Gesundheit der Damen aus. Es folgten diesem Toaste mehrere, und Franz, der jetzt aufgefordert durch den Baron, ebenfalls einen

nennen sollte, sagte: „Die Fremde und Mamsell Eddelbüttel!“ Der Capitain fragte, wer die Damen seien, und als er den Namen Black hörte, gerieth er in auffallende Bewegung. Obgleich er sich bald wieder faßte, so fragte er doch mit großer Lebhaftigkeit:

„Wie? sollte das die Witwe des Lieutenants Black sein, der vor zwei Jahren in London an der Schwindsucht starb?“ „Gewiß,“ sagte der Major.

„O Himmel, stehe mir bei!“ rief der Capitain, „was mag diese schöne Frau nach Deutschland, hierher in die Marsch, ans Ende der Welt (verzeihen Sie, gnädige Frau) geführt haben? Und Sie halten sich davon überzeugt, Major, daß sie es wirklich ist, und haben sie noch nicht aufgesucht?“

„Ich kenne sie nicht,“ erwiederte der Major; „und selbst der Mann war mir nie vorgestellt, doch habe ich ihn oft gesehen.“

„Aber Sie sollten zwanzig Meilen weit reisen, um einen Blick in die schwarzen Augen dieser Frau zu thun,“ sagte der Capitain.

„Wenn Sie ein so lebhafter Verehrer von ihnen sind,“ lachte Oskar, „so werden wir Sie gewiß bald in N.. sehen, welches glücklicherweise sehr viel näher Ihrem jetzigen Aufenthaltsorte liegt.“ „Das geht nicht,“ rief der Capitain in komischer Verzweiflung, „ich darf ja während dieser vier Wochen in keine Stadt.“

„So geben Sie Ihre Wette verloren;“ sagte Franz, „was sind hundert Louisd'or für das Wiedersehen einer so schönen Bekanntinn?“

„Ah mon camerad!“ sagte der Capitain mit einem Seufzer, „ein andres Ding ist die Ehre, ein andres die Liebe, und noch ein andres hundert Louisd'or; — hier handelt es sich für mich lediglich um die erste, denn alle Blitze eines schönen Damen-Auges schlagen zwar bei mir ein, es sind aber kalte Schläge, sie zünden nicht. Aber etwas ausführen, woran Jeder zweifelt, das ist eine Ehrensache.“

„Bei Gott!“ rief er auf einmal aus, „ich glaube fast, es ist schon gegen meinen Pakt, daß ich in Gesellschaft so reizender Damen vergnügt war, und ich bin nur in so fern zu entschuldigen, als ich unwissend zu einem so glücklichen Abentheuer gelangt bin. Sie sind mein Zeuge, Major, daß ich erst auf die Einladung des Barons einging, als er mich versicherte, ich würde hier kein großes Vergnügen haben, da die gnädige Frau abwesend sei.“

„Berufen Sie Sich auf mich,“ sagte der Major, „dieser Mittag wird Ihrer Wette keinen Schaden bringen.“

„Ah bah, die Wette!“ rief der Capitain aus, „es handelt sich nur darum, ob mein Gewissen mir erlaubt, sie für gewonnen oder verloren zu erklären. Aber sa-

Sie mir, wie kommt die schöne Creolinn nach Deutschland?"

"Wie?" sagte Ida, "eine Creolinn ist Mistreß Black? Wir wissen leider noch nichts von ihren Verhältnissen, erzählen Sie uns, Herr Hauptmann, was Ihnen davon bekannt ist."

"Gern," erwiederte der immer heiterer werdende Capitain. "Meine erste Bekanntschaft mit ihr war sehr pikant und zwar in Spanien. General H., unter dessen Commando das Truppenkorps stand, dem ich angehörte, war im Eskurial eingerückt. *) Moore hatte beschlossen, die Truppen wieder nach Portugal zu führen, und General H. erwartete den Befehl, seine Division mit ihm zu vereinigen. Moore wußte, daß die Stärke der feindlichen Armee sich auf nicht weniger denn achtzig Tausend Mann belief, und daß sie noch eine Verstärkung von dreißig Tausend Mann erwarten, — er wußte, daß die spanischen Generale Blake und Belvidere total geschlagen waren, und daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, das kleine brittische Corps mit den vereinten Kräften der ganzen französischen Armee es würde

*) Diese kleinen geschichtlichen Notizen, insofern sie den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel betreffen, sind dem Werke des Major Beamish, über die englisch-deutsche Legion, entlehnt. (Anm. der Verf.)

aufnehmen müssen. Dennoch wollte er eine Sache, zu deren Unterstützung er herbeigeeilt war, nicht verlassen, so lange ihm noch ein Schatten von Hoffnung blieb, ihr nützlich werden zu können, und er beschloß abzuwarten, ob die spanische Armee unter Castannos noch das Feld behaupten würde. Während dieser Verzögerung genossen wir einige angenehme Tage der Ruhe im Eskurial, wo Lord H. glänzende Feste gab. Eines Tages hörte ich, daß wir heute Abend die Pflegetochter des Generals, die an einen Lieutenant Black, einen Adjudanten desselben, vermählt und eine berühmte Schönheit sei, sehen würden. Mehrere Frauen der Offiziere und viele angesehene Spanierinnen verschönerten den Ball, der schon begonnen hatte, als die schöne Creolinn hereintrat. Es ist wahr, diese Gestalt ist ein Meisterwerk der Schöpfung, und der General empfing sie so liebevoll, als wäre sie seine eigene Tochter. Sie trug ein Kleid von schwarzem Sammet und sah mehr als eine Königinn, denn als eine Lieutenantinn aus. Sie war nicht zum Tanz gekleidet und lehnte alle die dringenden Einladungen dazu, womit sie bestürmt ward, standhaft ab. Ich weiß nicht wie es kam, aber mir war nach ihrer Erscheinung plötzlich alle Lust dazu vergangen, und ich erkundigte mich bei einem Bekannten, der näher von ihren Verhältnissen unterrichtet sein konnte, nach ihr. Er erzählte mir, sie sei auf Havannah geboren, von wo sie

in Begleitung der Tochter des Generals, der sich dort ein Jahr lang in Erbschaftsangelegenheiten aufgehalten habe, nach England gekommen sei. Man sagte, der alte General liebe seine Pflegetochter noch ein wenig mehr, als väterlich; genug, er gab aber doch zu, daß sie den armen, aber bildschönen Black aus reiner Neigung heirathete, und beschenkte sie sehr freigiebig. Black ward in seinen Stab versetzt, und seine Gattinn folgte ihm auf allen Heereszügen. Jetzt aber war sie ein paar Monate in Salamanka gewesen und kam mit einem kleinen Kinde wieder zu Black zurück. Der alte General that äußerst aufmerksam gegen sie, um so mehr ward sie von allen andern Personen des Festes aufgesucht. Mehrere Offiziere, die sie noch nicht kannte, ließen sich ihr vorstellen, auch ich, und ich kann noch heute das reizende Lächeln nicht vergessen, mit welchem sie mich anredete. Endlich verlangte der alte Herr von ihr, sie solle ihm die Cachucha tanzen. Black sah grimmig darein, als sie ihn fragte, ob er es zugeben wolle; indeß wer konnte ihr oder dem kommandirenden General etwas abschlagen? Seine Vorstellungen gegen ihre Gesundheit wurden durch ihre blühende Gestalt zurückgewiesen, und sie entfernte sich, um ihre Kleidung zu ändern. Bald kehrte sie zurück in der kastilischen Nationaltracht der Basquina. Es ist dies ein kurzes, eng an den Körper anschließendes, Oberkleid von schwarzem Sam-

met, mit einer doppelten Reihe gleichfarbiger seidener Franzen besetzt, an deren Enden Achatperlen aufgereiht sind, die im tausendfachen Scheine der Kerzen und bei der leisesten Bewegung der reizenden Frau um ihre Formen herumspielten und dadurch eine eigenthümliche Wirkung hervorbrachten. Das rabenschwarze Haar war mit einem goldenen Netz, Redezilla genannt, umschlossen. In der Hand trug sie den Pandaro, eine Art Tamburin, mit welchem die Kastilier sich zum Tanze begleiten, und an welchem bunte Bänder und eine Menge kleiner silberner Glocken hängen. Ihre Füße waren so hübsch in Seide gekleidet, wie es die spanischen Schönen vor allen andern verstehen. Der alte General sah ihr mit dem Wohlgefallen entgegen, wie der selige Herodes seinem Töchterlein, und wenn ihr Tanz ihr auch nicht das Haupt eines Predigers in der Wüste eintrug, so weiß ich doch, daß die sämmtlicher anwesenden Männer dadurch verdreht wurden, versteht sich bis auf den meinen, den ich immer gern an seinem Platze behalte. Ich sah mir nächst der Tänzerinn auch den armen Black an, der mit eingekniffenen Lippen, die Hand am Degen, neben dem General stand, und den alle die süßen Blicke, die sie ihm zuwarf, wenn sie sich gegen diesen verneigte, nicht freundlicher stimmten. Die Cachucha ist kein Tanz, der mit dem Bolera oder Fandango die mindeste Ähnlichkeit hat; es war nur ein graziöses Gehen was wir sahen, und nie

habe ich Jemand so gehen sehen, wie sie. Wie jedes Ding in der Welt, nahm denn der Tanz auch ein Ende, und ich war bis in die Nähe Black's vorgerückt und sah, wie sie, nachdem sie die stürmischen Beifallsbezeugungen des Generals mit einem Lächeln, die der übrigen entzückten Zuschauer mit geringschätzigem Stolze aufgenommen hatte, ihre Hand auf Black's Linke, mit der er das Degengefäß umklammert hielt, legte und mit einer bezaubernden Stimme fragte: ob er denn allein ihr kein Wörtchen zu sagen habe? Ein zorniger Blick, ein hastiges Neigen zu ihrem Ohre und das Wort „Schlange!“ das ich mehr dem Munde absah, als daß ich es hörte, war seine ganze Antwort. Der kleine Auftritt ging indeß so schnell vorüber, daß Niemand außer mir ihn bemerkt hatte, selbst der General nicht, der jetzt fast dieselben Complimente über seinen reizenden Schützling empfing, wie diese selbst. Allein sie ward leichenblaß bei dem unglücklichen Worte, und er sah sich genöthigt, ihr den Arm zu bieten, um sie aus dem Saale zu führen.

Verwundert sah sich Lord H. bald nach ihr um, und ich trat zu ihm und sagte ihm, daß der Gemahl sie entführt habe. „Der eifersüchtige Narr!“ brummte Se. Herrlichkeit vor sich hin und trug mir auf, dem Musikcorps Befehl zu geben, zum ferneren Tanze zu spielen, und bald herrschte nun wieder die laute Freude eines Balles. Das

Verhältniß der Tänzerinnen zu den Tänzern war etwa eins zu vier, und ich, der ich den Tanz durchaus nicht seiner selbst wegen liebte oder liebe, trat in die Nähe des Generals, der zuweilen unwillige Blicke auf die Thüre warf, zu der Mistreß Black wieder eintreten sollte.

Er war umgeben von mehreren Stabsoffizieren, mit denen er sich unterhielt, und endlich fing er seine Whistparthie an. Bald darauf öffnete sich jene Thüre, allein Black erschien allein; er stellte sich so, daß der General ihn bemerken mußte, und bald ward er zu ihm beschieden. „Wo ist Inez?“ fragte dieser. „Bei ihrem Kinde, Euer Herrlichkeit!“ antwortete Black. „Ich hoffe,“ sagte der General mit Nachdruck, „daß, wenn sie sich der Pflichten gegen dieses entledigt hat, sie sich dann derjenigen erinnern wird, die sie gegen mich und die Gesellschaft hat.“ Er sah weiter nicht zu Black hin, der eine Antwort nur mühsam zu unterdrücken schien. Ich ging jetzt zu diesem und erkundigte mich theilnehmend, ob seiner Gemahlinn der Tanz auch nicht geschadet habe. „Ich fürchte sehr!“ erwiederte er zerstreut. „Aber,“ sagte ich, „mich dünkt, Sie sind zu besorgt, Ihre Gemahlinn scheint mir sehr gesund zu sein, sie ist jung und dieser bequeme Tanz ist dem Körper, glaube ich, eher zuträglich.“

„Gewiß!“ sagte er in demselben Tone, wie vorhin.

„Nun gut,“ fuhr ich fort und ergriff seinen Arm, „so kommt, Black, und seid kein Thor! Worüber seid Ihr denn besorgt? Weder der Tanz, noch ein alter verliebter Geck werden Euch um etwas bringen, was Euch gehört, und um dessen Besitz Ihr ein Königreich wegwerfen könntet. Holt sie wieder, Black! gönnt ihr, ihr junges Leben zu genießen.“

Er ergriff meine Hand und sah mich einen Augenblick an, als wollte er in meiner Seele lesen. Ich hielt seinen forschenden Blick mit meinem ehrlichen aus, und er sagte dann feierlich: „Capitain, wenn Ihr jemals Euch ein häusliches Glück schaffen wollt, so wählt ein deutsches Mädchen!“

„Nun bei Gott!“ sagte ich, „wenn ich nicht Eure blauen Augen und Euer blondes Haar vor mir sähe, so würde ich glauben, Ihr wäret ein Landsmann Eurer Frau. Seht doch das runzelvolle Gesicht dort am Spieltische, und nun — ?“ fuhr ich fort, indem ich mit ihm vor einen hohen Wandspiegel trat, „lacht doch über Eure Grillenfängerei.“

Er lachte wirklich, aber wie ein Wahnsinniger, und sagte:

„Das ist es eben! nicht der Mann oder seine Verdienste, sondern (hier knirschte er mit den Zähnen und sprach in sich hinein) sein Rang und sein Geld sind die Feinde meiner Ruhe! Und nun gute Nacht, Camerad!“

setzte er hinzu, „vergeßt, was ich Euch sagte, vergeßt es, so lange, bis Euch zwei schwarze Augen kirren wollen, dann macht die Nutzanwendung von meiner Geschichte.“

Der arme Schelm fing an, mir Leid zu thun; ich ließ ihn noch nicht. „Kommt,“ sagte ich, „laßt uns auf den Balkon hinaustreten, und besinnt Euch!“ Willenlos folgte er mir, und hier unter Orangen- und Myrthenbüschen in der köstlichsten Nacht kühlte sich sein erhitztes Blut ab, und ich beredete ihn endlich, seine Frau wieder zu holen. „Es ist überdies gleich!“ sagte er, und zog mich mit sich fort über eine Gallerie, die zu den Zimmern führte, in denen der General seine Adjudanten einzuquartieren befohlen hatte, und die unweit der seinigen lagen. Wir kamen in ein großes reichgeschmücktes Gemach, nachdem wir das, in welchem Black's Bureau Platz gefunden, durchschritten hatten, und hier flisterte er mir zu, zu warten. Er öffnete eine zweite Thür, die er in der Hast, mit der er eintrat, zu schließen vergaß, und ich hörte dann erst ihn allein bittend, darauf eine weibliche Stimme heftig, dann ihn wieder heftig, dann die andere Stimme weinend reden; endlich war einige Augenblicke alles still, und bald darauf kam Black mit einem gänzlich veränderten Gesichte wieder zu mir und sagte eilig:

„Geht, Capitain! wenn es Euch beliebt, ich folge bald; bitte, vergeßt, was ich Euch sagte, vergeßt es

ganz! sage ich Euch, denn es giebt einen Himmel, in welchem eine Secunde lang glücklich gewesen zu sein, für ein ganzes jämmerliches Leben entschädigt!“

Er geleitete mich bei diesen Worten zur Thür hinaus. Ich fand mich endlich wieder im Saale ein, und eine halbe Stunde später erschien mein gänzlich umgewandelter Freund mit der reizenden Inez. Sie war damals siebzehn Jahre alt, und Lebenslust und Liebe strahlten mit gleichem Glanze in ihren schwarzen Augen. Doch jetzt eben schien die letztere über alles andere den Sieg davon getragen zu haben. Sie trug ein weißes Gewand vom feinsten indischen Mousselin und einen Kranz weißer Rosen. Man hoffte, sie werde jetzt tanzen, und von allen Seiten stürzten Tänzer herbei, sie darum zu bitten; allein sie lehnte standhaft alle Aufforderungen ab und nahm neben dem überglücklichen Black in einem Divan Platz. Bald stand er auf und führte mich zu ihr, und ich verplauderte mit Beiden den Rest des Abends höchst angenehm. Sie war geistreich und lebhaft, wie es die Creolen, die auf Havannah das Licht der Welt erblickten, fast ohne Ausnahme sind. Der General schien übler Laune, und ich weiß nicht, wie sie es angefangen haben mag, ihn zu versöhnen, aber am andern Morgen sah ich sie fröhlich an seiner Seite spazieren reiten. Ich hatte damals nicht öfter Gelegenheit, mich ihr zu nähern; auch von Black ward ich durch die in

den nächsten Tagen eingetroffene Marschordre getrennt, und so endigte meine erste Bekanntschaft mit Mistreß Black.“

Der Baron freute sich, daß die lange Erzählung endlich beendigt schien und sagte: „Ja, ja, Capitain! wenn Ihr heirathen wollt, so sucht Euch ein deutsches Mädchen.“

„Dies war der erste Theil von Blacks Rede,“ sagte dieser, „indessen da ich mir auch den zweiten in meinem Gedächtnisse notirte, so habe ich bisher noch immer geschwankt, und jetzt bin ich wohl schon unter die Hagestolzen einregistrirt.“

„Aber,“ hub Franz an, „Sie sind uns noch den Rest Ihrer Erzählung schuldig, wann und wie sahen Sie sie wieder, und was halten Sie von ihr?“

Der Capitain lächelte fein und sagte, einen artigen Blick an den anwesenden Damen vorübergleiten lassend: „Das Glaubensbekenntniß eines Hagestolzen wird von den Damen nicht immer mit Nachsicht aufgenommen! Doch ernsthaft geredet, würde ich jeder Frau rathen, die Bekanntschaft von Mistreß Black zu meiden, wenn sie des Herzens ihres Gemahls nicht ganz fest versichert ist, denn gefährlich ist diese Creolinn, und ihre Grundsätze sind vielleicht nicht die besten; man kann das immer

nicht so genau wissen," setzte er vorsichtig hinzu, als fürchtete er, zuviel gesagt zu haben.

„Was mein Wiedersehen mit ihr betrifft, so war es ein Jahr später, als nach der Schlacht bei Corunna, in welcher der würdige Sir John Moore blieb, der General H. unser Corps zur Überfahrt nach England einschiffen ließ. Diese Einschiffung ward mit großer Eile in der Nacht vorgenommen, und es waltete weder große Ordnung noch Berechnung dabei. Viele Transporte wurden überladen, während andere nicht die Hälfte der Mannschaft empfingen, die ihnen gebührt hätte. Mein Geschick führte mich auf das Schiff des Generals, und es lag endlich gegen Morgen zur Abfahrt bereit, als dieser wüthend auf dem Verdeck umherging, denn noch immer langte Black mit seiner Familie nicht an, die abzuholen er vom General Erlaubniß erhalten hatte. Es war endlich vollends Morgen geworden, als noch ein Boot von der Küste abstieß, in welchem Black mit einigen Dienern und Frauen am Schiffe anlangten. Die holde Inez war, der empfindlichen Kälte halber, (es war im Januar und sehr stürmisch) in einen Mantel Blacks gehüllt und hatte sich auf einem Kissen im Boote niedergekauert, so daß der General sie nicht gleich sah.

„Goddam!" fuhr er auf seinen Adjudanten ein, „wo ist Inez?" Dieser hörte aber nicht, sondern war

beschäftigt, dem Mulattenmädchen das in Kissen gehüllte Kind abzunehmen und es so lange mit zärtlicher Sorgfalt in seinen Armen zu halten, bis dieses an Bord war; dann holte er seine Frau, die ich nur flüchtig begrüßen konnte, denn sobald Se. Herrlichkeit sie erkannt hatten, beeilten Sie sich, sie in die Kajüte zu führen.

Die Franzosen hatten eine leichte Batterie Kanonen auf den Höhen, welche den Hafen beherrschten, errichtet und eröffneten ihr Feuer auf unsere Flotte, wodurch die Capitaine der Transportschiffe in große Besorgniß geriethen. Mehrere von ihnen kappten die Anker und ließen die Schiffe umhertreiben, wodurch dieselben in der Verwirrung an einander geriethen und einige sogar an den Strand geworfen wurden. Ein brittisches Kriegsschiff brachte indessen diese windbeutelnden Kanonen bald zum Schweigen, und nun stach endlich die Flotte in See. Drei Tage blies der Wind in die Bai, und die Schiffe sahen sich genöthigt, in der Rhede zu kreuzen. In dieser Zeit sprach ich Black öfter, der voll Besorgniß um seine Frau war, die an der Seekrankheit, und um das Kind, das, ich weiß nicht mehr woran, litt. Wir hatten, als endlich der Wind günstig und die Flotte mit allen Segeln, die die Masten nur tragen wollten, ihren Lauf nach England richtete, dennoch oft mit Sturm und Regen zu kämpfen; kein Wunder, wenn zarte Frauen nicht auf dem Verdeck erschienen. Die Kajüte war für un=

sereins nicht visible; ich sah daher die schönen schwarzen Sterne in dieser ganzen Zeit nicht. Aber in der letzten Nacht vor unserer Landung in Spithead ging ich beim hellsten Mondenschein auf das Verdeck, um die nun ganz nahe Küste von England freudig zu begrüßen. Hier sah ich Black, der seine Frau mit seinem einen Arm umschlungen hielt, und mit ihr an der Gallerie stand, um ebenfalls der englischen Küste entgegen zu sehen. Ich trat zu ihnen und rief leise: „Guten Abend, Mistreß Black!“ Sie wendete nur eben das Haupt ein wenig zu mir um, begrüßte mich freundlich und sagte:

„Nicht wahr, Sie freuen sich mit uns, aus den duftenden Orangen- und Myrthen-Wäldern unter dem blauen Himmel fort und in das angenehme Nebelland zu kommen?“

„Es ist unsere zweite Heimath, das gute alte England,“ sagte ich, „und am Ende ist es uns etwas Neues, von dem blutgetränkten Boden Spaniens in ein Land zu kommen, wo wir im Schatten des Ölbaumes uns einmal der häuslichen Ruhe hingeben können; allein Sie, Mistreß Black, scheinen diese Ansicht nicht zu theilen.“

„Doch,“ sagte Black einfallend, „sie freut sich auf diese Häuslichkeit, nicht Inez, sagtest Du nicht eben so?“

„Gewiß William,“ erwiederte sie, „aber ein Häuschen in einer engen dunkeln Gasse eignet sich nicht so hübsch dazu, als eine Villa, von Myrthen- und Orangenwäldern

umgeben. Aber sei ruhig, mit Dir werde ich auch in England glücklich sein."

"Und unser kleiner George wird seine Mutter nun immer um sich haben, nicht Inez?" plauderte er weiter, ohne meine Gegenwart zu beachten.

"Aber in Spanien war ich auch immer um ihn, nicht William?" fragte sie mit schmeichelndem Tone.

"Nein, Inez," sagte er, "wie oft weinte Dein Knabe, während Du dem General vorspieltest, statt mit Deinem Kinde zu spielen; wenn Du ihm vorsangst, statt an der Wiege Deines Kindes zu singen."

"Aber William, ich bin nicht zur Kinderwärterinn erzogen. Ich liebe mein Kind, weil es Dir gehört, weil es Deine Augen besitzt, aber wenn ich mit Dir unter fröhlichen Menschen froh sein kann, warum sollte ich nicht? Oder wenn ich meinem zweiten Vater mich dankbar beweisen kann, warum sollte ich nicht? George ist noch so klein, und Phöle ist so treu; — sag William, darf ich nicht mehr fröhlich sein, seit ich Mutter bin?"

"Was hat sich denn geändert, Inez, seit Du mir schwurst, nur für mich zu leben?"

"Ich thue es, William, aber ich will heiter dabei sein, und wenn Du nicht da bist, oder mir nicht sagst, daß Du mich liebst, so langweile ich mich."

"Auch wenn Du Dein Kind, mein Kind, auf Deinem Schooße hältst?"

„So lange es wacht und freundlich ist, nicht; aber wenn es schläft oder weint, dann.“

„O Inez!“ sagte er mit einem traurigen Tone, worin so Vieles lag: Verwunderung, daß eine Mutter Langeweile an der Wiege ihres schlafenden Kindes, oder beim Anblicke des weinenden empfinden könne; ein tiefer Schmerz, bei dem Blicke, den sie ihm in ihr Inneres thun ließ, dann die Bitte, sich zu bessern. Er schwieg einige Augenblicke, als kämpfe er mit sich, welchem dieser Gefühle er Worte verleihen wolle, dann sagte er wehmüthig:

„Aber Inez, ich wäre so gücklich, wenn Du bei meiner Abwesenheit allein mit unserm kleinen hübschen George glücklich sein könntest. Sieh Inez! Du bist mein Weib, ich liebe Dich, wie nie ein Mann geliebt hat, und ich mag Niemand, als unserm Kinde, den Blick Deiner holden Augen gönnen.“

„Gut, William, ich will bei ihm bleiben und mit ihm froh sein, wenn Du mich allein läßt.“

Ihr Gespräch ward nun ein süßes Liebesgeflister, und ich zog mich zurück, um dem armen William keinen Augenblick seines Glückes zu rauben.

Wir waren nun einige Monate in England, und ich sah Mistreß Black oft in Gesellschaft, wo sie an der Seite der Tochter des Generals eine glänzende Rolle

spielte. Diese, eine fashionable Dame, war an einen Baronet Leith, einen der liebenswürdigsten Männer, vermählt und zeichnete ihre Freundinn sehr aus; sie durfte nur selten an ihrer Seite fehlen. Der arme William kam jetzt wenig in Betracht, und ich sah ihn bald sich in innerer Wuth verzehren, bald wieder auf den Gipfel des höchsten Triumphs; doch glaube ich, daß er schon damals den Keim zu der Krankheit in sich aufnahm, die ihn später getödtet. Im April wurden wir wieder nach Portugal eingeschifft, und Mistreß Black entschwand mir aus den Augen und aus dem Sinn. Dann sah ich sie später noch einmal in Palermo, wo sie mit zwei Kindern und ihrem damals schon sehr kränklichen Manne eine kleine Villa am Meere bewohnte, die ihr der General H. auf das Geschmackvollste hatte einrichten lassen, und wo sie kleine aber allerliebste Cirkel um sich versammelte.

Aus Allem ging indeß hervor, daß der arme William nicht mehr glücklich war, und der Gedanke, daß es nicht in seiner Macht stand, seiner Frau das Glück zu bereiten, auf welches sie den meisten Werth legte, brach, glaube ich, sein liebevolles Herz. „Drum prüfe, wer sich ewig bindet,“ sagt unser philosophischer Dichter, „ob sich das Herz zum Herzen findet; der Wahn ist kurz, die Reue lang!“ Doch hören eben nicht viele Menschen auf diesen verständigen Rath, und der arme

Black hat diese Taubheit mit seinem Leben bezahlen müssen. —

General H. kehrte im Jahre dreizehn nach England zurück und auch Black erhielt Urlaub, um, was freilich sonderbar klang, dort seine Gesundheit zu verbessern.

Lord H. starb das Jahr darauf, nachdem er wenige Tage zuvor die einzige geliebte Tochter verloren hatte. Mistreß Black sah sich nun, da der General ihr nichts vermacht hatte, (der Tod scheint ihn überrascht zu haben) allein auf die kleine Einnahme ihres Mannes beschränkt, was ihr allerdings bitter angekommen sein mag, denn sie war keine gute Wirthinn, und ich hörte, er sollte damals die Absicht gehabt haben, sich mit seiner Familie nach Deutschland zu begeben; allein sein Gesundheitszustand mag es nicht erlaubt haben, denn im April 1815 ist er in London gestorben. Dies, gnädige Frau,“ wandte sich der Capitain an Ida, „ist das, was ich ohne Indiscretion von Mistreß Black erzählen darf, denn es ist bekannt genug geworden.“

Man sprach nun mit der größten Theilnahme von dem Schicksale des armen William; die Frauen tadelten sehr das Betragen der Frau. Oskar hörte dem Capitain mit der Miene zu, als fühle er sich zwar angenehm unterhalten, allein als sei er gesonnen, nicht alles

zu glauben. Franz schien diese letztere Ansicht auch zu theilen, doch machte die Erzählung des Capitains einen widerlichen Eindruck auf ihn. Der Baron freute sich, daß sie beendet war, und der Major sah in Helenens kluge Augen und sagte nichts, doch schien er desto mehr zu denken. Louise saß still und traurig da und sagte jetzt zu Helenen gewendet:

„O, Helene! wie schwer mag doch das Sterben am gebrochenen Herzen sein, vollends bei einem Manne!“ Helene erwiederte:

„Aber warum ließ er es dazu kommen? Eine leichtsinnige, selbstsüchtige Frau, wie diese Inez, verdient wahrlich ein solches Opfer nicht.“

Frau von Steinfels indessen suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, indem sie das Zeichen zum Aufbruch von der Tafel gab.

Man kehrte nun in das Besuchzimmer zurück, und der Baron versuchte, seiner Schwiegermutter eine Parthie zu verschaffen; der Capitain schlug indeß eine Einladung dazu ab, indem er vorgab, sein Gewissen erlaube ihm nicht, das Vergnügen des Tages bis auf die Hefen zu leeren, und er erwarte jeden Augenblick den Wagen des Verwalters, der ihn in seine Einsiedelei zurückbringen solle. Franz gab daher den vierten Mann ab, so sehr

er wünschte, den Capitain noch näher über die Fremde, für die er sich so sehr interessirte, zu befragen. Die übrige Gesellschaft setzte sich zum Plaudern um den runden Tisch. Der Capitain mußte Helenen etwas von den Moden und Freuden der Residenz erzählen, und sie hätte sich mit diesem Wunsche an Niemand besser addressiren können; der Major saß ihr zur andern Seite und betrachtete sie still entzückt, als sie mit solcher Lebhaftigkeit schwatzte. Auch Oskar schien das Gespräch zu amüsiren, und er lachte herzlich über die komische Darstellungsart des Capitains, Louise besorgte für Ida, die am Spieltische gefesselt war, den Kaffee, und da sie sich nach diesem Geschäfte unbemerkt glaubte und die Gegenwart des Capitains ihr nicht angenehm schien, so ging sie in Ida's Wohnzimmer und stellte sich an das Fenster, zu dem von Millionen Sternen flimmernden Abendhimmel hinauf blickend. „O!" dachte sie, „kann es denn ein so grausames Herz geben, als diese Inez? Wenn sie ihn liebte, wie konnte sie doch nicht Alles thun, was er wünschte; wie konnte sie von Jemand anders Geschenke annehmen, die sein Herz verwundeten? Sie liebte ihn nicht," setzte sie dann hinzu, „armer, armer William!" Louise dachte sich dann die kleinen Kinder, die so wenig mütterliche Zärtlichkeit genossen; aber endlich verglich sie das Bild, welches der Capitain von der Fremden entworfen, mit dem, was sie sich selbst nach und nach von ihr aufgerichtet,

und sie war nun bald zu dem Entschlusse gekommen, diesem gar nicht zu glauben. Das eingezogene Leben, welches Mistreß Black hier führte, die Erzählung Reginens, das Gespräch, welches Franz und Oskar mit den Kindern auf dem Deiche gehabt, alles zeugte dafür, daß sie eine treue Mutter sei. „Ja, ja," sagte sie halblaut vor sich hin, „der böse Mann thut ihr Unrecht!" „Wem?" fragte eine Stimme hinter ihr; sie wandte sich um, und Oskar stand neben ihr.

„Ach!" sagte sie, „nicht wahr, Sie glauben dem Capitain auch nicht, was er uns von Mistreß Black erzählte? Nicht wahr, die Lobrede auf den Mann, der seinem Ehrgeize das Glück und das Leben von so vielen Tausenden von Menschen opferte, so wie die Schmähung der schönen Fremden, beides sind nur Dichtungen, mit Wahrheiten ausgeschmückt."

„Es ist leicht möglich," erwiederte Oskar, „daß er mit etwas zu grellen Farben, oder vielleicht aus einem unrichtigen Gesichtspunkte aufgefaßt, seine Gemälde entworfen hat. Vielleicht auch, daß das Unglück Mistreß Black gebessert und sie empfänglicher für ihre mütterlichen Pflichten gemacht hat; jedenfalls wollen wir uns ihres jetzigen Betragens freuen. Louise denkt nicht einmal, daß ein Weib so handeln könnte; in ihrem schuldlosen Herzen hat kein Gedanke Raum, der Tadel verdient," setzte er mit einer fast zärtlichen Stimme hinzu. „Glück-

lich ist der Mann, der dies reich begabte Herz einst sein nennen kann!"

„Aber," sagte sie, „wir wollen nun zu unserer Gesellschaft gehen, man wird Sie vermissen." Sie wendete sich nach der Thüre, allein er ergriff ihre Hand und hielt sie zurück, indem er sagte: „Louise, sei die Meine!" „O mein Gott und Herr!" rief sie fast erschrocken und wand ihre Hand los, die er jetzt plötzlich frei gab und mit Befremdung sprach: „Ich irrte mich also, wenn ich Hoffnung für mich in diesen blauen Augen las?" Sie zögerte und erwiederte: „O, Oskar! Doch Helene, meine Schwester, hat sie nicht ältere Rechte auf Ihre Freundschaft?" „Die bleibt ihr, Du Himmlische!" sagte er und zog die sanft Widerstrebende an sein Herz, „aber meine Liebe hast Du ganz allein. Sage das Wort, Louise, das mich zum glücklichsten Menschen macht."

„Noch nicht," flehte sie, „ich muß erst wissen, wie meine Schwester fühlt." „So," sagte er kalt und ließ sie los, „also aus Helenens Händen soll ich ein Glück empfangen, welches ich allein der Liebe verdanken will?"

„Oskar," sprach sie, „verstehen Sie, wie ich es meine. Ich habe bis diesen Augenblick geglaubt, Sie würden einst mein Bruder werden, und" fügte sie leise hinzu, „wenn nun auch andere meiner Verwandten dasselbe glaubten? Könnte es nicht sein, daß ein Herz durch mein

Glück verwundet würde, für dessen Seligkeit ich gern das meinige hingäbe.“

Oskar hörte fast nichts, als das schüchterne Geständniß der Gegenliebe, welches in ihren Worten versteckt lag, und er sagte:

„O, Du holde Schwärmerinn! in wessen Herzen könnte ich Hoffnungen geweckt haben, die ich nicht erfüllte. Ich habe bis vor weniger Zeit nicht gewußt, was Liebe sei und nie ein Weib um die ihrige gebeten. Das Leben ist lang, und ich will glücklich es zu Ende bringen, daher wählte ich mit Bedacht; — aber ich will auch die Gefährtinn, die ich mir erwählte, glücklich machen, darum prüfte ich meine Grundsätze, meinen Geschmack, meine Lebensansichten und, Louise, nur mit Dir werde ich glücklich sein und, ich fühle es, auch Dich an meiner Seite zufrieden sehen; — und nun sag' mir, Geliebte, glaubst Du nicht, daß Du es sein könntest?“

„Oskar!“ rief sie aus, „ich würde ja zu glücklich sein, aber,“ fügte sie bittend hinzu, „lassen Sie mir Zeit, mein Glück zu fassen, und in dem Herzen meiner Schwester zu lesen. O, wenn unsere Neigung sich in einem Gegenstande begegnete, dann müßte ich die meinige opfern. Auch mit Helenen würden Sie glücklich sein, ihr Herz ist eine reiche Schatzgrube, in der köstliche Edelsteine verborgen ruhen. Was ihre Zunge spricht, ist nicht immer das, was sie denkt. Die Neigung zum

Scherz und das Vergnügen, welches mein Vater an ihrem harmlosen Geplauder fand, geben ihr oft den Schein, der Ihnen, ich habe es bisweilen recht gut bemerkt, nicht wohl gefällt; aber was kann ein Weib nicht thun und lassen, wenn der, den sie liebt, es wünscht. Darum, mein theurer Freund! lassen Sie mich meine Schwester prüfen, und gestehen Sie Sich nur selbst, wenn sie ihre kleinen Launen ablegt, dann überragt sie mich tausendmal."

Er stand mit leuchtenden Augen vor ihr. Noch ruhten ihre Hände in den seinigen, sie ließ sie ihm, ohne sich dessen bewußt zu sein. Ihre blauen Augensterne waren jedoch zu Boden gesenkt, und so stand sie, das holdseligste Bild der Demuth und jungfräulicher Reinheit, vor ihm und hatte schon einige Secunden zu reden aufgehört, als er sie noch immer betrachtete. Dann aber hielt er sich nicht länger, sein Herz floß über von entzückter Liebe, er schloß sie in seine Arme und sagte:

"Niemand überragt Louise und Niemand darf über unser Glück entscheiden, als wir Beide."

Jetzt hörten Sie die Stimme des Capitains, der von den Spielenden Abschied nahm. Louise entwand sich der Umarmung und trat in das Zimmer zurück, in welchem ihre Freunde versammelt waren. Sie wußte es Oskar Dank, daß er ihr nicht dahin folgte, sondern ihr noch schnell nachrief: "Ich gehe nach den Pferden zu sehen."

Helene trat ihr verwundert entgegen und sagte: „Wo hast Du denn gesteckt, Louise? und wo ist Oskar?“

„Er sieht nach den Pferden,“ erwiederte sie befangen.

„Nun, da will ich ihn noch erwarten,“ rief der Capitain, „aber Sie, gnädiges Fräulein, haben uns Ihre holde Gegenwart entzogen und nun muß ich Armer auf das Glück Verzicht leisten, sie noch zu genießen. Ich gehe, den Plato und Seneca wieder aufzusuchen und mich genau zu prüfen, ob ich meine Wette gewonnen oder verloren.“

„Jedenfalls gewonnen,“ sagte Helene, „denn haben Sie sich aus der Marsch entfernt? Oder haben Sie irgend ein Vergnügen genossen, was Sie für die Amüsemens der Residenz entschädigt hätte?“

Oskar trat wieder ein und reichte dem Capitain zum Abschiede die Hand. „Ich hoffe,“ sagte er, „wir sehen Sie in N.., und dann sind Sie, so lange Sie wollen, mein Gast; es giebt dort noch mehr Menschen, die es verdienen, von Ihnen gekannt zu sein, meinen Wirth unter Andern.“

„Sorgen Sie nur für gutes Wetter im Juli, damit mich der Bout des Marschlandes nicht abwehrt, denn ich gestehe, nie sah ich so schlechte Wege, wie die, auf denen ich nach Nienkob fuhr. Was dies betrifft, so sind hundert Louisd'or nichts für die Beulen, die ich mir bei der Gelegenheit geholt. Adieu Cameraden!“ rief er

noch einmal zu Franz und dem Major, „Ihr, Rittmeister, lebt wohl! Nicht, daß ich es Euch wünsche, sondern Ihr thut es schon, ich sehe es.“ Mit einer leichten Verbeugung gegen die Damen ging er und Oskar gab ihm das Geleite.

Louise war an den Spieltisch getreten und sah anscheinend dem Spiele zu, aber sie war in großer Bewegung. Sie sah sich auf den Gipfel eines Glückes gehoben, den sie nie, auch nicht im Traume, als für sie erreichbar gehalten hatte. Längst war ihr junges Herz mit dem Bilde des Rittmeisters angefüllt; aber wie alle andere Familienmitglieder hatte sie nur den künftigen Gemahl Helenens in ihm zu lieben geglaubt. Als sie an jenem stürmischen Abende eine so grenzenlose Angst um ihn ergriff, während alle so ruhig waren, da kam ihr zuerst der vorwurfsvolle Gedanke, daß sie ihn vielleicht mehr liebe, als sie sich gestatten dürfe, „besonders jetzt,“ sagte sie sich, „wo er noch nicht mein Schwager ist,“ und sie nahm sich fest vor, ihr Herz ernsthaft zu bewachen. „Aber, wenn er Helenens Mann ist, dann will ich ihm recht zeigen, wie sehr ich ihn liebe,“ fügte sie hinzu, „und ich will ihr allen seinen kleinen Eigenheiten nachspüren helfen, die sie zu schonen hat, und sie wird ihm alle die ihrigen zum Opfer bringen.“

Dann wieder wallte ihr Herz freudig auf, als er ihr blicken ließ, wie gern er sie mit nach Lalau zu

fahren wünschte. „O gewiß,“ dachte sie, „ist er mir auch gut,“ und nur ungern gab sie dem Ausspruche der Mutter nach, die wünschte, sie möge zu Hause bleiben; allein wir haben gesehen, wie das gute Kind alle zufrieden stellen wollte. Am Morgen indeß war die Heiserkeit fort; sie hatte gestern Abend noch recht viel dagegen gethan, und nun sagte vollends Helene:

„Wenn Du nicht mitfährst, ist mir und Oskar die Freude verdorben.“ Und wie gern fuhr sie doch nun mit. Über Tisch fand sie sich recht unbehaglich und dennoch innig beglückt. Die Erzählung des Capitains erzeugte die abwechselndsten Gefühle in ihrer Brust, und so oft sie Oskar anblickte, sah er eben auch zu ihr hinüber, als wenn er fühlte, wie sehr sie mit dem armen William litt, oder wie sehr sie Inez tadelte, oder wie sie durch die oft etwas frivole Manier des Capitains verletzt sei. Sie erröthete dann und blickte vor sich nieder, aber sie wußte doch, er beschäftige sich selbst in seinen Gedanken mit den ihrigen. Er fühlt wie ich, dachte sie, o wie wird Helene so glücklich sein! Und nun sollte sie selbst ihn besitzen? Sie dachte sich bald, es sei ein Traum, der sie täusche; bald glaubte sie, Oskar sei vielleicht vom Wein aufgeregt, er zürne mit Helenen, weil sie sich so angelegentlichst mit dem Capitain unterhalten: kurz, sie nahm sich am Ende vor, sich heute gegen Niemand etwas merken zu lassen und

fragte den Major, ob ihm eine Parthie Schach gefällig sei.

„Wollt ihr nicht musiciren,“ fragte Ida, „so haben wir Alle Genuß von Deinen Talenten.“

„Ach,“ sagte Helene, „spielt nur Schach, Du und der Major. Ich bin schon ganz heiser vom Sprechen, und meine Ohren haben heute auch genug gehört.“

Der Major holte das Schachspiel. Unterdeß sagte Helene zu Louisen, indem sie ihren Arm ergriff und sie in das andre Zimmer und zu Idas Sopha führte:

„Aber was sagst Du zu dieser Mistreß Black? Wer hätte denken sollen, daß unser kleines N.. eine so interessante Frau beherbergte!“

„Ich denke mir,“ erwiederte Louise, „der Capitain übertrieb das alles. Sie wird schön und lebenslustig und die Pflegetochter des Generals gewesen sein, der aus Güte für sie den Mann ihrer Wahl in seinen Stab aufgenommen hat. Der arme William hat gewiß schon immer die Schwindsucht gehabt, und wie alle solche Unglückliche, ist er reizbar, eifersüchtig und empfindlich; die schöne Inez war eine gesunde, heitere Frau, die sich unschuldig wußte, nicht undankbar gegen ihren Wohlthäter sein wollte, und so ist nun alles gekommen, wie es der Capitain erzählte.“

„Es kann so sein;“ sagte Helene, „aber was denkst Du von dem Tanze?“

„Es ist das einzige wirklich Tadelnswerthe, was ich zuletzt in der ganzen Erzählung finde,“ antwortete Louise. „Denn, Helene sprich, würden wir es je im Stande sein, vor einer Gesellschaft, die uns zum größten Theile unbekannt wäre, uns theatralisch geschmückt so auszustellen? Durch diesen einzigen Tanz findet der Capitain bei mir Entschuldigung, wenn er nicht mit der vollkommenen Achtung von Mistreß Black sprach.“

„Aber weißt Du, Louise, daß ich jetzt jedenfalls wünsche, sie kennen zu lernen? Ich muß durchaus einmal eine Frau sehen, die so viel Aufsehen gemacht hat, und dann sie dieser Einsamkeit zu entreißen suchen, die sie gewiß nur aus Nothwendigkeit gewählt hat, und die ihr bitter sein muß.“

„Aber weshalb Helene?“ fragte Louise. „Ist es wirklich Nothwendigkeit für sie, so wird es ihr rathsam sein, ihr zu folgen; ist es freie Wahl und Geschmack, warum soll sie Beides ändern? Jedenfalls wird ihren Kindern und der alten Tante zu gönnen sein, ungetheilt ihre Gegenwart zu genießen.“

„Und dann,“ sagte Helene, „fürchtest Du vielleicht, daß sie Franz oder Oskar gefährlich werden könnte, und grade für diese wünschte ich, daß sie ein so verführerisches Wesen kennen lernten, so lange sie selbst noch durch kein Verhältniß gebunden sind; es würde ein herrlicher Probierstein sein, und ihre künftigen Frauen dürften

dann nicht zu fürchten haben, ihr Herz je zu verlieren, nachdem es diesen schwarzen Augen so tapfern Widerstand geleistet."

„O Helene, welche Leichtfertigkeit!" sagte Louise ernst, „möchtest Du denn die arme Mistreß Black der Gefahr aussetzen, ihrer Trauer um den Verstorbenen, ihre Pflichten gegen ihre Kinder und die ehrwürdige Verwandte, die ihr ein so ruhiges Asyl gegeben, zu vergessen und sich vielleicht der Neigung zu einem Manne hinzugeben, der jünger als sie selbst oder mindestens nicht viel älter sein dürfte? Und dann, was sollte daraus entstehen, wenn Einer oder gar Beide sie nun wirklich auch so unwiderstehlich fänden? Inez, die schon den armen William nicht glücklich machte, sollte sie jetzt als Witwe, als Mutter mehrerer Kinder, einen von unsern beiden Freunden beglücken können?"

Helene lachte jetzt und sagte: „Nun sei ruhig, liebes Herz! wir wollen sie weglassen, so lange Franz zu Hause ist, denn er scheint ohnehin ein zu großes Interesse für die Fremde zu haben. Oskar, glaube ich, ist sie nicht gefährlich; er scheint blaue Augen und deutsche Treue dem Feuer und der Unbeständigkeit der schwarzen vorzuziehen. Aber sage mir, was er Dir vorhin für Geheimnisse mitgetheilt, ich hörte Euer Flistern trotz des Capitains Unterhaltung."

„Heute Abend, wenn wir allein in unserm Zimmer

sind, sollst Du es erfahren," erwiederte Louise ängstlich; "laß uns jetzt wieder zu dem Major gehen," fuhr sie fort, indem sie aufstand, denn eben hörte sie Oskar wieder in das Haus treten. Helene sah sie verwundert an und sagte: "Was hast Du nur? Du bist heute recht sonderbar."

Louise antwortete nicht, sondern eilte sich dem Major gegenüber zu setzen, der eben das Schachspiel aufgestellt. Das Herz pochte ihr fast hörbar in der Brust, als sie Oskar sich Helenen nähern und mit ihr reden sah; sie hatte wirklich nie schlechter gespielt, und der Major mußte das Spiel fast ganz allein dirigiren. Sie athmete erst wieder hoch auf, als die Beiden ganz gleichgültige Mienen bei ihrem kurzen Gespräche machten und sich bald trennten. Allein nun trat Oskar ihr gegenüber hinter den Stuhl des Majors; sie wagte nicht aufzusehen und suchte mit aller Kraft des jungfräulichen Stolzes sich zu sammeln und alle ihre Gedanken auf das Spiel zu lenken.

"Das war ein recht feiner Zug," rief der Major, "ich glaubte Ihnen eben Schach dem Könige und der Königinn bieten zu können, aber Sie haben mir die Aussicht dazu vereitelt."

"Wenn Sie aber den Thurm neben den Springer ziehen," sagte Oskar zu dem Major, "so werden Sie Ihren Plan dennoch ausführen können."

"Es ist wahr," antwortete dieser, "allein ich darf

Ihren Rath nicht befolgen, ich bin ohnehin im Vortheil."

"Das sind Sie freilich in mehr als einer Hinsicht; allein die Klugheit heischt ihn zu verfolgen, um ein günstiges Resultat herbeizuführen."

"Stehen Sie lieber dem Fräulein bei," sagte der Major, "sie ist ein wenig zerstreut und kann einen so wackern Gehülfen gebrauchen."

"Ist das auch Ihre Meinung, gnädiges Fräulein? Wollen Sie mich dazu annehmen?" fragte Oskar mit mehr Feierlichkeit, als die Gelegenheit erforderte. Sie sah sich recht bedrängt, die arme Louise, sie wußte recht gut, in welchem Sinne er seine Frage genommen, aber sie war noch nicht mit ihren Zweifeln auf das Reine; überdies fand sie es unzart von Oskar, sie so zu drängen; sie antwortete daher heiter:

"Verzeihen Sie, ich möchte gern selbst meine Sache entscheiden; wenn ich auf eine so leichte Weise siegte, würde ich mich am Ende meines Glückes ein wenig zu schämen haben. Darum, das Ende dieses Kampfes sei, welches es wolle, ich werde mir dabei die Achtung vor mir selbst bewahren."

"Bravo!" sagte der Major, und Oskar sprach ein wenig gereizt:

"Diesen Korb verdanke ich lediglich Ihnen, Major, aber ich bin dennoch auf Ihrer Seite."

Er gab auch seinen Platz nicht auf, und Louise war wirklich ein wenig ungehalten über seine Festigkeit. Sie bot ihren ganzen Stolz auf, spielte so gut wie nie, und am Ende machte ihr Gegner gar einen Fehler, denn Helene setzte sich zu Louise, und diese trug fast zum ersten Male den Sieg davon. Aber nie fühlte sie sich so davon ermüdet und sie dankte dem Himmel, als jetzt das Souper angesagt ward. Franz bemächtigte sich sogleich ihres Armes, er hatte sie noch keinen Augenblick allein gesehen und sagte ihr jetzt, daß er besorgt um ihre Gesundheit sei. „Du bist gestern heiser gewesen," fügte er hinzu, „wie mochtest Du es wagen, heute den kalten Weg über die Deiche im offenen Schlitten zu fahren. Über Tisch wechseltest Du oft die Farbe, sprich, Lulu, bist Du auch nicht krank?"

Sie sah ihn mit zärtlicher Dankbarkeit an und sagte: „Du guter Franz! ich bin ganz wohl; warum aber bist Du nicht immer bei uns? Morgen mußt Du wieder mit uns kommen, nicht wahr?"

Der Baron war heute Abend äußerst vergnügt. Er freute sich, daß der Capitain nicht zugegen war. „Dergleichen Leute," sagte er, „sind mir bei Tisch recht zuwider. Es ist während ihres Geschwätzes ganz einerlei, was angerichtet ist; die wenigsten Gäste geben darauf Acht, und die größte Sorgfalt der Hausfrau und der

Köchinn bleiben unbeachtet. Man sollte doch nur Alles, was man thut, mit gebührender Aufmerksamkeit und so gut als möglich thun: bei Tisch essen, und wenn man spräche, so müßte es über die Speisen sein, die uns eben Genuß bereiten. Wie viel mehr Mühe würden sich unsere Frauen und ihre Köchinnen geben, wenn sie sie mehr anerkannt sähen, und mit wie mancher hübschen Erfindung würde die Gastronomie, diese für das Vergnügen und die Gesundheit so wichtigen Kunst, bereichert werden, wenn sie von gescheidten Leuten mit ähnlicher Wärme besprochen würde, als etwa die Politik.“

Frau von Steinfels konnte ein kleines spöttisches Lächeln nicht unterdrücken. Sie sagte: „Aber die Gäste können ja keine bessere Recension eines Gastmahles liefern, als wenn sie in den Gerichten tüchtig aufräumen, oder sie stehen lassen. Von Tadel würde bei der polirten Manier unserer Tage ohnehin keine Rede sein, und ewig wiedergekäutes Lob würde sehr langweilig für alle andern Zuhörer, bis auf Wirth und Wirthinn, sein und nur wie in anderen Fällen eitel machen, ohne zu belehren.“

„Und was den Appetit betrifft,“ sagte Franz, „so habe ich es heute Mittag bewundert, wie schleunig alle Speisen verschwanden; man sagt, Dichter genießen gern Speise und Trank, und mit Vergnügen gewahrte ich, wie es der wackere Capitain sich in den Pausen schmecken ließ,

die er sich gönnte, während er uns seine poetische Prosa vortrug.“

„Welchen Theil seiner Erzählung hältst Du für Dichtung?“ fragte Oskar.

„Den,“ erwiederte Franz, „wo er sich selbst als Augenzeugen einschiebt, indem er von Mistreß Black redet. Ich glaube, er hat die schöne Frau flüchtig gesehen und die übrige Geschichte vom Hörensagen. Das Gerücht hat hier ausgeschmückt, dort geschmälert, wie es das falsche fast immer macht. Das Ende vom Liede für mich ist jedoch, daß ich in den nächsten Tagen Mistreß Black einen Besuch geben werde, und ich hoffe, Sie, Major, führen mich bei ihr ein, da Sie ein Bekannter ihres verstorbenen Gemahls waren. Eine Frau, die ein so interessantes Schicksal gehabt und jetzt in einer so obscuren Lage ist, flößt mir die höchste Theilnahme ein.“

„Gern, mein lieber Franz,“ erwiederte der Major, „will ich Sie bei der schönen Dame einführen, um so mehr, da ich längst sie hätte aufsuchen sollen.“

„Aber ich muß Dich bitten, mein Sohn,“ sagte Frau von Steinfels mit einiger Strenge, „mich und Deine Schwestern mit der Bekanntschaft einer solchen Frau zu verschonen; sie eignet sich nicht zum Umgange für meine Töchter.“

„Wie, Mama,“ rief Helene, „so glaubst Du denn dem Gerüchte und den Plaudereien eines gewandten

Schwätzers mehr, als den Beweisen, die uns Mistreß Black selbst für ihre Denkungsart liefert? Sagt uns ihre tiefe Zurückgezogenheit, ihre Trauer um den Verstorbenen, die sie schon in das dritte Jahre trägt, die Lieblichkeit ihrer Kinder und die Zärtlichkeit, mit der sie an der Mutter hängen, nicht besser, was wir von ihr zu halten haben, als die Erzählung des Capitains? Worte sind leicht gesprochen, Gerüchte leicht vergrößert und weiter befördert, aber nur Thatsachen überzeugen, und wir sollten uns in unserm Urtheile über Menschen nicht durch die erstern irre leiten lassen, sondern unsere eigenen Augen gebrauchen, wo es die Gelegenheit gestattet."

"Helene hat sehr recht," sagte Ida, "gewiß ist Mistreß Black ein außergewöhnliches Wesen, und wo viel Licht ist, fehlen die Schatten nicht; ich dächte auch, der Major und Franz suchten die Witwe auf."

"Bleibt Ihr immer bei diesen milden Grundsätzen," sagte Frau von Steinfels, "aber vertraut meiner Erfahrung; der Capitain ist ein Ehrenmann, trotz der leichtfertigen Maske, die er trägt, und es ging deutlich aus der Art seiner Äußerungen hervor, daß er für die Creolinn keine zarte Achtung hegt, und jede Frau, die sich diese selbst nicht bei den Männern zu erhalten wußte, die eine schöne Frau besonders nur zu oft mit zu großer Nachsicht beurtheilen, verdient diese gewiß nicht.

Schon der Aufenthalt unter fast lauter Männern, dies Reiten und Tanzen, es muß ihrer Weiblichkeit geschadet haben. Und nun," fuhr sie mit einem Blicke fort, der deutlich zeigte, daß sie diese Sache als gänzlich abgemacht betrachtete, "laßt uns überlegen, wie wir morgen die Rückfahrt antreten; denn nicht wahr, mein lieber Sohn," wendete sie sich an den Baron, "Sie begleiten uns nebst Ida und dem Major? Franz ist nur noch so kurze Zeit bei uns, das Weihnachtsfest ist nahe und das Leben so kurz," setzte sie ernst hinzu; "darum, meine lieben Freunde, laßt uns eng beisammen bleiben, so lange es uns noch vergönnt ist."

Louisen berührte jede Äußerung der Mutter, die an ihren möglichen Verlust erinnerte, schmerzlich, und sie flisterte dem Bruder zu: "Gieb den Gedanken an den Besuch bei der Fremden auf, Du Lieber, und sage es Mama."

"O nicht doch!" sagte er, "für mich ist sie überdies nicht besorgt. Aber es thut mir leid, daß ihr ungerechtes Vorurtheil mich hindert, der armen Verlaßnen in Dir eine tröstende, in Helenen eine erheiternde Freundinn zuzuführen, denn gewiß wäre ihr ein solcher Ersatz zu gönnen. Ihr, die ein so wechselvolles, aber doch stets interessantes Leben geführt hat; die von den üppigen Gefilden Havannahs und seiner warmen Sonne, durch die Orangenwälder Siciliens, über den blutgetränkten

Boden Spaniens und die glänzenden Salons der Londoner fashionabeln Welt an der Hand der Liebe und des Überflusses gewandelt und endlich in unser kaltes Nebelland und in eine trostlose Einsamkeit verschlagen worden ist!"

"So geh denn zu ihr," sagte Louise sanft, "und Dein Verstand und Dein richtiges Gefühl werden Dir bald sagen, ob Du es für Deine Schwestern passend und für Mistreß Black nützlich hältst, wenn wir sie aufsuchen. Du weißt, Mama vertraut Dir so ganz, und sie wird nachgeben, wenn Du sie von ihrem Irrthume überzeugst."

Unterdeß waren Verabredungen für den morgenden Tag getroffen, die unsere Gesellschaft wieder in Freiburg vereinigen sollte; man hob die Tafel auf, und Ida bat die Schwestern und Oskar, zu musiciren. Es war lange, seit sie selbst nicht mehr sang. So gute Hausfrauen, als Ida, vernachlässigen leicht ihre Talente; es fehlte daher an neuen Noten, nach denen Helene gern verlangte, und Louise brachte endlich das Duett aus dem unterbrochenen Opferfeste: "Wenn mir Dein Auge strahlet" zum Vorschein und stellte es auf das Notenpult. Sie hatte ganz die Besonnenheit wiedergefunden, die die Würde der Jungfrau bedingt und forderte Oskar und Helenen auf zu singen, während sie sich zum Accompagnement niedersetzte. Oskar fühlte sich verletzt durch ihr Beneh-

men; er hielt sie für kaltherziger, als sie war, und ihm selbst schlug das Herz doch so warm, so voller Liebe für die Holde. Er trat hinter ihren Sessel und betrachtete bald das schöne glänzende blonde Haar, dann ihren blendend weißen Hals, und jetzt war er ganz in den Anblick ihres hübschen kleinen Ohres vertieft. Er dachte eben, mit welch köstlichen Gehängen er es schmükken wolle, statt des einfachen Goldreifes, der jetzt darin hing; aber er hätte schon einfallen müssen, und Louise wiederholte mit Nachdruck noch einmal den vorletzten Tact, um ihm darauf aufmerksam zu machen. Sie wendete sich jetzt zu ihm um und sagte halb singend halb sprechend die Worte seiner Stimme: „O dämpfe dieses Feuer — —“ allein da er, wie schon oben gesagt, nicht leicht im Tacte blieb und nun vollends durch die kleine Excursion, die Augen und Gedanken während Helenens Gesange gemacht, noch gar nicht hineingekommen war, so wollte es ihm nicht gleich gelingen, ob schon Louise ihm mit Geduld und Geschicklichkeit half. Helene kämpfte schon mit einem Anfalle von Lachlust, und als er jetzt sang „und fordre Liebe nicht,“ da konnte sie endlich ihrer muthwilligen Laune nicht länger widerstehen, denn wieder kam er um einen halben Tact zu kurz, und sie sagte „Nein, ich fordere nichts, als daß wir jetzt aufhören, ich ersticke fast vor Lachen.“ Sie überließ sich nun auch dieser Lust auf eine Art, die

Louisen weh that. Gutmüthig sah sie sich nach ihrem Freunde um und sagte:

„Lassen Sie uns die Sache vollenden, so gut es von meiner Seite geht.“ Sie sang nun mit ihrer sanften Stimme das leidenschaftliche Duett mit ihm zu Ende. Franz war mit Helenen an das Fenster getreten und machte ihr einige Vorwürfe über ihren Muthwillen, den gerade e r am wenigsten tolerirte; die übrige Gesellschaft war in das andere Zimmer gegangen, und als Louise aus Verlegenheit noch ein wenig phantasirte, ergriff Oskar ihre beiden Hände, hob sie von den Tasten auf, und sagte mit einer innig flehenden Stimme: „Louise, lassen Sie mich nicht noch eine Nacht unter bangen Zweifeln hinbringen; nie, das fühlen Sie gewiß, würde mein Herz für Helene mehr als Bruderliebe empfinden können. Oder verweigern Sie Sich mir aus andern Gründen, dann geben Sie mir mindestens Gewißheit.“

„Nein, nein, lieber Freund!“ sagte sie ängstlich, „aber nur diese Nacht gönnen Sie mir als Bedenkzeit, ich bitte Sie darum.“

„Gut denn,“ sagte er entschlossen, „aber Morgen, sobald wir uns wieder sehen, muß ich mein Urtheil erfahren.“

„O wie soll ich es doch anfangen, von dem Ungestümen einen kleinen Aufschub zu gewinnen,“ sagte sie wehmüthig; „ich bin so überrascht durch Ihre Güte für mich, ich dachte ja bisher nie an diese Möglichkeit, und bin noch

keinen Augenblick zu mir selbst gekommen. Soll ich denn nicht überlegen," setzte Sie freundlich hinzu, "nicht auch mich prüfen, ob ich fähig bin, Sie ein ganzes Leben hindurch glücklich zu machen?"

"Nun gut" sagte er wieder in demselben festen Tone, "aber morgen früh will ich mein Urtheil erfahren, ich ertrage diese Ungewißheit nicht länger. Stecken Sie nur diese kleine blaue Schleife wieder vor," fügte er hinzu, "sie soll mir als Capitulations-Flagge dienen. Ich weiß dann, die Festung Ihres Herzens, deren Eroberung mir so schwer wird, ist gesonnen, sich mir zu übergeben, und ich unterschreibe im Voraus alle Bedingungen, die mich zu diesem glücklichen Ziele bringen werden."

Louise erröthete; aber sie antwortete kein Wort der Gewährung, sondern eilte in das andere Zimmer. Hier hatte der Major eben ganz plötzlich Frau von Steinfels um Helenens Hand gebeten, und obgleich sie keinen Augenblick den Korb bezweifelte, den er erhalten würde, so sagte sie doch: "Reden Sie selbst mit ihr, lieber Freund, ich bin so glücklich, meinen Kindern eine durchaus freie Wahl gestatten zu dürfen."

Der Baron saß neben Ida, die ihr hübsches Hündchen auf dem Schooße hielt und mit ihm tändelte. Der Gemahl hielt sie mit einem Arm umschlungen und ergötzte sich sehr an der Heftigkeit, mit der das kleine Geschöpf ihn anbellte, wenn er es wagte, seine Gebieterinn

zu berühren. Durch dies Geräusch war Beiden das Gespräch der Mama mit dem Bruder entgangen, und Louise trat, ohne von diesem bemerkt zu werden, herein und ward so eine unfreiwillige Zuhörerinn der letzten Worte der Mutter. Sie glaubte zwar, daß es eine durchaus allgemeine Bemerkung derselben sei; dennoch ward sie durch die Worte, wie durch den Ton, mit welchem sie gesprochen wurden, bewegt, und sie küßte mit kindlicher Zärtlichkeit die Hand der Frau von Steinfels und sagte: „Du gute Mama!"

Der guten Mama fielen bei Louisens Anblick die Pläne ein, die sie für sie und den Major gehegt, und als wäre ihrem lieben Kinde ein Unrecht geschehen, so mitleidig streichelte sie ihre Wangen und sagte:

„Ja, mein gutes Kind, ich bin eine glückliche Mutter, mit guten Kindern gesegnet, und jeder Gegenstand Eurer Neigung, den Ihr mir einst bringt, daß ich ihn segne, er wird Eurer würdig sein, und ich will ihn bald lieben als mein eignes Kind. Doch" sagte sie abbrechend, „nun ist es Zeit uns zu trennen. Rufe Helenen, meine Louise, und geht in Euer Zimmer."

Kaum sahen sich die Schwestern allein, so ergriff Louise beide Hände ihrer Helene; sie sah ihr liebevoll in die muthwilligen fragenden Augen und sagte:

„Sage mir, meine geliebte Schwester, was fühlst Du für Oskar?“

„Allerlei“ erwiederte diese scherzend, „erstens Wohlgefallen an seinem hübschen Äußern und seinem Tanzen; zweitens Wohlgefallen an seiner gutmüthig heitern Laune; drittens Respect für seine kavaliermäßigen Grundsätze; viertens Vergnügen bei seinem Gesange, und fünftens die unbeschreiblichste Lust ihn auszulachen, wenn er so gar stümpermäßig im Tact ist, wie heute Abend. Aber weshalb examinirst Du mich über dies Capitel?“ fragte sie plötzlich ernst werdend. Sie sah, in welcher Bewegung die Schwester war; das ganze Benehmen derselben, was schon seit gestern ihr so verändert vorgekommen, fiel ihr erst jetzt recht auf, und sie sah sie bei diesen fragenden Worten mit einem durchdringenden Blicke an. Louise hielt ihn mit ihrem sanften aus und fragte: Weiter nichts, Geliebte, fühlst Du für ihn?“

„Aber mein Gott,“ rief Helene erröthend aus, „hat er Dir vielleicht den Auftrag gegeben, mich darüber auszuforschen?“

„Nein das nicht,“ sagte Louise verlegen, „aber sieh, Helene, es könnte sein, daß er mir seine Neigung schenken wollte, und ich wüßte nicht, ob ich sie annehmen oder zurückweisen sollte.“

Helene erblaßte bei diesen Worten, doch trat sie

schnell gefaßt hinter die Schwester, als wolle sie ihr beim Entkleiden behülflich sein und sagte dann:

„Was wolltest Du denn mit meinem Geständnisse beginnen?“

„O Helene,“ erwiederte Louise, „wenn Du ihn liebtest, mit Deinem reichbegabten Herzen, Deinem lebhaften Geiste, Du könntest ihn ja tausendmal glücklicher machen, als ich; Du würdest Dich dann gern nach seinem Geschmacke richten, und alles thun, wie er es wollte. Ich weiß ja, mir fehlt so viel um ihm genug zu sein. Darum sage mir, wenn Du ihn liebst, so will ich selber ihn über den Irrthum aufklären, in welchem sein Herz sich befindet.“

„Nein! nein! Louise“ sagte Helene mit Heftigkeit, „ich liebe ihn nicht, ich würde mich auch nie in seine Launen fügen; ich weiß es schon, er ist launenhaft, ich habe es oft empfunden, und dann ist es ja mehr als hinreichend, daß Du Dich lediglich selbst prüfest, wenn er Dir seine Hand angetragen hat. Sprich hat er es?“

„Er hat es heute gethan,“ sagte Louise erröthend, „aber es ist mir selbst noch, als ob ich träumte. Ich habe ihn seit langer Zeit als Dein Eigenthum betrachtet, und würde es für einen Verrath meiner Liebe zu Dir halten, wenn ich nicht erst mit Dir gesprochen hätte, ehe ich ihm Antwort gebe.“

„O Du bist zu gütig, Louise,“ sagte Helene, „gewiß Louise, Du bist zu gütig! Denkst Du denn, daß ich eine Hand annehmen würde, die Du mir aus Mitleid überließest? Ich will nicht hoffen, daß Du mich gegen Oskar compromittirt und ihn vielleicht hast ahnen lassen, ich hätte eher als er an eine Verbindung mit ihm gedacht. Sage mir dies Einzige; es würde mich für mein ganzes Leben unglücklich machen, wenn Du es gethan hättest.“ Sie drang nun in die Schwester, ihr alle Worte, die sie mit Oskar gewechselt, zu wiederholen, und immer und immer fragte sie wieder, bis sie alle, auch die letzten am Flügel gesprochenen, ihr mitgetheilt, dann fuhr sie fort:

„Gottlob! Du hast eben nichts gesagt, was ihm Veranlassung geben könnte, sich einzubilden, ich liebte ihn; nun aber müssen wir es ihm noch deutlicher zeigen. Denn obgleich er schon Deine Manier kennt, Dich immer aufopfern zu wollen, so könnte ihm doch der Gedanke kommen, daß mein Herz, für dessen Seligkeit Du gern die Freude des Deinigen hingeben möchtest, durch Dein Glück verwundet würde, und ich will daher Dich morgen selbst dem Belagerer einer so starken Festung übergeben.“

Louise fühlte sich durch diese Worte auf das Schmerzlichste berührt, und in Thränen ausbrechend umfaßte sie die Schwester und sagte: — „Bleibe Du nur immer

meine beste Freundinn! meine liebe Schwester! Ich wollte ja nichts als Dich glücklich sehen, und wenn ich irrte in meinem Benehmen, so verzeihe mir, meine Helene.“

Helene hatte sich einen Augenblick der Umarmung erwehrt, sie schien sehr erzürnt; allein jetzt umfing auch sie mit Heftigkeit die Schwester, und der Krampf, in dem ihr Herz erstarrt war, lös'te sich in lindernde Thränen auf. — Lange standen so die beiden lieblichen Jungfrauen, und endlich nahm Helene ihr Tuch und trocknete damit die Augen der Schwester, küßte sie und sagte zärtlich:

„Sei Du mit ihm glücklich, ganz so glücklich, als Du es verdienst.“

Beide suchten endlich spät ihr Lager auf, und noch viel später senkte sich der Schlaf auf Beider Augen. Wir wollen den Schleier nicht lüften, mit dem die heldenmüthige Helene das Gefühl ihres jungfräulichen Herzens zu verhüllen strebte, und nur der Entschlüsse gedenken, die sie im inbrünstigen Gebete zu stählen suchte. Sie nahm sich vor, von jetzt an nur für ihre Mutter und Geschwister zu leben, auf eignes Glück gänzlich zu verzichten, und sogar dem ersten redlichen Manne, dessen Verhältnisse passend für die ihrigen wären und der ihr seine Hand bieten würde, die ihrige zu reichen, um die Schwester zu beruhigen. „Es ist ohnehin jetzt alles

gleich," sagte sie sich, "und ich weiß, sie kennt mich darauf, daß ich jede Pflicht erfülle, die ich übernehme."

Oskar bat Franz, als sie Abschied von der übrigen Gesellschaft genommen hatten, noch mit ihm aufzubleiben, und beide junge Männer gingen Arm in Arm, jeder in seine eignen Gedanken versenkt, im Zimmer auf und nieder. Oskar wollte Franz seine Liebe für Louisen gestehen, allein noch immer schwieg er, und der Letztere war bald wieder bei der Engländerinn.

"Ich bin recht ärgerlich über die Prüderie meiner Mutter," sagte er; "weshalb will sie doch nicht, daß die Schwestern und sie selbst ein so gutes Werk an einer so unglücklichen Frau thun?"

"Eigentlich," sagte Oskar, "verdenke ich es ihr nicht; ich gestehe, ich würde namentlich für Deine Schwester Helene einen solchen Umgang für gefährlich halten. Glaubst Du nicht auch Franz, daß sie ein wenig zur Eitelkeit und Vergnügungssucht inclinirt, und daß eine Frau, die diese beiden Fehler in so hohem Grade besitzen soll, sie darin sehr bestärken würde?"

"Ich habe mir nie ein so scharfes Urtheil über meine Schwester erlaubt," sagte dieser empfindlich, "und ich bin auf das Höchste erstaunt, es von Dir zu hören?"

"Vergieb mir" sagte Oskar "wenn ich mich schon halb

und halb als ihren Bruder betrachten möchte, und daher vielleicht zu ängstlich für ihre Ruhe besorgt bin."

"Als ihren Bruder?" fragte Franz. "Auf welche Weise wolltest Du ihr so nahe treten?"

"Indem ich Dich bitte, mir zu Louisens Hand zu verhelfen, die ich heute Abend darum gebeten?"

"Louise?" fragte Franz erstaunt, "wie ist mir denn? Ich glaubte stets, du zeichnetest Helene aus."

"Ihre geselligen Talente und Manieren zogen mich anfangs sehr an," erwiederte Oskar mit großer Offenheit; "allein zu einem Gange Hand in Hand durch das ganze Leben passen wir nicht für einander. Wir würden nicht mit einander glücklich werden, und ich liebe Deine Schwester Louise."

Er erzählte nun dem Bruder seiner Geliebten alle Momente, in denen er Louisens reine sanfte Seele und ihr jungfräuliches zartes Gefühl mit Entzücken in sich aufgenommen. Er theilte ihm ihr Benehmen von heute mit und setzte dann hinzu:

"Und ich liege im Geiste immerdar ihr zu Füßen, und schwelge in der Hoffnung auf die Zukunft, wo sich die reichen Schätze ihres Gemüthes mir immer mehr enthüllen werden."

Franz hatte sich unterdeß gefaßt; er sah, wie seine Mutter sich geirrt habe, und daß er sich mit durch diesen Irrthum zu ähnlichem hatte hinreißen lassen. Er hatte

nie geliebt, daher war es verzeihlich, wenn er Oskars größere Vertraulichkeit gegen Helene für Liebe genommen, und er reichte seinem Freunde jetzt die Hand und sagte: „Da hast Du mein Wort. Ich will Dein Freiwerber bei meiner Mutter sein, sobald Du Louisens Neigung gewiß bist. Du verdienst mein Dijonröschen. Aber“ setzte er hinzu, „bewahre es an einer treuen Brust, ihre Liebe, wenn sie sie Dir schenkt, wird rein und fest sein wie ein Diamant, allein ein Verrath derselben würde sie tödten. Alle ihre Gefühle sind tief und innig, und ich kenne keines, das nicht göttlichen Ursprungs wäre.“

„Darum ist sie das Weib meiner Wahl,“ versetzte Oskar, „ich werde nur leben, um sie glücklich zu machen.“

Am andern Morgen waren beide Schwestern bleich von der durchwachten Nacht; aber sie erneuerten sich gegenseitig das Gelübde des vorigen Abends, sich stets zu lieben und mit einander für das Glück der Mutter zu leben. Helene beruhigte auch die Schwester über den Gedanken, daß die Mutter vielleicht in Oskar den künftigen Gemahl der ältern Tochter gesehen. Sie sagte:

„Liebe! sei Du nur ein ganz glückliches Bräutchen, ich selbst will Mama von Oskars Antrage unterrichten. Und nun stecke mir gleich die kleine Capitulationsflagge an; warum den armen Oskar länger quälen?“

„Nein, nein,“ bat Louise ängstlich, „heute nicht, morgen vielleicht!“ und es half nicht, daß Helene sie beredete. Sie wehrte sie liebend ab, als sie ihr die Schleife anstecken wollte, und diese glättete jetzt noch den Madonnen Scheitel der Schwester und ordnete die Locken, die unter dem griechischen Knoten der reichen Flechte im Nacken auf diesen hinunterfielen; dann faßte sie sie an die Hand, und indem sie selbst noch einen Blick in den Spiegel warf und über ihre verrätherische Bläsße erröthete, sagte sie sich, daß es ihr gelungen, vollkommen ruhig und heiter auszusehen. Als sie in Idas Zimmer traten, war Niemand als Franz und Oskar zugegen; die übrige Gesellschaft war in des Barons Zimmer, wo dieser ein zahmes Eichhörnchen vorzeigte, das er seiner Gemahlinn an diesem Tage gekauft, und dessen Käfig noch nicht so elegant war, um ihn in Idas Zimmer aufzustellen.

Noch Hand in Hand traten die holden Schwestern ein, und Oskars leuchtender Blick, mit dem er sie begrüßte, nahm eben einen schmerzlichen Ausdruck an, als er die kleine blaue Schleife vermißte. Helene indeß langte in ihr Körbchen, holte die Verrätherinn daraus hervor und indem sie sagte: „Louise, Du hast noch etwas an Deiner Toilette vergessen,“ steckte sie ihr das Band mit der Farbe der Treue an. Darauf führte sie die Schüchterne ein wenig gegen Oskar hin und

sagte zu Franz: „Komm, wir wollen die Mama aufsuchen.“

„Bleib doch, Helene,“ sagte Louise erbebend, allein diese ergriff den Arm des Bruders und zog ihn mit aus dem Zimmer.

Oskar eilte zu der holderröthenden Jungfrau; er breitete seine Arme aus, und die Festung ward ohne weitere Bedingungen übergeben.

„Mama!“ rief Helene, als sie die Mutter erblickte, „wir haben, sobald Du Deine Einwilligung giebst, ein glückliches Brautpaar.“ Und um jeder Mißdeutung zuvorzukommen, zu der der Mutter freudig überraschtes Gesicht große Lust zu haben schien, setzte sie eilig und heiter hinzu:

„Oskar hat um Louisens Hand angehalten und wenn Du Deine Einwilligung giebst, so, glaube ich, kommen wir eben recht, wenn wir jetzt gleich in Ida's Zimmer gehen, um unsern Glückwunsch abzustatten.“

Frau von Steinfels stand wie erstarrt. „Oskar? — Louise?“ rief sie aus.

„Nun ja, Mama!“ sagte Helene heiter, sie werden ein glückliches Paar werden, und gewiß hast Du nichts dagegen, da alle Verhältnisse so gut zusammentreffen und sich Beide lieben.“

„O, gewiß nicht!“ sagte Frau von Steinfels verwirrt, „nur begreife ich nicht“ — — „Das wirst Du bald, Mama!“ fuhr Helene fort, „sobald Du die beiden Glücklichen siehst.“ Sie wollte die Mutter mit fortziehen, als plötzlich der Major an sie heran trat und sagte: „Gnädiges Fräulein! gestern Abend schon habe ich bei Ihrer Frau Mutter um Helenens Hand, die mich unendlich beglücken würde, gebeten. Frau von Steinfels wieß mich mit meiner Bitte an die geliebte Tochter selbst, und ich wiederhole sie hiermit; möchten Sie mich und das bescheidene Glück, welches ich Ihnen zu bieten habe, nicht verschmähen zu einem Gange durch das Leben.“

Helene erbebte im Innern ihrer Seele. So nahe hatte sie sich die Erfüllung ihres gestrigen Gelübdes nicht gedacht, aber sie wußte genau, was sie that, als sie mit fester Stimme sagte:

„Ich sehe keinen Grund dazu, sobald Sie, Herr Major, mit dem, was ich Ihnen zu bieten habe, zufrieden sein wollen.“

Der Major drückte die kleine Hand Helenens entzückt an seine Lippen; allein Franz trat fast erschrocken zur Schwester und rief aus:

„Helene, übereile Dich nicht! erbitte Dir Bedenkzeit! So ein ehrenwerther Antrag Dir geworden, so bedarf er doch der reiflichen Überlegung. Sie selbst, Herr Major,

wendete er sich zu diesem, werden lieber wünschen, daß meine Schwester Ihnen die Antwort mit Besonnenheit und Überzeugung ertheilt. Sie ist überrascht, und Überraschung ist keine Stimmung, in der sie eine so wichtige Angelegenheit entscheiden darf."

"O mein lieber Freund!" sprach der Major, "ich habe schon oft, wiewohl noch verstohlen und leise, dem Fräulein meine Neigung und den heißen Wunsch, sie erwiedert zu sehen, zu erkennen gegeben. Eure liebenswürdige Schwester ist demnach längst auf diese Antwort vorbereitet."

"Dennoch, Major, bitte ich Sie, gestatten Sie ihr nur bis heute Abend Bedenkzeit," versetzte Franz; "ich möchte erst mit ihr reden."

"Sobald Fräulein Helene diesen Wunsch selbst ausspricht," sagte der Major empfindlich, "wird er mir als Befehl gelten, auf den Ihrigen darf ich keine Rücksicht nehmen."

"Helene!" sagte Franz, "ich beschwöre Dich, erbitte Dir diese Frist; bei dem Andenken an Deinen und meinen geliebten Vater beschwöre ich Dich, mir diesen Beweis Deiner schwesterlichen Liebe zu geben."

"Wir müssen wohl dem Beschwörer nachgeben, lieber Freund," sagte Helene scherzend zu dem Major, "nicht wahr, Sie vergönnen mir Bedenkzeit bis heute Abend? Sie verlieren nichts dabei."

Der Major verneigte sich, stumm gewährend, und Helene sagte: „Aber laßt uns doch zu Louisen gehen.“

Franz indessen zog seine Mutter in ein Fenster und sagte eindringlich zu ihr:

„Mama! Dein bestes Kind, unsere sanfte Louise, wird unbeschreiblich glücklich werden. Oskars Liebe zu ihr ist auf dem heiligen Boden der Achtung aufgewachsen, und die stille Neigung, die sie gewiß seit langer Zeit für ihn hegt, hat die Blüthe dieser Liebe gezeitigt. Aber Dein Segen wird erst die Sonne sein, die ihre Farben im schönsten Glanze entfalten muß; darum, meine geliebte Mutter, vergiß, daß Du andere Pläne hattest; der Mensch denkt, aber Gott lenkt!“

„O Franz! meine arme Helene!“ jammerte Frau von Steinfels leise.

„Sie wäre nicht mit Oskar, er nicht mit ihr glücklich geworden, glaube es nur, Mutter! Er mußte eine sanfte, hingebende Frau haben, und wir kennen unsere Helene, sie würde nie eine passive Rolle mit Glück durchführen können. Und nun kein Wort mehr über sie in diesem Augenblicke. Du siehst, sie ist heiter, denke nur, daß Du eine glückliche Braut machen kannst, indem Du mütterlich segnest, und Du bist es Dir, am meisten aber Helenen schuldig, damit Oskar nie glaubt, wir hätten schon vor seiner Erklärung Pläne auf seine Verbindung mit unserem Hause gehabt.“

„Du hast Recht, mein Sohn,“ erwiederte die Mutter, indem sie sich plötzlich ermannte, „und ich danke Gott, daß Du in dieser schwächsten Stunde meines Lebens mir zur Seite standest. „Ja,“ setzte sie hinzu und umschlang den herrlichen Jüngling, „ich bin eine glückliche Mutter!“

Sie wendete sich nun zu der übrigen Gesellschaft zurück, die sich ebenfalls in zwei verschiedenen Seiten des Zimmers paarweise gruppirt hatte. Der Baron war vorhin bei der Erklärung des Bruders wie aus den Wolken gefallen und Ida hatte ihre liebe Noth mit ihm, ihn zu beschwichtigen, damit Niemand durch sein Erstaunen verletzt werde. Helene war zu dem zahmen Eichhörnchen getreten, und sie betrachtete mit Wehmuth, wie das lebhafte Thierchen an der kurzen Kette sich abquälte.

„Armes kleines Ding,“ sagte sie mitleidig, „wo ist nun die fröhliche Lust hin, mit der Du sonst von einem Zweige Dich auf den andern schwangest und dann von einem Baum auf den andern, und der ganze Wald Dir oft für Deine wilde Lust nicht groß genug schien; wo sind die Gespielen hin, mit denen Du Dich haschtest, Du munteres Ding?“ Sie steckte ihren Finger durch den Käfig und sagte: „Komm, ich will mit dir spielen, gewöhne Dich nur an andere Wesen, als die Du bisjetzt zu lieben gewohnt warst.“

Das kleine Thier wollte sie aber beißen, und sie trieb nun ein neckendes Spiel, indem sie den Finger zurück zog und wieder von neuem in den Käfig steckte und wieder herauszog. „Siehst Du," sagte sie, „nun hast Du zu thun, mich zu haschen und wirst so lange Dein Leid vergessen."

Der Major trat aber jetzt an sie heran und zog ihren Finger aus dem Käfig zurück; dann bemächtigte er sich der ganzen kleinen Hand und sagte:

„Nicht wahr, gnädiges Fräulein, diese Bedenkzeit ist nur ein Akt der Nachgiebigkeit gegen den Bruder, dem ich seiner Bedenklichkeiten halber zürnen würde, wenn ich nicht seine zärtliche Sorge für meine geliebte Freundinn darin sähe. Sie sind zu verständig, als daß Sie nicht längst sich auf die Antwort besonnen hätten, die Sie mir mit so viel Güte gaben."

„Rechnen Sie darauf," erwiederte sie, „daß ich immer weiß, was ich thue, aber versprechen Sie Sich nicht zu viel von mir. Ich achte Sie und werde mich bemühen, alle meine Pflichten zu erfüllen; genügt Ihnen dies, mein Freund, so bleibt es bei dem, was ich gesagt."

„Ich bin kein Jüngling," versetzte der Major mit Ernst, „und eine Freundschaft, die auf gegenseitige Achtung gegründet ist, schien mir von jeher mehr geeignet, eine glückliche Ehe einzuleiten, als das leidenschaftliche

Gefühl, welches man mit dem Namen „Liebe“ bezeichnet, und wenn Sie mir die erstere schenken, so bin ich sehr glücklich.“

Jetzt forderte die Mutter die Gesellschaft auf, zu Oskar und Louise zu gehen, die man lange genug allein gelassen, und man fand die Glücklichen Hand in Hand sich gegenüber stehend. Oskars Blicke leuchteten von der reinsten irdischen Seligkeit, und er mochte Louisen eben recht etwas Neues und Interessantes sagen, denn sie horchte auf seine Worte mit einer nur mühsam zurückgehaltenen Freude, und Beide hörten nicht gleich, daß die Freunde in das Zimmer getreten waren. Denn obgleich das, was sich zwei glücklich Liebende sagen, ziemlich immer dasselbe ist, so mag doch der hörende Theil keine Sylbe von dem verlieren, was ihm vielleicht eben zum hundertsten Male versichert wird. Doch jetzt gewahrte Louise die Mutter und zog ihren Freund zu den Füßen der geliebten hin. Frau von Steinfels segnete sie mit den kurzen, aber herzlichen Worten:

„Seid so glücklich, wie ich es einst mit Deinem lieben Vater, meine Louise, gewesen bin; aber länger! länger!“

Dann aber flossen ihre Augen von den bisjetzt zurückgehaltenen Thränen über; sie drückte die beiden jugendlichen Verlobten an ihr bewegtes Herz und sagte darauf:

„Ich muß jetzt einige Stunden allein sein und mich mit meinem Schöpfer besprechen.“ Franz geleitete die Mutter auf ihr Zimmer; der Baron und Ida, nachdem sie ihre herzlichen Glückwünsche abgestattet und verabredet hatten, daß man heute noch auf Lalau bleiben wollte, entfernten sich, um ihre häuslichen Geschäfte zu besorgen, und der Major eilte ihnen nach, sich mit dem Bruder zu besprechen. Oskar trat jetzt zu Helenen und ergriff ihre Hand, indem er sagte:

„Helene, nehmen Sie mich denn gern als ihren Bruder an? Doch,“ fügte er gleich hinzu, „was bedarf es der Frage, Sie haben mir ja selbst mein Glück zugeführt. Nie, Geliebte, werde ich es vergessen, aus wessen Händen ich es empfing!“

Er fühlte jetzt, daß ihre Hand in der seinen zitterte; er sah sie erbleichen, und ein tödtlicher Schmerz drang in seine Brust. Es war ihm, wie einem Wandrer, der im sichern Bewußtsein auf ebnem Wege einher zu schreiten, sich seinen innern glücklichen Gefühlen überläßt und die finstere Nacht nicht bemerkt, die sich um ihn gelagert. Plötzlich erhellt ein Blitz die Gegend, und er sieht sich am Rande eines Abgrundes. Er schaudert eine Secunde lang, aber er hat nun die Gefahr erkannt, der er so nahe war. Er sammelt sich und überlegt, wohin er sich wenden müsse, um ihr zu entgehen. So ging es dem Rittmeister, denn kaum hatte er Helenens

Bewegung bemerkt, so drückte er ihre Hand an seine Lippen, ließ sie dann los, und setzte hinzu:

„Sie werden in mir stets den dankbarsten Freund, den treusten Bruder finden."

Helene besaß eine heldenmüthige Seele; doch in dem Moment, wo Oskar ihre Hand erfaßte, stockten alle ihre Pulse. Ein ungeheurer Schmerz raubte ihr fast den Athem, aber kaum sah sie sich wieder frei und gewahrte das schmerzliche Staunen in Oskars Blicken, als sie sich ermannte und mit Fassung erwiederte:

„Wir kennen uns nun schon so lange, daß ich fest glaube, meine Schwester wird mit Ihnen glücklich sein, und dies ist der heißeste Wunsch meines Lebens. Den Antheil, den Sie an meinem Geschicke nehmen, können Sie mir gleich bestätigen, wenn sie mir zu meiner Verlobung mit dem Major Glück wünschen."

Louise sah Helene erstaunt an, dann aber eilte sie zu ihr hin und rief angstvoll aus: „Helene, welche Übereilung!"

„Wie?" fragte diese, „das ist Dein Glückwunsch?"

„Verzeihe mir, Geliebte," sagte Louise, „aber es überrascht mich zu sehr."

„Nun" erwiederte Helene, mit ein wenig Bitterkeit, „Du überraschtest mich gestern Abend auch sehr, allein das hinderte mich nicht, mich Deines Glücks zu freuen. Der Major und ich" sprach sie weiter, „wir werden

beide mit einander zufrieden sein, und das Einzige, was mich nicht zu dem vollen Genuße dieses Bewußtseins kommen läßt, ist die wenige Theilnahme, die mein Freund und ich bei unsern Geschwistern finden. Franz beschwört mich, erst heute Abend mein Wort zu geben, und meine Schwester ruft mir fast erschrocken zu.“ Louise umfing die Schwester jetzt mit heißen Thränen des Schmerzens und rief aus: „O Du Geliebte, Dein Glück ist mir ja theurer fast als das meinige, und von ganzem Herzen heiße ich Deinen Freund willkommen, wenn er es erhöhen wird. Einen würdigern Gatten kannst Du gewiß nie wählen.“

Bald hatten unsere sämmtlichen Freunde das Gleichgewicht wiedergefunden. Oskar und Louise hielten sich von einander entfernt, und ohne daß sie eine Sylbe der Verabredung mit einander gewechselt hatten, war es doch Beiden, als müßten sie schonend und leise auftreten.

Zu Mittag erst kam Frau von Steinfels wieder zur Gesellschaft zurück, und wenn man es auch den Augen ansah, daß sie geweint hatte, und wenn Franz auch um sie, wie um eine geliebte Kranke, beschäftigt blieb, so war doch keine Spur von Mißvergnügen in ihrem Benehmen zu entdecken. Aber der Baron erhielt heute Mittag den deutlichsten Beweis, daß eine muntere Unter-

haltung nur dazu beiträgt, den Appetit zu erhöhen; denn heute war man so einsylbig über Tisch, daß man das Picken der Pendüle hörte, und dennoch blieben die so sorgfältig bereiteten Speisen fast unberührt, mit Ausnahme dessen, was er selbst davon genoß. Ida hatte sich heute selbst übertroffen; es war ja gewissermaßen ein Verlobungsschmaus, und der gutmüthige Gemahl sprach tröstend zu ihr:

„Sieh nur, Idchen, wie es mir schmeckt! Merke Dir doch genau die Mischung der Farce zu dieser Pastete, ich sehe, Du hast eine Veränderung damit vorgenommen. So ist sie aber köstlich, und wenn der Landrath zu uns kommt, so mußt Du ihn damit überraschen.“

„Das will ich, mein bester Claus,“ sprach die gute Frau, „aber möchtest Du nicht jetzt die Gesundheit unseres Brautpaares ausbringen?“

„Gern“ sagte der Gefällige, „aber in Champagner, meinst Du nicht auch, mein Idchen?“

„Das dachte ich wohl, mein Herzensmann,“ erwiederte sie, „er steht bereits draußen in Eiswasser.“

„Aber“ flisterte er „wie benehmen wir uns recht gegen den Bruder? Trotz Helenens Worten ist er doch in einer unangenehmen Lage und mag sich durch uns alle verletzt fühlen.“

„Er benimmt sich wie ein kluger Mann“ sagte Ida,

„der sein Ziel im Auge behält, und sich nicht durch Nebenpersonen irritiren läßt. Wir wollen übrigens denken, es hat Alles so kommen sollen.“

Der Champagner ward jetzt gebracht, und bald perlte der schäumende in jedem Glase. Der Toast des Barons: „Unser liebes Brautpaar!“ ward mit Theilnahme getrunken, und dann sprach der fröhliche Wirth: „Dir, mein lieber Bruder, bringe ich die Erfüllung aller guten Wünsche zu.“ Helene übertraf sich selbst in Feinheit und Würde des Betragens; sie sah heiter und unbefangen aus, und Louise, die manchen forschenden Blick auf sie warf, tröstete sich endlich mit dem Gedanken, daß sie sich in der Schwester geirrt habe, und zum erstenmale überließ sie sich mit einem vorwurfsfreien Gemüthe dem Bewußtsein des eignen Glückes an der Seite des Geliebten, und als dieser während der lauten und heiteren Unterhaltung, die endlich durch den Baron in Gang gekommen, unter dem Tischtuche ihre Hand erfaßte und sie zärtlich drückte, da erwiederte sie, wiewohl immer noch schüchtern, den Druck.

Nach Tische entführte Franz Helenen auf das Zimmer der Mutter; was sie dort zusammen geredet, wissen wir nicht, doch war der frühe Abend längst hereingebrochen, als Beide wieder eintraten. Franz sah sehr ernst und feierlich, Helene verweint, aber heiter aus. Sie ging sogleich zu dem Major und sagte mit fester Stimme:

„Mein Freund, ich bin die Ihre!“

Der Major drückte die Hand, die sie ihm reichte, mit mehr Lebhaftigkeit an seine Lippen, als man seinem bisjetzt so ernsten Wesen zugetraut, und ging mit ihr zu Frau von Steinfels, die mit der Miene der Ergebung in den Willen der Vorsehung sich in Alles fand und die Scene des Morgens getreulich wiederholte.

So gern Oskar auch von der Boston-Parthie heute Abend befreit geblieben wäre, und so gern vielleicht alle sie aufgegeben hätten, so fand man doch für nöthig, sie einzurichten, und Oskar gab den flehenden Blicken, die Louise ihm zuwarf, nach, und setzte sich an den Spieltisch. Doch trat sie öfter an ihn heran, wenn seine Augen sie zu sehnsuchtsvoll zu suchen schienen, und legte ihre Hand eine Secunde lang in die seinige. Der Major erzählte Helenen von seinem kleinen Gütchen und fragte sie, ob sie es mit ihm beziehen oder lieber in einer Stadt wohnen wolle. Sie meinte, das wollten sie später recht verständig überlegen und dann das, was er für das Vortheilhafteste halte, wählen. Ach, ihr war jetzt eigentlich alles gleichgültig; ihrem Leben war der Glanz geraubt, und es galt ihr gleichviel, wo sie es zu Ende brachte. So deutete Franz mindestens alles, was sie sagte und that, und er empfand den tief-

sten Schmerz und die höchste Bewunderung über sie. Er stand in der Fensternische und blickte zu ihr hin, wie sie so verständig über ihre Zukunft mit dem Major sprach, und er gelobte sich, über ihr Glück zu wachen. Er nahm ihr noch heute Abend das Versprechen ab, daß sie ihn künftig als ihren Vertrauten betrachten und jeden trüben Gedanken, jeden Zweifel in seiner verschwiegenen Brust ausschütten wolle, und die Liebe beider Geschwister ward von diesem Augenblicke an viel inniger noch, als sie sonst gewesen.

Am nächsten Morgen fuhr Helene mit der Mutter in dem Schlitten, den Franz lenkte. Der Baron hatte für sich, Ida und den Bruder den großen viersitzigen, etwas altfränkischen, in Stand setzen lassen, vor welchem seine beiden raschesten Pferde gespannt wurden, und beide Kutscher, der von Frau von Steinfels und der seinige, nahmen den Kutschersitz ein. Durch diese Einrichtung erhielt unser glückliches Brautpaar die Muschel für sich allein. Oskar wußte zu veranstalten, daß sein Schlitten der letzte war, der den Gutshof zu Lalau verließ, und die andern beiden waren schon weit voraus, als er noch immer nicht mit der Wildschur fertig werden konnte, in welche er mit fast mütterlicher Sorgfalt sein Kleinod hüllte. Louise ließ ihn lächelnd, wiewohl hold verschämt, gewähren und fügte sich willfährig sei-

nen Befehlen, wie sie sich setzen solle, damit er ihr liebes Gesichtchen nur immer sehen konnte.

Diese Fahrt war Beiden ein wahrer Flug durch das Paradies; die freundlichen Gehöfte, an denen der Schlitten vorübersaus'te, deren gastlicher Rauch in einer geraden Säule dem blauen, reinen Winterhimmel zuwirbelte; der majestätische Strom, der nicht gefesselt durch die blanken Eisränder, die ihn einfaßten, mit stolzer Würde dem Meere zufloß; dann ihre Liebe; die kleine Ängstlichkeit, die Louise zuweilen nicht ganz zu unterdrücken vermochte, wenn ihr Freund, in ihrem Anblick versunken, etwas zu langsam gefahren war und nun doppelt einholen wollte, was ihm die andern Schlitten vorausgekommen: alles gab ihnen Anknüpfungspunkte, sich gegenseitig ihr reiches Innere aufzuschließen, und Oskar entwarf die lieblichsten Gemälde von der Zukunft, Louise hingegen lenkte immer den Blick auf die Gegenwart, die selige Gegenwart, zurück.

„Glaubst Du, mein Oskar, (endlich gelang es ihr, ihn so zu nennen) daß wir glücklicher werden könnten, als heute?“ fragte sie ihn zärtlich.

„Gewiß,“ erwiederte er, „wenn Du mein geliebtes Weib bist, wenn wir uns ganz und für ewig angehören, wenn nichts Störendes mehr zwischen uns treten kann.“

„Aber was könnte jetzt noch zwischen uns treten?“ fragte sie unschuldig.

„Ach,“ erwiederte er, „schon die Rücksichten, die mir Deine lieben Augen immer auflegen, wenn ich mich ganz meiner Freude hingeben will, betrüben mich.“

„Aber, ich liebe Dich ja,“ sagte sie zärtlich, „und ich will mein Glück in Demuth genießen, und Du sollst mir nun auch glauben,“ setzte sie hinzu, „und der armen Helene nicht wehe thun. Sie kann ja unmöglich so selig sein, wie ich, und ach, sie verdient es viel mehr, als ich.“

Die Präsidentinn, Oskars Mutter, hatte sehr liebevoll auf die Briefe ihres Sohnes und seiner holden Braut geantwortet und lud die ganze Gesellschaft ein, im nächsten Sommer nach beendigter Exerzierzeit für Oskar, einige Monate bei ihr auf ihrem Gute Altenhain in Mecklenburg zu verleben. Sie beschenkte die Braut mit einem reichen Schmucke. Auch Oskar kannte kein größeres Vergnügen, als Louisen zu beschenken; allein sie verheimlichte gern die Gaben seiner Liebe, um Helene nicht zu verletzen. Die Mittel des Majors erlaubten ihm keine Extravaganzen, obgleich auch er der Braut einige Kostbarkeiten verehrte, und doch wußte Louise, wie sehr ihre Schwester früher den Schmuck liebte. Helene indessen benahm sich mit Würde und Klugheit, obgleich alles, was sie von dem Verlobten empfing, ihr keine große Freude machte, so war sie doch dankbar und

freundlich dafür und erfreute ihn, indem sie sich damit schmückte.

Oskar hatte seiner Louise endlich sein Bildniß, in Lebensgröße gemalt, geschenkt, zu welchem er einen talentvollen Künstler eigens verschrieben und mehrere Wochen lang bei sich beherbergt hatte. Es war in einem prachtvollen goldenen Rahmen eingefügt, und Louise fand es am Weihnachts-Abend in ihrem Zimmer aufgehängt, wo es sie in aller männlichen Schönheit, mit dem Ausdruck des Frohsinns in dem edelstolzen Gesichte anlachte.

Helene hatte sich jetzt ein eigenes Stübchen eingerichtet. Sie arbeitete dort häufig allein und wollte sich ihre Ausstattung von Wäsche u. dgl. ganz allein nähen. Sie sagte oft, daß sie großes Vergnügen darin finden würde, ihr künftiges Hauswesen recht verständig zu leiten, und sie benutze die Gelegenheit, sich jetzt noch manche Kenntnisse anzueignen, die sie bisher nicht sehr kultivirt habe. Kam sie dann in das gemeinschaftliche Wohngemach, so war sie heiter, obgleich nicht mehr so muthwillig wie sonst; selbst die Musik schien ihr nicht mehr die Freude zu gewähren, wie früher. „Wenn ich Dich einst nicht mehr in meiner Nähe habe,“ sagte sie zu Louisen, „so hört es doch auf; ich begleite mich ja nimmer, wie Du, und der Major, glaube ich, liebt die Musik nicht sehr, er scheint nur artig zuzuhören.“

Sie hatte gern in den Wunsch ihres würdigen Verlobten gewilligt, mit ihm auf sein kleines Gut zu ziehen, allein Frau von Steinfels konnte den Gedanken nicht ertragen, sich von der geliebten Tochter zu trennen. Sie bat und beredete, und zuletzt war man zu dem Endresultate gekommen, daß der Major mit der künftigen Gemahlinn in Freiburg wohnen solle, wo man links parterre eine Suite von Zimmern für sie neu decoriren und einrichten wollte. Im Herbste sollten beide Hochzeiten an einem Tage auf Altenhain gefeiert werden, und Oskar war noch unentschlossen, ob er dann seinen Abschied nehmen und sein schönes Gut beziehen, oder für's Erste noch in N.. sich niederlassen wollte.

Auch Louisens Ausstattung ward schon gearbeitet, da man vor der Abreise nach Altenhain mit Allem fertig sein wollte; allein Oskar gestattete ihr nicht, es dem Fleiße der Schwester nach zu machen, wozu sie große Neigung zeigte.

„Laß all' dieses Zeug nähen oder steppen," sagte er, „es scheint mir überdies ganz überflüssig. Du sollst nichts thun, wenn ich nicht bei Dir bin, als an mich denken, und wenn ich es bin, so sollst Du mit mir plaudern, und ich will Deine lieben Augen dabei in den meinen haben, und keine dumme Nähnadel soll mir diese Freude schmälern."

Franz hatte, nachdem man wieder ein wenig zur Ruhe gekommen war, öfter den Major aufgefordert, sein Versprechen zu halten und mit ihm Mistreß Black einen Besuch zu geben; allein der letztere war wenig aufgelegt, eine der schönen Stunden zu opfern, die ihm noch in der Nähe seiner holden Verlobten vergönnt waren. Indessen forderte er, etwa acht Tage vor der Trennung des Familienkreises, Franz auf, heute mit ihm nach N.. zu gehen, und Oskar lächelte, als er den letzteren in voller Uniform an der Seite des Majors bei sich eintreten sah.

„Du gehst auf Eroberung aus," rief er ihm lachend entgegen, „hüte Dich nur, und bedenke, daß Dir keine Zeit sie zu verfolgen bleibt!"

„Und ich in meinem einfachen schwarzen Anzuge" sagte der Major, „soll ihm als Folie bei der schönen Creolinn dienen; aber Freund, merke ich, daß Ihr in Gefahr seid, so breche ich schnell die Unterhandlungen ab, das sage ich Euch."

„Ihr seid sämmtlich abscheuliche Egoisten," versetzte Franz, „und ich fange an, vor mir selber eine wahre Hochachtung zu bekommen, denn ich bin es mir bewußt, diese Frau nur aufzusuchen, damit ich mich über ihr Schicksal beruhige."

„Nun," sagte Oskar boshaft, „da wende dich lieber an Ottfried, der seit drei Tagen als Arzt am Kranken-

bette der alten Tante waltet, und Dir ausführlichere Nachrichten von Allem geben kann."

Franz erröthete ein wenig und sagte dann zu dem Major:

"Nun, was meinen Sie, wollen wir noch hin? Wenn es dort eine Kranke giebt, genirt unser Besuch vielleicht."

"Lassen Sie uns jetzt unsern Vorsatz ausführen," antwortete dieser, "ich gebe nicht gern etwas auf, wozu ich mich einmal entschlossen. Nachher holen wir Sie ab, Rittmeister, man erwartet Sie zu Mittag in Freiburg."

"Das ist vortrefflich!" rief Oskar heiter, "ich will denn enthaltsam sein und Sie hier erwarten, bis Sie aus dem verwünschten Schlosse, in welchem eine so gefährliche Schöne herrscht, zurückkehren."

Franz schritt mit klopfendem Herzen an der Seite des Majors auf das Haus der alten Tante zu, und er begriff selbst nicht die Unruhe, in der er sich befand, als sie die düstre weite Hausflur des alterthümlichen Gebäudes betraten. Sie mußten einige Zeit warten, ehe ihnen endlich die Mulattinn mit einem verwunderten Gesichte entgegen trat; sie betrachtete Beide mit mißtrauischen Blicken, doch sagte sie auf des Majors Frage nach ihrer Herrinn, und seinen Befehl, ihn und seinen Freund bei derselben zu melden, sie wolle Mistreß rufen, die "bei alte Miß sei." Bald kehrte sie zurück

und bat die Freunde, in das Wohngemach zu treten, wo sie die drei Kinder in einer lieblichen Gruppe vereint, auf dem Sopha unter dem lebensgroßen Bildnisse des Vaters, welches über demselben hing, sitzend fanden. George, der älteste Knabe, saß in der Mitte und hatte vor sich auf dem Tische ein großes Buch liegen, aus welchem er laut vorlas. William, das sprechendste Ebenbild des Vaters, hielt das nächste Blatt zwischen den Fingern, um es gleich auf den Wink des Bruders umwenden zu können, der beide Arme um seine Geschwister geschlungen hielt. Die kleine Jenny kniete auf dem Sopha neben George und mit jener lieblichen Dankbarkeit, mit welcher kleine Kinder es in der Regel zu erkennen wissen, wenn die älteren sich die Mühe geben, sie unterhalten zu wollen, hörte sie auf das, was der Bruder las; aber sie verstand es noch nicht und trieb daher mit seinen schwarzen Locken ein zärtliches Spiel; sie versuchte, sie auf ihren kleinen Finger aufzurollen und sah schelmisch lächelnd dabei aus. Als die Freunde eintraten, sahen alle drei Kinder sie verwundert, doch ohne Verlegenheit an. George stand auf, indem er Jenny sorgsam zur Erde niedersetzte, und fragte in englischer Sprache: „Was beliebt Ihnen?“ „Wir erwarten Deine Mutter, mein Knabe,“ sagte der Major, „und wollen ihr Guten Morgen sagen.“ Der Knabe lud sie ein, sich zu setzen und trat wieder zu seiner klei-

nen Schwester. Der Major nahm am Fenster Platz, Franz aber trat zu dem Bilde des armen William und versuchte die Geschichte seines gebrochnen Herzens aus seinen Zügen heraus zu lesen. Es mußte aber lange vor seinem Tode gemalt sein, denn dieses schöne blaue Auge strahlte in dem reinsten Entzücken. Er stand in einer Halle neben einem Tische, der mit einem reichen Teppig überhängt war, und auf welchem Papiere und Charten umher lagen. Den Hintergrund der Halle bildete eine Drapperie von dunkelm Stoffe, die, in der Mitte auseinander genommen, theilweise den Blick in eine vom hellsten Sonnenlichte beleuchtete Landschaft gestattete. Sie zeigte eine Ruine in der Gegend von Talavera de la Reyna, die man in der Ferne auf einem Berge liegen sah, und Franz erinnerte sich ihrer nach einem Kupferstiche, der in dem Zimmer seiner Mutter hing.

Black selbst war in der Uniform des Stabes abgebildet und schien im Begriff gewesen zu sein, auszugehen; denn er hatte den Säbel umgeschnallt und Handschuhe und Federhut lagen neben ihm auf dem Tische, als er das kleine Billet erhalten, das er in seiner herabhängenden Rechten hielt, und an dessen äußerstem Ende man den Namen Inez las. Sein Blick war emporgerichtet und drückte die seligste Freude aus. Franz bewunderte laut die Schönheit des jungen Mannes, und

der Major sagte, das Bild sei ganz ähnlich, er erinnere sich jetzt ganz genau des Originals.

„Es ist mein Vater,“ fiel der freundliche William ein, „aber als er so aussah, da war er noch nicht krank gewesen, nachher aber ward er sehr bleich.“

„Erinnerst Du Dich seiner noch?“ fragte Franz den Knaben.

„Meine Mutter sagte es uns,“ sprach des Kind weiter. „Aber Jenny war noch nicht bei uns, sie lag noch in einem großen Wasser, da schlief mein Vater ein und wollte nie mehr aufwachen. Und da haben sie ihn in ein hübsches Bette gelegt und ihn warm zugedeckt, und nun ist er in England geblieben, Mama wollte ihn lieber nicht mit nehmen nach Deutschland, es ist so weit.“

„Er weiß es noch nicht,“ sagte George ernst und halbleise zu dem Major, „was sterben heißt; Master Black ist todt.“

„Ich weiß es leider!“ erwiederte der Major, dessen Blicke mit Rührung auf dem schönen Knaben hafteten. Auch Franz hatte die Worte vernommen, und sein Herz empfand das innigste Mitgefühl. „Die armen Kleinen,“ dachte er, „sind wie Pflanzen, die dem heimathlichen Boden entrissen, in ein fremdes kaltes Land versetzt, nur dem Schutze einer zarten Frauenhand anvertraut, bald entarten können, und wie lieblich blühen sie jetzt, wie sind sie so ganz anders, als alle Kinder, die ich

bisher sah!“ George zeigte schon so viel Stolz und Verständigkeit, und William und Jenny blickten schon mit einer Art liebevoller Achtung zu ihm auf. Das kleine Mädchen gab das leibhafte Conterfei eines Engels. Das kurze weiße Kleidchen zeigte ihre hübschen runden Arme und Hals und Schultern auf das Reizendste, und das runde Köpfchen, von zarten lichtblonden Locken umgeben, hatte ein Paar so himmlisch lächelnde Augen, mit denen sie den glänzenden Officier so lieblich anblickte, daß er sich nicht enthalten konnte, das Kind auf seinen Arm zu nehmen, und Jenny legte die ihrigen um seinen Hals, als wäre sie die älteste Bekannte. Indeß schien George diese Vertraulichkeit ungern zu sehen. „Komm, Jenny!“ rief er ihr zu, „Du darfst nicht auf den Arm eines Fremden.“ „O George, es ist Papa!“ rief die Kleine fröhlich. Mit einem gänzlich veränderten Ausdrucke im Gesichte wiederholte jetzt der Knabe die Worte: „Komm, Jenny!“ Sein Ton klang befehlend und streng, und zu Franz sich wendend sagte er erklärend: „Jenny glaubt, wenn sie einen Mann in Uniform sieht, es ist der Papa, den sie nur aus dem Bilde kennt.“

„Nun, Du liebes Herz!“ sagte Franz, „ich bin freilich nicht Dein Papa, aber Dein guter Freund, und so bleibe Du nur hübsch auf meinem Arme.“

Das Kind lächelte schelmisch und besah sich in

der Goldplatte des Epauletts. Doch George richtete sich jetzt noch etwas höher auf und sagte: „Komm Jenny zu Deinem George!“ und augenblicklich machte sie Anstalt, sich von dem Arme des Fremden auf die Erde hinunter zu stürzen. Franz gab ihrem ängstlichen Bemühen nach und sobald er sie auf den Fußboden niedergesetzt, eilte sie mit lieblicher Freundlichkeit zu dem Bruder, der leise und eindringlich mit ihr redend, sie in eine Ecke des Zimmers abführte. Underdeß warf Franz seine Blicke im Zimmer umher, und alles was er erblickte, gab ihm die Überzeugung, Mistreß Black müsse eine zärtliche Mutter sein. So sauber und fast elegant das Gemach aufgeputzt war, so schien doch jede Stelle in demselben, nur auf die Freude und Unterhaltung der Kinder berechnet zu sein. An den Wänden waren unzähliche kleine Bilder so niedrig befestigt, daß auch Jenny sie genau betrachten konnte; es war ein buntes Allerlei, welches sie zeigten, größtentheils Gegenstände aus der Naturgeschichte, aber auch possierliche Karrikaturen und wieder Abbildungen der neuesten Moden. Steckenpferde, Puppen ꝛc. waren mit großer Ordnung aufgestellt, und man sah, daß die Kinder gewohnt waren, alles, was sie nicht eben benutzten, sorgsam aufzubewahren. Ihre Bücher in großer Anzahl waren auf kleinen Pulten für jedes Kind einzeln geordnet, und wenig sah man es den Bilderbüchern der kleinen Jenny an, daß sie schon von den Brüdern auf sie vererbt waren. Welche

Frau mußte die Mutter dieser Kinder sein, um so lieblichen Geschöpfen das Leben gegeben zu haben und sie dann in so tiefer Einsamkeit so trefflich zu erziehen. Franz verlor die letzte Spur des widerlichen Eindrucks, den die Erzählung des Capitains auf ihn gemacht, gänzlich aus dem Gedächtnisse und sein Herz wallte in freudiger Erwartung auf, als er jetzt draußen eine Thür sich öffnen, und eine weibliche Stimme einige Worte an eine Dienerinn richten hörte. Seine Augen hefteten sich auf die Stelle, wo Sie eintreten mußte, der er mit einer Spannung, die ihm selbst unerklärlich war, wie einer außerordentlichen Erscheinung entgegen sah. Jetzt ward die Thüre des Zimmers von der Mulattinn geöffnet und Mistreß Black trat ein.

Franz war bis in das Innerste seiner Seele von der Schönheit der Creolinn getroffen; was ihm seine Phantasie auch davon vorgespiegelt, er fand es übertroffen durch die Wirklichkeit, und wenngleich er sich das Gesicht rosiger gedacht, so glaubte er doch von jetzt an, nur die fast marmorgleiche Blässe, die über diesem edlen Antlitze ausgebreitet lag, gebühre der wahren Schönheit, mit einem Worte, er glaubte bisjetzt nie ein schönes Weib gesehen zu haben. Sie trug noch immer die schwarze Kleidung, ihr schwarzes glänzendes Haar war in reichen Flechten um den römischen Kopf gewun-

den, den sie auf einem wahrhaft königlichen Halse trug. Die schwarzen Augen, länglich geschlitzt, waren mit langen Wimpern eingefaßt, und zwei schmale, aber dichte Augenbraunen wölbten sich über diese schönen Augen, die sich jetzt mit einem fragenden Ausdrucke auf die Fremden richteten, welche sie mit einem Anstande begrüßte, der eben so viel angeborne Grazie als Leichtigkeit einer Weltdame verrieth. Der Major war ihr mit mehr Ruhe entgegen getreten, als sein junger Freund empfand, und stellte sich ihr als einen ehemaligen Cameraden Master Black's, und Franz als seinen künftigen Schwager vor. Dieser bestellte ihr mit einiger Befangenheit Empfehlungen vom Capitain Hugo, und es entging ihm das leise Erbeben ihrer Gestalt nicht, als er den Namen nannte, sie faßte sich aber bald wieder, und indem sie die schöne Hand auf Williams weiche Locken legte, der sich zärtlich an sie schmiegte, sagte sie:

„O, Major! Sie haben also den Vater meiner Kinder gekannt? Da sehen sie hier ihren Cameraden, dies Bild ist alles, was seine Inez noch von ihm besitzt; aber lebt es nicht, das Bild?“ fügte sie freudig hinzu.

„Es ist sprechend ähnlich!“ erwiederte der Major, „und George sagte mir, Master Black habe es selbst gemalt.“

„So ist es,“ versetzte sie, und fuhr mit einem Seufzer fort: „Ach ja, so war William, als George ihm

geboren war. Sehen Sie, noch hält er das kleine Billet in der Hand, welches ich ihm von Salamanka aus schrieb, sobald ich die Augen meines Kindes geschauet hatte. — Aber dann," sagte sie schaudernd, "kam ein böses Gespenst über ihn, eine schreckliche Krankheit — und umstrickte ihn wie eine Schlange, und raubte ihm Alles, Alles, — die Schönheit, die Ruhe, die Liebe, das Vertrauen und ganz zuletzt noch das Leben!" —

"Und nun?" fügte sie schmerzlich hinzu, "nun liegt er in einem tiefen, kalten Bette, und o wie! — Sie sprach nicht aus, welches Bild vor ihrer Seele schwebte, sondern sah starr vor sich hin. William aber sagte:

"Mutter, meine alte Tante sagt, wenn Papa aus seinem hübschen Bette wieder aufsteht, so sieht er noch weit schöner aus als dort auf dem Bilde, er ist dann ein Engel, und sie sagt auch," setzte er heimlich flisternd hinzu, "er sei schon lange wieder aufgestanden und ist jetzt im Himmel."

"Es ist wahr, William!" sagte Mistreß Black, wie aus einem Traume erwachend, "Aber wo ist Jenny?" fügte sie im Zimmer umhersehend hinzu. Sie erblickte jetzt die Kleine, die noch immer still in der Ecke stand und nur die Mutter zärtlich ansah.

George sagte: "Sie war ungehorsam, Mama! und ich habe sie in die Strafecke gebracht."

"Und was that sie?" fragte Inez.

„Sie hatte sich dem Deutschen um den Hals gelegt und nannte ihn Papa, ich rief ihr zu, herunter zu kommen von seinem Arm, aber sie wollte erst nicht, da ward ich ungehalten mit ihr und habe sie bestraft.“

„Nun, es ist jetzt genug der Strafe,“ sagte die schöne Mutter, „komm, Jenny! Dein Bruder ist wieder gut.“ Mit einem Engelslächeln kam das süße kleine Geschöpf herbei und umschlang die Kniee der Mutter, die dann zu Franz sagte:

„Das arme Kind hat nie den Vater gekannt, als nur im Bilde, und da es noch weniger auf die Gesichtszüge als auf die Kleidung achtet, so hält es leicht jeden Offizier für einen Gegenstand zu dem Namen Papa. Aber,“ wendete sie sich plötzlich zu dem Major, „wo ist Capitain Hugo, ist er in der Nähe?“

Man sah ihrem Gesichte die Spannung an, mit der sie der Antwort horchte. Als sie hörte, daß er bereits wieder in der Residenz sei, Franz ihr seine Wette mittheilte, lachte sie so herzlich, wie ein muthwilliges Kind, und lachend war sie vollends unwiderstehlich reizend, ihre Perlenzähne und der Glanz ihrer Augen, deren lange Wimpern diesem Glanze einen so sanften Anstrich verliehen! — Alles überzeugte Franz noch mehr, daß es kein schöneres Weib geben könne. Er sagte ihr dann, daß ihm selbst leider keine Zeit bleibe, ihr persönlich seine Dienste zu widmen, indem er in acht Tagen in seine

entfernte Garnison zurückkehren müsse. „Allein,“ fügte er hinzu, „hier mein künftiger Schwager, meine Mutter, meine Schwestern, Alle bitten wir Sie, uns als Landsleute Master Black's und als Verehrer seiner Witwe zu betrachten und uns zu sagen, ob wir Ihnen nützlich werden können.“

„Ich danke Ihnen, Sir!“ sagte sie freudig überrascht, „aber ich bedarf jetzt keiner Hülfe. Die Tante Master Black's ist mir eine zweite Mntter geworden, bei ihr werde ich bleiben, bis George nach England zurückkehrt.“

„Aber,“ sagte Franz mit bewegter Stimme, „diese theure Verwandte ist alt und wir hörten, sie sei jetzt krank und schwach, sollte sich etwas Trauriges in Beziehung auf sie ereignen, so zeigen Sie es unserm Hause an, theure Mistreß! Sie sind fremd in diesem Lande und eine männliche Stütze würde Ihnen von Nutzen sein.“

Der Major fügte gleiche Anerbietungen hinzu und sie verneigte sich ein wenig gegen Beide, als auf einmal George mit Heftigkeit ausrief:

„Mutter! wenn die Tante stirbt, so bin ich bei Dir und Du rufst keine fremden Leute. Nicht?“

„Du bist unartig, George,“ sagte die Mutter, „diese Fremden meinen es sehr gut mit uns, und Du bist nur ein Kind und weißt mir noch nicht immer zu helfen.“

„O,“ sagte der Knabe, indem er sie stolz anblickte, „ich war noch kleiner, als Master Black mir sagte, ich sollte für Dich sorgen und für meinen Bruder, und das versprach ich und will es halten.“

„Aber, George, sei vernünftig, er meinte, wenn Du groß sein würdest.“

„O nein,“ rief der beleidigte Knabe aus, „sage das nicht! Er meinte gleich und immer solle ich es thun.“

Mistreß Black erhob ihre Hand gegen ihn und sagte im ernsten Tone: „Geh' aus dem Zimmer!“

„Nein!“ schrie der nun ganz und gar zornige Knabe, „wenn Fremde bei Dir sind, meine Mutter, da darf ich nicht von Dir gehen. Master Black hat mir befohlen, Dich nicht mit ihnen allein zu lassen.“

Die beiden Freunde befanden sich während dieser Scene in der peinlichsten Lage. Sie waren aufgestanden, um sich zu entfernen, allein die furchtbare Aufregung, in die sie Mistreß Black durch das Benehmen des Knaben versetzt sahen, hielt sie zurück, und der Major faßte jetzt mit männlicher Kraft den Arm des heftigen George und führte ihn gegen die Thüre, indem er sprach:

„Knabe, wenn Dein Vater lebte, so würde er Dich jetzt sehr bestrafen. Schäme Dich, Deine Mutter zu betrüben, Du bist ihr eine schlechte Stütze! geh' jetzt aus dem Zimmer!“

Er hatte ihn mit starker Hand trotz seines Widerstrebens bis zur Thüre hingeschleppt, allein jetzt ballte der Knabe seine linke Hand und stieß damit so plötzlich und heftig den Major in die Seite, daß dieser ihn los ließ, dann eilte er zur Thüre hinaus und warf sie mit großer Heftigkeit in's Schloß. Die arme Inez war in das Sopha zurückgesunken und William und Jenny standen ängstlich neben ihr. Sie war eiskalt und starr, und ihre letzte Bewegung war, den Fremden zu winken, sich zu entfernen; Franz hatte in der ersten Bewegung sich nach einem Riechfläschchen umgesehen, und er ergriff eine kleine Phiole von geschliffnem Crystall. Er öffnete im Herbeieilen den Stöpsel, um zu untersuchen, ob etwas stark riechendes darin sei, allein ein widerlicher, süßlicher Dunst drang daraus hervor, es schien Opium zu sein.

Jetzt kam die Mulattinn ängstlich herbei, die der zornige Knabe wahrscheinlich herein geschickt; sie warf einen Blick auf Mistreß Black, dann sagte sie angstvoll: „Mistreß, wo sind die Tropfen?“ Als Franz ihr die Phiole reichte, nahm sie einen Löffel und träufelte mit äußerster Behutsamkeit davon in diesen und schüttete die Tropfen dann in ein Gläschen mit Wasser, dabei bat sie: „Gehen Sie, Mylords, gehen Sie!“

Unsere Freunde konnten auch wirklich nichts Besseres thun. Sie eilten zu Oskar, dessen Diener Franz zu Ottfried sendete, damit er schleunigst Mistreß Black zu Hülfe

eile. Auf dem Rückwege mußte er sich erkundigen, wie es ihr gehe, und zu Franzens großer Beruhigung brachte er die Nachricht, Mistreß Black sei wieder wohl, sie habe nur eine Ohnmacht gehabt. Der Major war noch empört über die erlebte Scene, er theilte sie mit Lebhaftigkeit Oskar mit, und Franz hörte mit Schmerz, daß man wieder Gelegenheit nahm, Mistreß Black zu tadeln.

„Diese arme bedauernswerthe Frau," sagte er, „sie scheint in allen Verhältnissen unglücklich zu sein, denn der Knabe wird ihr gewiß unerhörten Verdruß bereiten. Er ist körperlich zu kräftig und zu leidenschaftlich, als daß ein Weib ihn bändigen könnte."

Als die Freunde in Oskars Gesellschaft in Freiburg angelangt waren, machte Franz die eben gehörte Bemerkung wieder zur Entschuldigung der schönen Frau, und fügte hinzu:

„Dabei sah der Junge gespenstisch aus, so schön er eigentlich ist; in seinen Augen lag, als er zornig war, etwas so dämonisches, daß eine Frau wohl davor erbeben kann. Das schwarze Haar, den Mund voll schöner Zähne, die gebogne Nase und die langen Wimpern, das hat er alles von der Mutter, aber aus dieser dunkeln Nacht der Wimpern blickten die blauen Augen des Vaters hervor, und ich gestehe, sie funkelten fast leuchtend, als das arme kleine Mädchen sich nicht gleich von mei=

nem Arme herunter stürzte, um seinem tollen Willen zu folgen."

"Der Junge müßte tüchtige Fuchtel haben," bemerkte der Major, "man sieht, daß er keinen Vater mehr hat, und sollte ich Mistreß Black wiedersehen, so werde ich ihr den Rath geben, ihn von sich weg und in Pension zu thun."

Franz legte ihm dies noch recht dringend an's Herz, so wie die Bitte, seinen Besuch bei ihr bald zu wiederholen. Auch Oskar ermahnte er, zu ihr zu gehen, und Mutter und Schwestern suchte er eindringlich zu überzeugen, daß Mistreß Black eine Unglückliche, aber keine Schuldige sei, und daß es die Menschlichkeit verlange, sich ihrer anzunehmen. Er wiederholte alle ihre Worte, die sie als eine treue Gattinn, als zärtliche Mutter bezeichneten; "und," setzte er dann hinzu, "halten wir dagegen, was dieser Hugo uns vorschwatzte, so können wir kaum glauben, daß es eine und dieselbe Person sei, von der er uns erzählte und die wir heute sahen. Und nun denkt Euch die Frau, die ein so reiches Leben voller Genuß gehabt, in diesem alten spukhaften Hause mit dem leidenschaftlichen Knaben, den sie nicht mehr bändigen kann und der ihr immer allerhand widerliche Erinnerungen aufzudrängen scheint, und in Gesellschaft einer alten kranken Verwandtinn und eines dummen Mulatten-Mädchens! Ich wollte, Louise, Du könntest Dich entschließen, sie aufzusuchen."

„Mein Sohn,“ sagte Frau von Steinfels verwundert, „ich begreife Dich nicht! Wie kannst Du nur einen so, ich möchte sagen, leidenschaftlichen Antheil an dieser Frau nehmen? Ich gestehe, je mehr ich von ihr höre, je widerlicher wird sie mir.“

„O Du arme Inez!“ rief Franz aus, „selbst Deine Freunde schaden Dir!“ Was habe ich denn gesagt, Mutter, das Dich noch mehr gegen sie einnehmen könnte?“

Frau von Steinfels wußte hierauf eigentlich nicht zu antworten, sie hatte von Anfang an etwas gegen die Creolinn gehabt, und es war ihr doppelt unangenehm, daß ihr Sohn, dessen Neigung sie mit mütterlicher Eifersucht bewachte, so von dieser Frau eingenommen schien. Es lag eine dunkle Furcht in ihr, dieselbe könne wohl gar eine ernsthafte Neigung in Franz erwecken, und dazu war sie in keinem Verhältnisse geeignet, doch mochte sie sich von diesem Gefühle selbst noch keine Rechenschaft abgelegt haben, auch würde sie aus Klugheit ihre Furcht nicht haben laut werden lassen, genug, sie überhörte die Frage des Sohnes und sagte nur:

„Mistreß Black ist überdies keineswegs so hülflos, wie jede andere Frau in ihrer Lage sein würde, sie hat sich ja immer in der Welt umhergetrieben, hat stets das Mulattenmädchen um sich gehabt, und ist von Gefahren aller Art umgeben gewesen. Eine solche Amazone bedarf keiner so schwachen Stütze, wie Louise ihr sein könnte. Und was den Kna-

ben betrifft, so war das Bild, was Ihr anfangs von ihm empfingt, als er lehrend und sie liebevoll umfangend unter seinen Geschwistern saß, ein ganz anderes, als das, was er später von sich gab, als sich fremde Mächte zwischen ihn und seine Pflichten drängen wollten, die er, wenngleich noch so jung, doch schon mit so großem Ernste von seinem Vater übernommen und die ihm dieser gewiß nicht ohne Grund übertragen hat."

"Auch ich finde," sagte Helene, "daß in dem Charakter des Knaben etwas liegt, das mir Achtung einflößt; aber ich bin Ihrer Meinung, lieber Freund," wendete sie sich zu ihrem Verlobten, "daß er unter männliche Zucht kommen muß, und ich bitte Sie, Mistreß Black bald diesen Rath zu geben. Aber zu ihr gehen kann Louise nicht, Mama hat ganz recht, eine Frau, deren Leben sich so gestaltet hat und die fast nur mit Männern umgegangen ist, wird wenig Werth auf den Besuch eines sanften schüchternen Mädchens legen, und Louisen würde dieser Umgang noch weniger von Nutzen sein."

So sah sich denn Franz durchaus nicht im Stande, etwas für seinen Schützling auszurichten, doch sendete er jeden Morgen zur Stadt, sich nach ihr erkundigen zu lassen, und stets lautete die Nachricht: "Mistreß Black sei ganz wohl; aber die alte Tante werde mit jedem Tage schwächer, habe Fieber und phantasire, und man erwarte ihre baldige Auflösung. Unter diesen Um-

ständen konnte er nun auch keinen neuen Versuch machen, sie wieder zu sehen, und es war endlich der letzte Tag vor seiner Abreise herangekommen. Oskar hatte seinem Freunde versprochen, die letzte Nacht mit ihm zusammen zu bleiben. Der Baron und Ida wollten ebenfalls morgen in Begleitung des Majors nach Lalau zurück und man war unter allen diesen Verhältnissen ernster als gewöhnlich gestimmt, als man sich nach der Abendmahlzeit um den runden Tisch vor dem Sopha der Mutter vereinigte. Franz, dessen Gedanken sich noch immer mit der schönen Creolinn beschäftigten, saß jetzt tief in ihnen versenkt stumm und ernst da und der Blick Helenens ruhte forschend auf seinen Zügen.

Seit länger als acht Tagen stürmte der Nordwestwind mit rasender Gewalt. Es war gegen die Zeit der Tag- und Nachtgleichen, wo diese Wassergegenden oft von Stürmen heimgesucht werden. Häufige Regenströme hatten allen Schnee geschmolzen, auch die Eisränder des Stromes waren in seinen Fluthen untergegangen. Aus den Gebirgen stürzten die Wasser herbei und der dadurch bedeutend angeschwollene Fluß drohte den Deichen, die das Land gegen seine Gewalt schützen müssen, mit großer Gefahr, da die Wellen durch den Sturm an die Küste geschleudert, sich mit furchtbarer Kraft in seine Seiten warfen. An verschiedenen Punkten der

Küste entlang waren Kanonen aufgestellt, deren donnernde Stimmen den Bewohnern der niedern Gegenden zurufen, wenn die steigende Höhe des Wassers Gefahr droht; und fast jeden Tag zur Fluthzeit sagten einzelne Schüsse, daß man wachsam und auf seiner Hut sein möge. Freiburg lag zwar so hoch, daß seine menschenfreundlichen Bewohner, selbst bei der höchsten Fluthzeit, nichts für sich zu fürchten hatten; allein unsere Freunde waren sehr besorgt für einige kleine Häuschen, die nahe am Deiche und niedrig gelegen, von Leuten bewohnt wurden, die auf dem Gute zu Freiburg als Tagelöhner arbeiteten. Franz, der für alle Bedrängte, die er irgend erreichen konnte, ein warmes theilnehmendes Herz und den Wunsch zu helfen hatte, war in den letzten Tagen schon beschäftigt gewesen, Anstalten zu treffen, mit denen man im Falle eines Unglücks den Leuten zu Hülfe kommen wollte. Der Kahn, der sonst auf dem Schloßgraben lag, war auf einen Wagen geladen, um ihn gleich an Ort und Stelle, wo er Unglückliche retten konnte, zu bringen; und unser Freund kam von seinem schmerzlichen Gedankenfluge eben in die Wirklichkeit zurück, um noch einmal von dem Schutze und der Hülfe zu reden, die man zunächst den Arbeitern im Falle eines Unglücks solle angedeihen lassen. Dann wendete er sich zu Oskar und sagte: „Auch fällt mir ein, daß das Haus der alten Eddelbüttel in der

niedrigsten Gegend der Stadt liegt und daß das Gärtchen daran wahrscheinlich bis an den kleinen Fluß stößt, der im Falle einer Überschwemmung ebenfalls aus seinen Ufern treten wird. Sollte nun dort Gefahr sein, Oskar, dann gieb mir Dein Wort, daß Du zu der Witwe und ihren Waisen eilest. Der kleine Kobold," fügte er bitter hinzu, "wird dann nicht hinreichen zum Schutze der todtkranken Alten und der ganzen Familie."

"Verlasse Dich darauf," versetzte Oskar, "überhaupt will ich mich ritterlich und ganz in Deinem Geiste um das Geschick der Dame bekümmern und wenn auch aus der Entfernung doch über sie wachen. Vaßmer," fügte er heiter hinzu, "ist übrigens mit seinem ganzen Hause ebenfalls zu ihrem Dienste; ich glaube wirklich, daß sie etwas von der schwarzen Kunst versteht, denn irre ich nicht, so hat sie des alten Hagestolzen Herz in lichte Flammen gesetzt. Vor einigen Tagen schien er auf seinen tölpelhaften Neffen bitterböse zu sein, denn er vergaß sich so weit, daß er ihm in meiner Gegenwart sagte:

"Wenn Er sich nicht besser zusammen nimmt, Musjeh, so habe ich mein Testament noch immer nicht gemacht, und es könnte sein, daß ich den Einfall hätte, den kleinen hübschen Kindern der schönen Dame ein hübsches Sümmchen zu vermachen."

"Oder ihr selbst," brummte der Neffe, im Vertrauen

auf des Alten seit einiger Zeit immer schwächer werdendes Gehör, zwischen den Zähnen.

„Ja, ja, Ihr selbst!“ rief Stephan, „die Deinen Ohm einen Gentleman nennt, und die eine Königinn zu sein verdiente und schlechten Tagen entgegen sieht.“

„Und, Mama, “wendete sich Oskar lachend zu Frau von Steinfels, „wenn diese Frau selbst das vier und siebenzigjährige Herz eines froschblutigen Gastwirths in Brand steckt, so können wir uns nicht wundern, wenn das warme menschenfreundliche unsers Franz einen so lebhaften Antheil an ihr nimmt.“

„Ich mag eben die Weiber nicht,“ erwiederte Frau von Steinfels „die gefallsüchtig ihre Netze nach allen Seiten hin ausstellen, damit Vögel aller Sorten sich darin fangen. Gimpel, Sperlinge, der Zeisig und die Nachtigall, alle fliegen hinein und kommen nicht selten darin um. Der arme Black,“ setzte sie mitleidig hinzu, „ist gewiß auch so ein Nachtigallmännchen gewesen, dem der Schmerz betrogener Liebe das Herz mag gebrochen haben.“

Franz ward diese Richtung des Gesprächs eine wahre Qual, er fühlte so viel Liebe und Hochachtung für seine Mutter und er sah diese Gefühle jetzt zum ersten Male im Kampfe mit einem, das er bis heute nie gegen sie gekannt, mit dem Unwillen über ihre Ungerechtigkeit. Indeß war es der letzte Abend, den er für lange Zeit mit den Seinigen verlebte und er besiegte seinen Un-

willen, um keine unfreundliche Störung in den Kreis der Freunde zu bringen, er sagte nur:

„Wenn es gilt, dieser unglücklichen Frau in Noth beizustehen, so werden alle Vorurtheile bei Seite gesetzt, darauf kenne ich das Herz meiner Mutter.“

„Das versteht sich,“ erwiederte diese, „alle wahrhaft Bedrängte werden immer eine warme Theilnahme bei mir finden.“

So plauderte man sich wieder in eine bessere Stimmung hinein, als Louise auf einmal den Arm ihres Geliebten angstvoll ergriff und ausrief: „Hört nur! es donnert.“ Zugleich spürten alle eine erschütternde Bewegung des Hauses, und der Major, der sie eben heute Abend bei Gelegenheit des furchtbaren Sturmes von einem Erdbeben auf Sicilien unterhalten hatte, von dem er Augenzeuge gewesen, sagte: „Es war ein leichter Erdstoß.“

Man war von den Stühlen aufgesprungen und zunächst an die Fenster geeilt, allein die Nacht war stockfinster, und nur das Ohr gab von den Natur-Ereignissen draußen Kunde. Die Männer eilten indeß hinaus, man hörte Thüren öffnen und vom Sturmwinde wieder zuschlagen. Helene schellte die Diener, um durch sie Kunde zu erhalten. Louise dachte unterdeß mit Angst an die auf den Hof hin-

untergeeilten Freunde, sie nahm zwei Lichter und trat damit an das Fenster, um draußen einige Helle zu verbreiten.

Es war ein furchtbarer Aufruhr in der Natur, und däuchte es Louisen, als hätte der Sturm noch zugenommen, seit die Männer hinausgeeilt waren. Sie hörte Ziegel von den Dächern stürzen, Äste krachend von den Bäumen herunterstürzen, und es drohte den Draußenweilenden jeden Augenblick die Gefahr, erschlagen zu werden. Dennoch kehrten sie nicht zurück, und selbst die auf Kundschaft ausgesandten Leute blieben aus; ihre Angst erreichte endlich den höchsten Gipfel; still setzte sie die Lichter in das Fenster und ging aus dem Zimmer. Niemand beachtete sie, denn jeder hatte mit den eignen Gefühlen zu kämpfen. Sie fühlte nur das eine — Oskar aufzusuchen und ihn entweder zu bewegen sich nicht länger der Gefahr auszusetzen, oder sie mit ihm theilen zu wollen. Sie traf keins der Mädchen draußen und zündete sich daher selbst eine große Laterne an, warf einen leichten Mantel um und ging aus dem Hause. Schon auf der Treppe vor der Thür sah sie den Schutt herabgestürzter Ziegel liegen, und eben fiel wieder einer dicht neben ihren Füßen herunter, allein sie achtete nicht der Gefahr, nicht des wüthenden Sturmes, der sie umzuwerfen drohte, noch des Regens, der ihr das Gesicht überströmte, sie strebte alle diesen Hindernissen entgegen dem Thore zu, denn auf der Zug-

brücke hoffte sie gewiß die Freunde zu finden. Das arme Kind litt bei diesem furchtbaren Wege innerlich noch mehr, ein Brausen und Heulen drang vom Flusse her an ihr Ohr, wie sie es nur einst bei Sturm auf Helgoland gehört und sie schrie entsetzt: „Herr des Himmels! das Meer ist aus seinen Ufern getreten!“ und „Oskar! Oskar!“ rief sie wie wahnsinnig. Aber die Stimme des Menschen verhallt wie ein tonloser Hauch, wenn der Allmächtige redet. Louise ward selbst von diesem Gefühle der Ohnmacht des Geschöpfes ergriffen, und doch in ihrer unnennbaren Angst war sie noch fähig, an das Elend der armen Arbeiter zu denken. So gelangte sie endlich auf die Zugbrücke, allein ihre Freunde waren nicht dort.

„O Gott, Du Allmächtiger! o Du mein Vater!“ betete sie, „zeige mir den Weg, wo ich sie finden soll!“ Sie stand einen Augenblick zweifelhaft was sie beginnen solle, oder vielmehr mit Gewißheit ein Zeichen von Oben erwartend, und hielt sich mit einer Hand an dem Geländer fest, das den Theil der Brücke bekleidete, der nicht aufgezogen werden konnte. Die andere hielt krampfhaft die Laterne fest, und abermals schrie sie „Oskar! Oskar!“ Der Sturm trieb den Mantel von ihren Schultern zurück und wie große schwarze Flügel umflatterte er ihr Haupt und peitschte ihr holdes Gesicht. In diesem Augenblicke krachte eine der hohen Pappeln, die jenseits den Gra-

den einfaßten, und mit furchtbar ächzendem Tone schlug der Baum dicht neben dem Geländer, an welchem Louise lehnte, rauschend in das Wasser. Die Zweige zerrten im Vorübersausen an Louisens Mantel, ihre Angst, ihre Erschöpfung hatten endlich den höchsten Grad erreicht; dies neue schauderhafte Ereigniß erschütterte sie noch mehr, und mit dem Ausrufe „Oskar! Franz!“ sank sie zu Boden. Im Fallen zertrümmerte die Laterne, die Lichter verlöschten, um sie ward Nacht und die Sinne verließen sie.

Die Freunde hatten unterdeß einen kleinen Erdhügel in der Nähe des Deiches zu erreichen gesucht, um näher der furchtbaren Scene sich einige Nachricht zu verschaffen und der Instinkt zog auch die nachgesendeten Diener dorthin. Es schien auch ihnen, als sei das Meer aus seinen Ufern getreten, und breche als der furchtbarste Feind über das arme Land herein. Die Häuschen der Arbeiter mußten schon unter Wasser stehen, und dennoch war es nicht möglich, bei der Dunkelheit der Nacht ihnen zu Hülfe zu kommen und man mußte sie bis zum anbrechenden Tage ihrem Geschicke überlassen. Man sprach mit den Leuten, die alle aus diesen Gegenden gebürtig waren und einige Erfahrung bei solchen Ereignissen haben mußten; indeß erinnerte sich keiner, je ein solches Brausen gehört zu haben. Der alte Johann, dessen Erinnerung

noch am weitesten reichte, glaubte endlich, der Deich müsse weiter hinauf gebrochen sein. Diese traurige Überzeugung theilte sich jetzt allen mit und man sah sich genöthigt, wieder in das Haus zurück zu kehren.

In diesem Augenblicke rief einer der Leute „da kommt ein Licht über die Zugbrücke.“ Alle wendeten sich dahin, und der dunkle flatternde Mantel Louisens gab der Erscheinung etwas spukhaftes. Man eilte wieder zur Brücke zu kommen, um sie näher zu untersuchen, als sie plötzlich, fast zu gleicher Zeit mit dem fallenden Baume, versank.

Oskar, der, als man sich zur Rückkehr entschloß, vorangeeilt war, um so bald als möglich die Frauen zu beruhigen, behielt immer die Erscheinung auf der Brücke im Auge; er sah sie versinken, das Licht verlöschen, und es war ihm fast, als hörte er Louisens Stimme seinen Namen rufen, wie damals, als sie auf der Plattform stand. Er blickte nach dem Hause hin, welches jetzt wie illuminirt strahlte, denn Frau von Steinfels hatte Befehl ertheilt, überall, auch oben im Hause, Lichter an die Fenster zu stellen. Als unser Freund zur Brücke kam, sah er beim Scheine derselben einen dunkeln Gegenstand zu seinen Füßen liegen. Der Mantel verhüllte die holde Gestalt der liebenden Jungfrau fast gänzlich, und als Oskar ihn auseinander schlug, sah er Sie, die er mehr als sein eignes Leben liebte, als eine Leiche vor sich. Er traute seinen Au-

gen nicht, eine Secunde lang glaubte er, ein Traum täusche ihn, aber es war leider nur zu wahr, sie, die Liebliche, Zarte, lag da ohne Leben zu seinen Füßen! Die Zweige des Baumes ragten über das Geländer bis zu ihrer Seite nieder, Oskar hatte ihn stürzen sehen, und er glaubte, sie sei von ihm erschlagen. Der unglückliche Jüngling hob die Geliebte auf und trug sie auf seinen Armen in das Haus. Er stürzte in das Zimmer und von den erschrockenen Frauen umringt, legte er seine holde Last auf das Sopha nieder. Sie war mit Blut übersprützt; er kniete neben ihr hin und war nicht von ihr zu entfernen, als die Frauen anfingen, ihr die Gewänder zu lösen, um zu untersuchen, von wo das Blut komme. Sie lag in todtähnlicher Erstarrung da und ihre Züge drückten noch die Gefühle der Angst aus, mit denen sie in den letzten Augenblicken gerungen hatte, ehe das Bewußtsein sie verließ. Jetzt sah Helene, daß auch Oskar mit Blut überströmt war und man bemerkte endlich, daß die rechte Hand Louisens, die er in der seinigen hielt, vom Glase der zertrümmerten Laterne mehrere Wunden hatte. Franz und die Brüder waren unterdessen auch eingetreten und der Major sagte, indem er verständig die verwundete Hand untersucht hatte: „Wir müssen jedenfalls einen Arzt herbeischaffen, solche Schnittwunden sind sehr gefährlich!“

„Sie ist todt!“ schrie Oskar. „O mein Dijon-Röschen, der Sturm hat Dich geknickt!“ —— Er war wie außer sich, er küßte ihren bleichen Mund, er tändelte mit ihren Locken wie wahnsinnig und sagte dann wieder: „Nein, nein, sie lebt! sie will ihren Freund nicht verlassen, — glänzt nicht ihr goldenes Haar noch voll Leben? — Gießt nicht diese Wohlgerüche über sie aus, sie erwecken sie nicht, die Stimme ihres Oskars ganz allein soll es thun!“ Und wirklich schien es, als ob allein die Allgewalt der Liebe das treue Herz wieder ins Leben zu rufen vermöge, denn als er aber und abermals ihren sanften Namen gerufen, schlug sie die Augen auf und ihr erster Blick traf ihn und sein Name war der erste Laut, der leise über ihre bleichen Lippen drang. Aber noch einmal schlossen sich die sanften Augen, indessen ein holdes Lächeln umspielte jetzt ihren Mund und die angstvollen Züge waren verschwunden. Er legte seine Hand auf ihr Herz und er fühlte es, wiewohl noch leise, schlagen. Jetzt faßte er wieder die blutende Hand, und mit einem schmerzlichen Zucken bebte sie in der seinigen. Da dachte er an die neue Gefahr, die ihrem Leben durch die Wunde drohte, und er raffte sich auf und schrie aus dem Zimmer eilend: „Mein Pferd!“ doch Johann, der im Vorzimmer ängstlich auf Nachrichten von seinem lieben Fräulein lauschte, sagte: „Der gnädige Herr sind schon mit dem Reit-

knechte zur Stadt, um den Arzt zu holen.“ Oskar segnete seinen Freund und gelobte sich, ihm nie diesen Dienst zu vergessen, dann eilte er wieder zu Louisen zurück, die unterdessen vollends zu sich gekommen war und irre Blicke im Zimmer umher warf: sie fielen auf ihren Freund und sie streckte ihm wie ein seliger Engel lächelnd die Arme entgegen, aber nun sah sie das Blut, mit dem seine Uniform überströmt war, und ihr drohte eine abermalige Ohnmacht, doch er deutete ihr Erschrecken und rief, indem er neben ihr niederkniete: „Es ist Dein Blut, mein geliebtes Leben! Du bist an der Hand verwundet!“ Sie fühlte nun auch den Schmerz und lispelte: „Gottlob!“

„O Du treuester Engel!“ rief er schmerzlich, und Thränen rannen ihm über die Wangen.

Man hatte das Sopha von der Wand geschoben, um auch von jener Seite zu ihr gelangen zu können, und hier waren Mutter und Schwester bemüht, ihr ein bequemeres Lager zu verschaffen. Sie lächelte ihnen dankbar zu und sagte zu der weinenden Helene: „Trockne Deine Thränen, Geliebte, ich leide wenig. Aber,“ fuhr sie jetzt erschreckt auf, „wo ist Franz?“

Man sagte ihr, daß er den Arzt hole ihre Hand zu verbinden.

„O!“ rief sie betrübt aus, „wie konntet ihr ihn in diesem Wetter fortlassen!“

„Es hat ihn Niemand fortgehen sehen," sagte Frau von Steinfels, „aber es würde ihn auch Niemand haben zurückhalten können."

Der Major hatte kalte Umschläge bereiten lassen, mit denen man das Blut der Hand zu stillen bemüht war; allein es floß unaufhaltsam fort, wiewohl ganz sanft, und Louise lag abermals in Ohnmacht, als Franz mit Ottfried, beide im höchsten Grade erhitzt und beschmutzt vom eiligen Ritt durch die dunkle Nacht, eintrat. Er glaubte, seine geliebteste Schwester sei wirklich todt, und sein erster Gedanke, sein zweiter Blick fiel auf seinen unglücklichen Freund. Oskar indeß eilte ihm entgegen, umarmte ihn und rief ihm zu: „Sie lebt, mein Bruder! nur eben macht der Blutverlust sie wieder ohnmächtig." Ottfried untersuchte nun die Wunde der Hand, und es fanden sich mehrere Glassplitter darin, die er mit Geschicklichkeit nach und nach hervorzog; auch stillte er endlich das Blut. Die Operation war langwierig und schmerzhaft; indessen Louise war eine Heldinn, und kein Laut des Schmerzes entfloh ihren Lippen. Ihr Freund stand ihr ja zur Seite, ihre linke Hand ruhte in der seinen, und seine überströmenden Augen bewachten das leiseste Zucken ihres Schmerzes. Endlich war es vorbei, die Hand war verbunden, Ottfried gab seine Befehle. Hier im Zimmer gleich sollte ein Ruhebett für die Kranke aufgeschlagen werden; es

mußte stets Jemand über ihre Bewegungen wachen, damit der Verband sich nicht lös'te, und dabei Ruhe, ungestörte Ruhe. Die Männer zogen sich jetzt auf Befehl der Frau von Steinfels in das Vorzimmer zurück, damit man Louise umkleide und auf das bequemere Lager bringe. Auch Franz und Oskar kleideten sich um, und als sie endlich wieder bei Louisen eintreten durften, flog ein schalkhaftes Lächeln über ihre Züge, als sie Oskar in des Bruders ihm etwas zu weiten Oberrock erblickte. Sie lag jetzt wie eine Lilie schneeweis gekleidet da, und Ottfried wünschte sehr, daß man seine Kranke allein lasse. Oskar ließ es sich aber nicht nehmen, bei ihr zu wachen, und alle Anderen zogen sich in das Vorzimmer zurück, wohin Frau von Steinfels erwärmende Erfrischungen bringen ließ.

Endlich kam man denn zu einiger Besinnung und theilte sich gegenseitig mit, was man von den schauderhaften Ereignissen der Nacht dachte. Wie Louise nach der Brücke hingekommen war, wußte man noch nicht, Niemand hatte sie fragen mögen und sie selbst dachte ja nicht an sich; doch da man sie mit der zerschmetterten Laterne neben sich gefunden hatte, so ahnete man, daß sie den Freunden habe zu Hülfe eilen wollen. Franz und Ottfried erzählten, daß der so hoch gelegene Weg zur Stadt doch zum Theil mit Wasser

überschwemmt sei, und daß in ihr selbst mehrere Straßen unter Wasser ständen. „Auch in dem Hause der alten Eddelbüttel,“ sagte Franz, „stehe das Wasser mindestens Fuß hoch. Alle Häuser seien wie illuminirt gewesen, nur dies habe im Dunkeln dagelegen, und er habe im Vorbeireiten Stephan Vaßmer zur Hülfe der unglücklichen Familie aufgerufen. Aber,“ sagte er, „wo wird sie ein Unterkommen finden, da Oskar jetzt die Zimmer eingenommen, die sie sonst im goldenen Kalbe bewohnte?“

Frau von Steinfels schloß ihren Sohn an ihr Herz und sagte: „Morgen, so wie der Tag graut, wollen wir unsern Wagen senden und die Kinder holen lassen, da Mistreß Black die Kranke nicht wird verlassen wollen.“

„Diese ist gestern Abend gestorben!“ sagte Ottfried. „Die vortreffliche alte Dame phantasirte seit einigen Tagen häufig, und Mistreß Black, die solchen äußern Eindrücken nur schwachen Widerstand zu leisten vermag, da Alles sie bei der Lebhaftigkeit ihres Temperaments zu heftig ergreift, und ihre Phantasie sie in Allem noch mehr finden läßt, mochte keinen Augenblick mit ihr allein sein. Da habe ich nun den Knaben, den George, bewundern müssen; er wäre wahrhaft würdig in Sparta geboren zu sein. Seit mehreren Nächten ist dieses Kind nicht aus dem Krankenzimmer fortgekommen, und so oft Mistreß Black darin erschien, wich er nicht von ih-

rer Seite, weil, wie er mir sagte, er es Master Black versprochen habe, immer bei der Mutter zu sein, wenn sie leide und Trost bedürfe. Gestern fand ich ihn ungewöhnlich bleich und redete ihm sehr zu, sich niederzulegen und zu schlafen, indem ich ihm versprach, so lange bei seiner Mutter zu bleiben. Er sah mich darauf an, als wolle er mich mit seinen Augen durchbohren, und ich gestehe, der Ausdruck dieser Augen entsetzte mich ein wenig. „Nun,“ fragte ich verwundert, „gefällt Dir mein Vorschlag nicht? Glaubst Du nicht, daß ich Deine Mutter noch besser unterstützen kann, als Du?“

„O ja,“ sagte er, und sein Gesicht nahm wieder den kindlich freundlichen Ausdruck an, der ihn so vor allen andern Kindern kleidet, obgleich er selten bei ihm ist, denn in der Regel sieht er ernst und fast altklug aus. „O ja,“ sagte er, „Sie könnten ihr wohl noch besser helfen; allein ich gab mein Wort, sie nie mit fremden Leuten allein zu lassen, und ich will es halten.“

„Aber ich bin kein Fremder,“ sagte ich, „Deine Mutter kennt mich und vertraut mir, darum lege Dich schlafen, mein Knabe.“

„Ich weiß es wohl,“ sagte er, „Du bist gut. Master Black hatte auch einen so guten Arzt, Master Oven, aber er litt nicht, daß die Mutter mit ihm allein blieb, oder leise mit ihm sprach; sie weinte dann

oft, wenn er so böse mit ihr war, und dann sagte er mir: „„George, wenn ich sterbe, sollst Du immer bei Deiner Mutter bleiben, so oft ein Mann zu ihr kommt; Du mußt sie beschützen, man kann Niemand trauen.““ Sie sehen nun, Master Ottfried, ich muß immer bei Mama sein.“

„Ich versuchte, dem Knaben eine andere Auslegung von den Worten seines Vaters zu geben, allein es schien bei ihm eine fixe Idee zu sein, und er ist richtig bis zum letzten Athemzuge der Tante zugegen gewesen. Er war dabei immer mit Zärtlichkeit und so großer Verständigkeit um die Mutter herum, daß ich wirklich Respect für das Kind bekommen habe. Als ich Mistreß Black noch Tropfen und die Weisung brachte, zu versuchen, mit allen Hausgenossen einen langen Schlaf zu thun, geleitete mich George über die Flur und nahm mir das Versprechen ab, nicht vor Mittag wieder zu kommen. Gewiß denkt er so lange zu schlafen.“

„Aber mein Gott!“ rief Ida aus, „da muß man doch schnell diesen Unglücklichen zu Hülfe eilen!“

„Sein Sie unbesorgt,“ sagte Ottfried, „Stephan Baßmer spannte bereits selbst die Pferde vor seinen Wagen, um damit die Familie einstweilen in des Rittmeisters Wohnung zu holen. Die schöne Dame, wie er sie nennt, liegt ihm sehr am Herzen, und er rechnet mit Gewißheit auf die Güte des Herrn von Pladow,

hr einige Zimmer abzutreten, oder ihr vielleicht die ganze Wohnung wieder einzuräumen.“

„Nein, nein!“ sagte Frau von Steinfels, „der Himmel selbst hat sich auf die Seite der Creolinn gestellt; ich will sie einladen, hier zu uns zu kommen.“

Franz sah seine Mutter entzückt an, aber er sagte kein Wort auf ihre gütigen, sondern wendete sich zu Ottfried und sagte:

„Nie ist mir ein solches Kind vorgekommen, wie dieser George. Der Vater ist entweder ein Wahnsinniger oder ein Schwachkopf gewesen, daß er den zarten Knaben mit solchen Aufträgen belastete; er hat das nun alles nicht recht aufgefaßt, und bei der Festigkeit seines Charakters hat dies arme Geschöpf jetzt mit ewigen Zweifeln zu kämpfen, da sich die tollen Aufträge des Vaters ja gar nicht ausführen lassen.“

„Und wie seltsam,“ sagte Helene, „daß er den Vater immer Master Black und nicht Papa, wie die andern Kinder, nennt.“

Der Major meinte, in England sei es gewöhnlich, daß Söhne den Vater bei Namen und Titel nennten, indessen sei es ihm bei einem so jungen Kinde noch nicht vorgekommen.

„Ich gestehe,“ sagte Ottfried, „daß es auch mir sehr aufgefallen ist; allein bei diesem armen Jungen ist Alles um einige Jahre voraus. Furchtbare Ereignisse schei-

nen seine Geisteskräfte früh entwickelt zu haben, denn Alles ist bei ihm anders, als bei gewöhnlichen Kindern. Er hat trotz seines zarten Alters eine fast väterliche Gewalt über die Geschwister, und selbst die Mutter begegnet ihm mit einer Art furchtsamer Achtsamkeit, und manchmal kommt es mir vor, als ob er der Hüter eines düstern Geheimnisses sei. Aber sehe ich dann wieder seine kindliche Hingebung an Mistreß Black und seine Zärtlichkeit, so komme ich mindestens von dem Gedanken zurück, daß er irgend eine Schuld der Mutter zu verschweigen hätte. Der Vater ist aber jedenfalls, wie Sie sagen, ein Wahnsinniger oder ein Dummkopf gewesen, einem Kinde Aufträge zu geben, die ihm wahrscheinlich seine rasende Eifersucht eingeflößt. Aber George ist ein Wunderkind, denn bei diesen Aufregungen, die er so früh schon erlitten, ist er körperlich stark und gewandt, und lernt mit der größten Beharrlichkeit; sein Lehrer, ein Seminarist, wird ihm bald nichts mehr zu lehren haben. Auch boxt er, und seine Faustſtöße könnten leicht einem starken Manne Schaden bringen."

Man war unterdessen oft lauschend an die Thüre des Krankenzimmers getreten, allein bei dem Toben in der Natur war es nicht möglich, dort etwas zu hören. Ottfried hoffte indeß sehnlichst, daß Louise schlafe. Jetzt wollte er sich überzeugen, und die Mutter und die Schwe-

ster folgten ihm, als er leise die Thüre öffnete. Sie sahen Oskar, wie er mit schwärmerisch entzücktem Blicke an dem Antlitze der Geliebten hing; er hielt ihre gesunde Hand noch in der seinigen und saß vorübergebeugt, als wolle er in ihren Zügen lesen, was sie denke. Auch schien es den Hereintretenden, als spräche er, aber es war nur ein Flistern und sie verstanden nicht, was er sagte. Sie schlichen näher, und ohne seine Blicke von Louisen abzuwenden, legte Oskar den Finger auf den Mund. Sie sahen nun, daß die Kranke anscheinend schlief; das Köpfchen lag zur Seite, ihrem Freunde zugeneigt; ein himmlisches Lächeln ruhte auf ihren Zügen; die Augen waren leicht geschlossen. Jetzt flisterte sie:

„Tief im Herzen, da quillt der Born der Liebe, er ist umblüht von blauen Blümchen.“

„Und was deuten die Blümchen?“ fragte Oskar in zärtlich flisterndem Tone.

„Die Treue,“ war die Antwort.

„Aber Blumen sind vergänglich, wird es die Treue auch sein?“

„Die Liebe, die göttlichen Ursprungs ist, ist ewig, und die Blumen, die an ihrem Quell blühen, sind wie sie selbst unvergänglich.“

„So endet die Treue nie, selbst im Tode nicht?“

„Was ist Tod? ein Gehen zum Vater, und er ist der Urquell der Liebe, zu ihm kehren Alle zurück.“

„Wen liebst Du?“

„Gott.“

„Aber Deinen Oskar nicht?“

„O sehr!“ flisterte sie.

„Aber Du verläßt ihn gern, wenn Gott Dich zu sich ruft?“ fragte er, und seine Thränen flossen heftiger.

„Ich verlasse ihn nie mehr; die Treue ist ewig.“

„Aber wirst Du auch auf Erden ihn noch glücklich machen?“

„Wenn seine Liebe der meinen gleicht.“

„Zweifelst Du daran?“

„Nein, aber es ist dunkel zwischen ihm und mir.“

Helene, die jetzt ganz dicht an der andern Seite des Bettes neben Ottfried stand, der vergebens bemüht war, Oskars Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, faßte jetzt leise seine Hand und Ottfried sagte: „Kein Wort mehr, wenn Sie sie nicht tödten wollen.“

Oskar sah schmerzlich zu ihm auf, dennoch fragte er noch: „Was ist noch dunkel zwischen Dir und mir?“

„Wer bist Du?“ fragte sie.

Aber jetzt nahm Ottfried Louisens Hand aus der ihres Freundes, der nicht wagte, sie zurückzuhalten, und legte sie sanft auf die Decke des Bettes zurück, dann bat er Oskar durch Zeichen, aufzustehen, und nahm seinen Platz ein. Er legte nun seine Finger an den Puls der Kranken, und schüttelte leise und unwillig das Haupt. Indessen lag die Holde

wie eine geknickte Lilie da; über ihr schuldloses Gesicht flog ein himmlisches Lächeln, und es schien ihren in ängstlicher Spannung lauschenden Freunden, als schwebe ihre Seele schon dem Urquell der ewigen Liebe entgegen.

Es hatten sich nach und nach Alle eingefunden; der Doctor konnte ihnen nicht wehren. Franz hielt seinen trostlosen Freund umschlungen, der mit krampfhaft gefaltenen Händen, die thränenvollen Augen zu ihr hingerichtet, am Fuße des Ruhebettes stand. Doch war es ganz still im Zimmer, und auch der Aufruhr in der Natur legte sich gegen Morgen mehr und mehr. Noch immer schlief Louise, und endlich übermannte Oskar sein Gefühl; er ging mit seinem Freunde hinaus, und nachdem sie sich hier lange schluchzend umarmt gehalten, sagte er: „O mein Bruder, das reinste, was es auf Erden giebt, ist das Herz Deiner Schwester! Wenn ich sie verlieren sollte, ich könnte sie nicht überleben!“

„Aber,“ sagte Franz, „wir werden sie auch nicht verlieren; sei getrost mein Bruder, rein, wie ihre Seele, ist auch ihr Blut, und ich erinnere mich, wie leicht Verwundungen, die sie als Kind hatte, bei ihr heilten. Einst stritten Helene und ich uns um ein Messer, mit welchem jedes von uns zuerst seinen Apfel schälen wollte. Helene hielt es fest in ihrer Hand, und ich suchte es

ihr zu entwinden. Sie vertheidigte sich tapfer. Ich ward am Ende ungeduldig und versuchte ihre Hand so stark zu drücken, daß sie es fallen lassen sollte. Sie unterdrückte aber den Schmerz, denn sie hat eine außerordentliche Selbstüberwindung, allein Louise sah sie bleich werden, ergriff nun plötzlich die Klinge des Messers, und sagte: „Franz, laß Helene los!“ Allein, wie gesagt, ich war in leidenschaftlicher Bewegung und rief ihr zu: „Geh Du, und laß es uns beide ausmachen; sie soll nachgeben, ich bin älter!“ Hierüber empört riß Helene an dem unglücklichen Messer, und Louise hatte einen tiefen Schnitt durch alle Finger. Jetzt bereueten wir freilich Beide unsere Leidenschaftlichkeit, allein sie sagte: „Seid nur ganz still, es thut mir nicht weh.“ Sie eilte in die Küche, wir ihr nach, und hier verband die Köchinn, eine alte verständige Person, die Hand, nachdem sie mit Essig und Wasser sie eine Zeitlang gewaschen hatte, nur mit reiner Leinewand. Wir gingen wieder in den Garten, damit Mama nicht erschrecken sollte, und am Abend sagte Louise nur, sie habe sich geschnitten. Meine Eltern waren nicht dafür, viel Aufhebens von so kleiner Unvorsichtigkeit zu machen, und so ward es kaum beachtet. Helene und ich standen indeß eine furchtbare Angst aus, und fragten sie leise alle Augenblicke, ob sie Schmerzen habe, allein sie war heiter, wie immer und sagte stets: „Nein gar nicht.“

Am andern Tage indeß sollte sie kleine Arbeit machen, und die Mutter sagte: „Aber Louise, was soll dieser große Verband über die ganze Hand, wenn Du nur eine Schnittwunde hast; komm, ich will Dir englisches Pflaster darauf legen, damit Du ungehindert arbeiten kannst.“

Du kannst Dir meine und Helenens Angst denken, als nun Louise nicht länger schweigen konnte. „Mama,“ sagte die gute Schwester, „ich habe in ein Messer gegriffen, das Helene in der Hand hielt, meine ganze Hand ist durchschnitten, aber es thut nicht mehr weh.“

Die Mutter lös'te nun den Verband, indem sie unwillig sagte: „Welche Unvorsichtigkeit!“

Ich war schon im Begriff, den ganzen Vorfall zu erzählen, als Louise mich unterbrach und sagte: „Nun, kommt nur her und seht, es ist schon wieder heil.“ Das war es nun natürlich nicht, aber die Wunde war geschlossen, und in acht Tagen war sie ohne Entzündung geheilet.“

Es gelang Franz durch diese Erzählung einige Beruhigung in der Brust seines Freundes zu wecken. Sie gingen jetzt wieder in das Zimmer zurück und fanden Louise noch im sanften Schlummer. Der Morgen war angebrochen, und Ottfried gab nun, da er durchaus jetzt zur Stadt zurück mußte, genaue Verordnungen, was in diesem oder jenem Falle zu thun sei, und Frau von Steinfels ertheilte ihm den Auftrag, ihr Haus der Mistreß

Black als einen Zufluchtsort anzubieten. Franz dankte seiner Mutter gerührt, denn er wußte, was ihr dies Anerbieten kostete, und eilte nun mit dem Major und dem Baron auf den obersten Boden des Hauses, um sich dort eine Übersicht der Ereignisse dieser Nacht zu verschaffen, und man sendete die Leute hinaus, den Kahn in Bereitschaft zu setzen.

Ein schrecklicher Anblick erwartete die Freunde; es schien, als sei wirklich das Meer aus seinen Ufern getreten, denn die ganze Gegend längs der Küste, so weit man sehen konnte, stand unter Wasser. Von Hecken und niedrigen Gegenständen war keine Spur zu entdecken, und nur einzelne Dächer von Häusern und einige Baumgipfel ragten aus der Fluth hervor, auf der Baumstämme, Vieh und allerhand Haushaltsgegenstände umherschwammen. In einigen Bäumen glaubte man Menschen wahrzunehmen; man gab den Leuten Befehl, zur Rettung dieser Unglücklichen augenblicklich von dem Kahne Gebrauch zu machen, und es wurden alle Zimmer des großen Nebengebäudes geheizt und warme Speisen bereitet, sie zu erquicken.

Bald sammelten sich mehrere Gerettete, und die Erzählungen, die sie von dieser grausenvollen Nacht lieferten, erschütterten alle Gemüther. Man war nun fest überzeugt, daß ein bedeutender Deichbruch stattgefunden habe, und es war keine Aussicht, daß das Wasser sich

bald verlaufen konnte. Es mußten daher verständige Maßregeln getroffen werden, so viele Gäste auf längere Zeit zu bewirthen. Franz und Oskar schifften jetzt selbst mehrere Male zu den Häusern, und was nur geschehen konnte, geschah wirklich. Auch Frau von Steinfels und Ida ordneten umsichtig das plötzlich so vergrößerte Hauswesen, während Helene bei der Schwester blieb. Oskars Dienstpflicht rief ihn aber nun zur Stadt, da seine Leute seines Rathes vielleicht bedurften, und mit blutendem Herzen riß er sich los. Louise war auf einen Augenblick erwacht, und es war ihm ein großer Trost, ihr Auge ruhig und unumwölkt zu sehen. Er beschwor sie, sich ganz ruhig zu verhalten, und sagte ihr, daß seine Pflicht ihn auf kurze Zeit von ihr entferne.

„Folge ihr, mein Geliebter!“ sagte sie, „und erfülle sie ganz und gern, ich will unterdeß recht an Dich denken.“

„Lieber von mir träumen, Geliebte!“ sagte er, „versuche noch einmal ein wenig zu schlafen.“

Gehorsam legte sie das Köpfchen zum Schlafe in das Kissen zurück. Er hauchte einen leisen Kuß auf ihre Wange und eilte aus dem Zimmer. Franz, den er im Hofe traf, wiederholte seinem Freunde die Einladung an Mistreß Black und bat ihn dringend, zu ihr zu gehen und sie ihr zu überbringen, um im Fall ihrer Einwilligung gleich einen reitenden Boten zu senden,

damit Franz den Wagen zu ihrer Abholung zur Stadt schicke.

Im Städchen sah es freilich nicht gefährlich, aber doch höchst traurig aus; mehrere Straßen standen Fuß hoch unter Wasser, und ihre Bewohner waren auf die obern Etagen geflüchtet. Stephan hatte Mistreß Black und die Kinder nach dem goldenen Kalbe geholt, wo Oskar sie traf. Sie war sehr erschüttert, und Phöbe hatte ihr eben Tropfen eingegeben, als er sich melden ließ. Sie trat ihm indeß lebhaft entgegen und rief aus:

„Verzeihen Sie, daß ich von Stephans Aufdringlichkeit Gebrauch gemacht und Ihre Wohnung eingenommen habe, aber ich bin recht verlassen in diesem Augenblicke.“

Oskar suchte sie zu beruhigen und richtete die Einladung der Frau von Steinfels mit den artigsten Worten aus.

„Ach,“ sagte sie, „diese Familie scheint aus lauter Engeln zu bestehen. — Master Ottfried hat mir schon viel von ihr erzählt, und gewiß darf ich mich nicht bedenken, von einem so edlen Anerbieten Gebrauch zu machen, ich bin ja so unglücklich! Stephan soll mir nur meine Sachen aus dem Hause der Tante holen lassen, und dann, so bald ich darf, flüchte ich mit meinen Kindern unter einen so edlen Schutz.“

Oskar versprach ihr, das alles zu besorgen, und eilte nun zunächst seine Dienstpflichten zu erfüllen. Er hatte bald seine Leute und Pferde sämmtlich in die höher gelegene wasserfreie Gegend der Stadt umquartirt und seinen Reitknecht nach Freiburg hinausgesendet, den Wagen für die Creolinn zu besorgen. Ottfried übernahm es, für die Bestattung der Leiche zu sorgen. Sie war einstweilen in die obere Etage des Hauses gebracht und ward dort von ihrer treuen Marthe und der Todtenfrau bewacht, denen Stephan Baßmer die nöthigen Lebensmittel zuzusenden gelobte. Sämmtliche Sachen der schönen Dame ließ er in das goldne Kalb holen, von denen sie diejenigen auswählte, die sie mit nach Freiburg nehmen wollte, und endlich gegen Mittag traf der Wagen von dort ein. Oskar trieb, so viel es der Anstand erlaubte, zur Abfahrt, da er fast ohne Nachricht von Louisen war. Der zurückgekehrte Reitknecht bestellte: „das Fräulein habe etwas Fieber," und Oskar hatte Ottfried wieder hinausgesendet. Der Kutscher wußte nichts Neues zu sagen, da er immer auf dem Hofe zu thun gehabt. Als ein ächter Ritter verließ unser Freund aber die Dame nicht, die Franz seinem Schutze anvertraut; er hob sie in den Wagen und ritt neben demselben bis fast dicht vor Freiburg. Hier wendete er sich zu dem Schlage und sagte: „Ich eile jetzt voran, Sie zu melden, Mistreß Black!" und so sprengte er im Galopp

auf den Hof. Er traf dort ein unbeschreibliches Getümmel von Menschen, Vieh und Haushaltsgegenständen, die man hier her gerettet hatte. Franz und der Major waren beschäftigt, auf militairische Weise einige Ordnung in das Gewirre zu bringen.

Oskar warf sich vom Pferde und eilte zu Franz, der ihm entgegen rief:

„Ottfried ist sehr zufrieden mit dem Zustande unserer Kranken.“

„Gott segne Dich für diese Nachricht!“ rief Oskar, „sie giebt mir das Leben wieder. Empfange Du nur die Gäste,“ setzte er hinzu, „ich muß zu Louisen; Mistreß Black wird gleich hier sein.“

Im Vorzimmer traf er Frau von Steinfels und er beschwor sie, die unglückliche Fremde freundlich zu empfangen. „Franz verdient es,“ sagte er, „daß seine gütige Mutter seine Schützlinge nach seinem Wunsche aufnimmt.“

„Bisjetzt, mein lieber Oskar,“ sagte sie ein wenig empfindlich, „hat mein Sohn noch nie Gelegenheit gehabt, sich über seine Mutter zu beklagen.“

„Verzeihen Sie nur Ihrem jüngsten unverständigen Sohne,“ erwiederte Oskar heiter, „sein Schmerz um die kranke Freundinn seiner Seele macht ihn ganz verwirrt.“

„Gehen Sie zu ihr,“ sagte Frau von Steinfels gü-

tig, „sie sieht längst mit Sehnsucht auf die Thür, durch die Sie wieder eintreten sollen.“

„Ach, Sie Allergütigste!“ rief er, küßte ihre Hand und öffnete nun leise die Thür zur Krankenstube; allein kein Blick aus dem treuen Auge Louisens traf ihren Geliebten. Ottfried und Helene standen neben ihrem Lager, und die letztere schien in großer Angst zu sein. Louise hatte Fieber, ihre Wangen glänzten in Purpurröthe, ihre Augen blickten zerstreut umher, und sie phantasirte; doch beruhigte Ottfried gleich unsern erschrockenen Freund.

„Selbst das Fieber,“ sagte er, „tritt bei ihr sanft und bescheiden auf, und die traumhaften Gestalten, die an dieser ächt weiblichen Seele vorüberziehen, sind heiter und freundlich.“ Aber es schmerzte Oskar unbeschreiblich, sich nicht von ihr gekannt zu sehen, und er beschwor Ottfried, ihm zu sagen, wann dieser Zustand enden werde.

„Das läßt sich nicht bestimmen,“ erwiederte er, „doch ich bin bei einer noch genaueren Untersuchung der Hand zu der frohen Hoffnung gelangt, daß die traurige Befürchtung, die ich diese Nacht hatte, nicht eintreffen wird, und daß durchaus keine nahe Gefahr da ist.“

Oskar umarmte freudig den Doctor und bat ihn, einen werthvollen Ring, den er am Finger trug, als ein Andenken an diese Stunde, von ihm anzunehmen, und

Ottfried durfte durchaus dies Geschenk nicht ablehnen. Er erzählte nun, Mistreß Black treffe eben ein, und forderte Helene und Ida auf, sie mit zu empfangen, allein Beide waren zu beängstigt durch Louisens Zustand, daß sie dieselbe durchaus nicht verlassen wollten, und Ottfried eilte hinaus, um der Fremden als ihr ältester Bekannter nützlich zu sein.

Eben hatte Franz mit starkem Arme Mistreß Black aus dem Wagen über die unsaubere Treppe hinweg getragen und setzte sie ehrfurchtsvoll auf die Hausflur nieder, wo der Major sie empfing, ihr den Arm bot und sie in die Zimmer führte, die zu ihrer Aufnahme bereitet waren. Hier trat ihr Frau von Steinfels zwar nicht mit großer Wärme, aber doch freundlich und artig entgegen, und sagte, nachdem sie jene und auch die Kinder, die Ottfried hereinführte, bewillkommt hatte:

„Mistreß Black, Sie werden hier ungestört, wiewohl fürs erste ein wenig still wohnen; Ihr Mädchen wird meine Haushälterinn unterrichten, wie und wann Sie zu speisen wünschen. Leider ist mein Haus durch das Unglück dieser Nacht in großer Verwirrung, und die Sorge für das Leben eines geliebten Kindes macht mich unfähig und hält meine Töchter zurück, Ihnen tröstend zur Seite zu stehen; allein wir wollen hoffen, daß sich bald alles bessert, und daß wir Ihnen dann mehr sein können.“

Die arme Inez ergriff leidenschaftlich die Hand der Frau von Steinfels, drückte sie an ihr Herz und sagte:

„Ich bin ohne Eltern, ohne Heimath, ohne Beschützer, bin verlassen und traurig, ich habe keinen Wunsch mehr auf Erden, als nur einen Zufluchtsort, wo meine Kinder vor Gefahr geschützt sind. Und wie schön ist er hier gefunden! O ich danke! ich danke!“

Frau von Steinfels sah nun die beiden kleinen Kinder, die so freundlich lächelten, und den Master George, der mit so viel Ruhe und Stolz dastand, an; und wie gewöhnlich das Herz der Frauen, so schlug auch das ihrige voller Theilnahme für Kinder überhaupt, und nun erst für diese! Sie mußte sich selbst gestehen, nie reizendere Geschöpfe gesehen zu haben. Sie trat zu den beiden Kleinen, die sich jetzt an die eben eingetretene Phöbe schmiegten, streichelte sie liebreich und sagte:

„Nun wartet nur, Ihr kleinen Schelme, gleich sollt Ihr etwas zu naschen haben.“

Dann betrachtete sie George aufmerksam, reichte ihm die Hand und sagte:

„Du bist ein braves Kind, der Doctor Ottfried rühmt Dich recht; hast Du denn schon ausgeschlafen?“

„Ich bin nicht müde,“ antwortete er kurz. „Nun,“ fuhr Frau von Steinfels zu Inez fort, „machen Sie es Sich und den lieben Kleinen recht bequem, Sie sollen von Niemand gestört werden.“ Mit diesen Wor-

ten verließ sie das Zimmer, indem sie Phöben, die sie freilich nicht recht verstand, noch einmal befahl, alle Bedürfnisse für die Familie von der Haushälterinn zu fordern.

Der Tag verging nun unter den mannichfaltigsten Sorgen. Louise lag noch immer im Fieber, und ihre glühenden Hände fühlten nicht die Thränen, die ihr Geliebter darauf herabströmen ließ. Ottfried ritt wieder zur Stadt, und versprach am Abend zurück zu kommen. Ehe er aber fort ritt, nahm er Oskar allein und befragte ihn, wie er es angefangen, Louisen in eine Art Somnambulismus zu versetzen, und dieser erwiederte, es sei ihm ganz unbewußt geschehen.

„Es hatten sich," erzählte er, „einige kleine Löckchen ihres Haares hervorgedrängt, die ihr umbequem zu werden schienen, und da ich nun ihre gesunde Hand in der meinigen gefangen hielt, so versuchte sie, durch eine Bewegung des Hauptes die Zudringlichen aus dem Gesichte zu vertreiben. Kaum sah ich dies, als ich bemüht war, sie unter das Häubchen zurückzuschieben, während ich in dem Gespräche fortfuhr, welches ich eben mit Louisen hatte. Aber immer und immer drängten sich noch einzelne Haare hervor und ich strich und strich leise über ihre Lilienstirne hin, um sie alle unterzubringen. Es blieb mir dann wohl wieder eins an den Fingern hängen, das ich auf diese Weise selbst wieder her=

vorzog; und, Doctor, ich will es Ihnen nur gestehen, mir machte dieses Spiel ein unendliches Vergnügen, weil Louise mich so dankbar dabei ansah, und es kann leicht sein, daß ich es noch ein wenig länger fortsetzte, als nöthig war. Endlich fielen ihre Augenlieder zu, und ich hatte sie eben noch gefragt, wie sie nur bis zur Brücke gekommen sei. Sie blieb mir einige Augenblicke die Antwort schuldig, und ich glaubte, sie sei eingeschlafen, da aber gab sie mir auf einmal mit einer süßflisternden Stimme, wie Sie sie nachher hörten, die Antwort auf meine Frage. Ich begann nun ein himmlisches Gespräch mit ihr, das Sie so grausam unterbrachen, denn zum ersten Male erschloß sich dies jungfräuliche Herz mir ganz und gar. Aber Sie haben mir dies unschätzbare Gut erhalten, und deshalb verzeihe ich Ihnen, daß Sie die seligste Stunde meines Lebens abkürzten.“

„Nun,“ sagte Ottfried, „es ist gnädig alle Gefahr an dem edlen Fräulein vorübergegangen; aber sagen Sie ihr nie etwas von diesem Gespräche.“

„Warum nicht?“ fragte Oskar. „Sie wird es nicht bereuen, daß sie mir bewußtlos die Tiefen ihres Herzens erschlossen, nur jungfräuliche Scheu hielt sie bisjetzt davon zurück, wie sich die Rosenknospe lange wehrt, ehe der Zephyr in ihr Inneres blicken darf. O, mein Freund, welch' ein Herz hat sich mir zu eigen gegeben!“

„Es ist ein Juwel!“ sagte Ottfried ernst, „aber be-

denken Sie, daß eine große Gluth selbst Edelsteine zersetzt, darum begnügen Sie Sich mit dem reinen Feuer, in welchem er leuchtet, und verlangen Sie nicht von dem Diamant, daß er in der dunkeln Gluth des Rubins strahle.“

Oskar verstand den Doctor nicht ganz, doch fragte er: „Glauben Sie, daß es Louisen beschämen würde, wenn ich ihr sagte, auf welche Weise ich mir endlich Kenntniß von dem ganzen Umfange ihrer Liebe zu verschaffen gesucht?“

„Gewiß,“ erwiederte Ottfried, „und nun verstehen wir uns, und Sie werden jetzt selbst nicht daran denken, die Röthe der Schaam auf eine Wange zu rufen, die nicht dafür geschaffen ist.“

„O,“ sagte Oskar heiter, „Sie sind ein Schwärmer! Dies verschämte Erröthen ziert Louisen oft, und ich sehe sie mit Entzücken so.“

„Aber,“ sagte Ottfried, „Sie sind hier im Unrecht; Sie haben mit List das süße Geheimniß dieser jungfräulichen Brust entlockt, und die Röthe, die auf Louisens Wangen bei Ihrem Geständnisse kommen würde, möchte mehr Ihrer kleinen Unredlichkeit gelten. Also nicht wahr, Sie schweigen?“

Oskar konnte sich eines kleinen Lächelns nicht enthalten, er gab indeß dem Doctor die Hand darauf, nichts zu verrathen. „Nur,“ setzte er hinzu, „stellen

Sie sie bald wieder her, damit ich das Glück, dessen ganzen Umfang ich erst jetzt kennen gelernt, bald an ihrer Seite genießen kann.“

Endlich hatte Franz alles für seine Schützlinge besorgt, und erklärte den Seinen, daß er am andern Morgen abreisen müsse; einen Augenblick indeß wollte er Mistreß Black noch sehen, und schon war der Abend hereingebrochen, als er den Major bat, sich mit ihm bei ihr anmelden zu lassen. Sie wurden angenommen, und fanden die schöne Mutter, von ihren Kleinen umringt, am Theetische.

Sie erhob sich sogleich, trat den Freunden mit einem edlen Anstande entgegen und sprach in lebhaften Worten ihren Dank für den Schutz aus, den sie in diesem gastfreundlichen Hause gerade in dem Augenblicke gefunden, wo sie den Kelch des Leidens, der ihr vom Schicksal bestimmt gewesen, endlich bis auf die Hefen geleert habe. Der Major trat zu den Kindern, und Franz sagte ihr, daß er morgen früh von hier gehe. Sie schrack sichtlich zusammen, näherte sich ihm wie unwillkürlich und ergriff seine Hand, die sie, wie vorhin die seiner Mutter, an ihr Herz drückte.

„O,“ sagte sie dann und ihre Augen strahlten, „Sie sind mein Schutzgeist geworden, ich fühle es hier. Alle die andern edlen Menschen, die sich meiner annehmen,

sie sind gut und freundlich, aber wie die Sonne dieser kalten Nebelländer. Sie nur haben ein warmes Herz für mich und meine Kinder, und nur Ihnen bleibt Inez ewig verpflichtet.“

Franz betrachtete mit Entzücken die schöne Frau, deren Worte aber, so schmeichelhaft sie für ihn klangen, dennoch keinen ganz glücklichen Eindruck auf ihn machten; wenigstens antwortete er mit mehr Kälte, als diese leidenschaftliche Anrede der Creolinn zu verdienen schien:

„Glauben Sie gewiß, Mistreß Black, alle die Meinigen nehmen den wärmsten Antheil an ihrem Geschick, und hier der Major wird Ihnen ein Freund und Rathgeber sein, vertrauen Sie ihm ganz, er ist ein Ehrenmann. Aber,“ fuhr er fort, „es steht im Hause meiner Mutter in diesem Augenblicke nichts an seinem Platze; das große Unglück, welches die Gegend getroffen hat, und die Besorgniß um meine Schwester“ — —

„Ach ja, ich weiß durch Master Ottfried,“ fiel Mistreß Black ihm lebhaft in die Rede; „Ihre Schwester, sie ist ein Engel, aber sie wird besser werden, Ottfried sagt es.“

„Wir hoffen es,“ erwiederte Franz, „und sobald sich die Sorge um sie gemindert hat, so werden auch Sie, Mistreß Black, das Wohlwollen und die Achtung der Meinigen empfinden. Niemand ist ja so sehr berechtigt, sie von allen Seiten zu empfangen, als Sie, theure Frau!“

„O, ich bin jetzt schon so glücklich, nur hier in diesen lichten Räumen weilen zu dürfen,“ erwiederte sie. „Im Hause meiner Tante war es so dunkel, und sie selbst war alt und bekümmert; aber so lange sie lebte, war ihr mein Leben geweiht, doch als sie starb, da sehnte ich mich gleich fort aus dem Leichenhause. Ach, Leichen sind mir furchtbar! Ich habe den Tod in so grausenhafter Gestalt gesehen, und nun — o, ich werde es nie vergessen, auf die grausenhaftesten Stunden folgten die schönsten, ich bin wieder unter Menschen, unter Freunden. Komm, George,“ sagte sie zu diesem, „gieb unsern Freunden es zu erkennen, daß Du fühlst, wie viel Güte sie Deiner Mutter und Deinen Geschwistern erweisen.“

Der Knabe hatte hoch aufgerichtet in der Nähe seiner Mutter gestanden und durch keine Miene seine Gefühle verrathen. Nur als sie Steinfels Hand ergriff und an ihr Herz drückte, blickte er finster und gespannt auf den jungen Offizier; doch augenscheinlich beruhigte ihn das zurückhaltende Benehmen des Letztern, und er sagte jetzt zwar kalt, aber höflich:

„Ich danke Ihnen, Sir, daß Sie gut für meine Mutter und William und Jenny sind.“ Gegen den Major, dem er den Transport bis an die Thüre noch nicht mochte vergessen haben, verbeugte er sich stumm. Mistreß Black fuhr unterdessen fort zu reden:

„In dieser Nacht hat es mein George eingesehen,

daß seine Mutter nicht an seiner Hülfe genug hat.“ Der Knabe erröthete im Gefühle seiner Ohnmacht, oder der wenigen Schonung, mit der die Mutter sie preis gab, doch schwieg er. William und die kleine Jenny, die sich erst an den Major gehängt hatten, kamen jetzt auch auf den Wink der Mutter herbei. Franz liebkos'te sie und sagte, er freue sich des Augenblicks, da seine Schwester Louise, die eine große Kinderfreundinn sei, die Kleinen werde bei sich sehen dürfen.“

„Ich werde sie ihr mit eben so viel Freude zuführen,“ sagte Mistreß Black, „so bald ich darf, denn sie ist ein Engel, sagt Master Ottfried, und ich kenne deren noch so wenige.“

Es schien Franz, als ob der schöne Gast des Hauses noch immer in fieberhafter Aufregung sei, was bei den letzten Ereignissen, die sie erlebt hatte, nicht auffallend war; er nahm daher bald Abschied, damit Mistreß Black zur Ruhe komme. Ihre Augen sprachen während seiner Worte mit einem melancholischen Ausdrucke zu ihm. Er sah, wie sie erbebte, und es war ihm selbst, als sei er der Schutzgeist dieses verlassenen und ach! so unbeschreiblich schönen Wesens und dürfe sie nicht verlassen; da drückte er schnell ihre Hand an seine Lippen und eilte zur Thür hinaus.

„O, welch' ein Mann!“ sagte sie zu dem noch weilenden Major. „So dachte ich mir den Deutschen, den

Nordländer in seiner edelsten Gestalt. Mein armer William, ach er war gut und schön, liebevoll und treu, aber er war auch mißtrauisch und quälte seine Inez oft, und Major, der Argwohn ist eine Giftpflanze, es ist der Upas, in dessen Nähe alles verdorrt und stirbt, selbst die Liebe. — Sie haben eine Braut, ist sie schön?" fragte sie plötzlich.

"Meine Helene ist sehr schön," erwiederte der Major mit einigem Stolze.

"O, arme Helene!" sagte sie, "Du wirst viel zu leiden haben."

"Gewiß nicht," sagte der Major; "Fräulein von Steinfels ist zu tugendhaft, als daß bei irgend Jemand, am wenigsten in meinem Herzen je ein Gedanke aufkommen könnte, der sie beleidigte."

"Mistreß Black biß sich ein wenig auf die Lippen, und eine leichte Röthe, aber nur wie ein Schatten, flog über ihr marmorbleiches Gesicht, allein sie faßte sich sogleich und sagte: "Wohl ihr, wenn Sie ihr immer vertrauen; nicht allen Frauen, die schön und lebenslustig sind, wird ein so glückliches Loos!"

Der Major stand jetzt auch auf, um Abschied zu nehmen. Er erkundigte sich nach ihren Wünschen, versicherte sie seiner Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, und empfahl sich dann mit der ruhigen Würde, die ihm eigen war.

In den nächsten achtundvierzig Stunden trat in Louisens Zustand wenig Veränderung ein. Zuweilen gewann die Vernunft einen kurzen Sieg über das Fieber, und in einem solchen Augenblicke nahm Franz von ihr Abschied. Oskar hatte sie darauf vorbereitet, und sie fügte sich sanft und geduldig in Alles, von dessen Unabänderlichkeit er sie überzeugte. Aus seiner Hand nahm sie ihre Arzenei, auch wenn sie in den Flammen des Fiebers lag uud ihn nicht erkannte. Seine Stimme schien ihr immer lieb und bekannt zu sein; denn wenn er abwesend war, und sie phantasirte wieder, so wollte sie durchaus keine Arzenei nehmen. Nur wenn er ihr zuredete, dann horchte sie, als ob sie ganz in der Entfernung liebliche Töne vernähme; sie ließ sich dann von ihm aufrichten und nahm zerstreut Alles an, was er ihr reichte.

Als Franz wegfuhr, setzte sich Oskar zu ihm in den Wagen, um ihn eine Strecke weit zu begleiten, und hier gestand Steinfels seinem Freunde, daß er für Mistreß Black die höchste Leidenschaft empfinde. „Ich fühle,“ sagte er, „es ist gut, daß ich mich von ihr trenne; aber ich kenne kein Glück und keinen Himmel mehr für mich, den sie nicht theilt.“

Oskar war auf das Höchste erschrocken, denn er kannte die Festigkeit der Gefühle seines Schwagers, und er sah die Kämpfe voraus, die er würde zu bestehen haben,

wenn er je an eine Verbindung mit dieser Frau denken sollte.

„Aber," sagte er, „wie konnte diese Liebe so plötzlich entstehen? Du kennst sie ja fast gar nicht!"

„Was bedarf es da einer langen Bekanntschaft," sagte Franz. „So wie ich sie sah, gab ich mich ihr zu eigen. Wer mit einem noch ungefesselten Herzen in die tiefe Nacht dieser Augen blickt, der wird mit dem armen William sagen: „„Es giebt einen Himmel, in welchem eine Stunde lang glücklich gewesen zu sein, für ein ganzes jämmerliches Leben entschädigt.""

„Mein lieber Franz!" sagte Oskar, „der arme William mag wohl schwerlich in den letzten Tagen seines Lebens noch so gesprochen haben; doch, dem sei wie ihm wolle, mir ist nicht bange um Dich, Du wirst immer bedenken, daß Du eine Mutter hast, der Du Dein Leben, Dein Glück und, laß es mich sagen, Deine Ehre aufrecht zu erhalten schuldig bist. Du wirst an Deine Schwestern, an mich, an alle Deine Freunde denken, die mit Stolz zu Dir aufblicken, und keine unüberlegte Wahl treffen. Daher wird Deine Mutter jede, die Du mit voller Überzeugung triffst, segnen, und sie wird auch uns Allen willkommen sein. Darum reise nur getrost weiter; neun Monate, die zwischen unserm Wiedersehen liegen, werden Dir und uns Aufklärung bringen, und ich hoffe, wir sehen uns froh und glücklich wieder."

„Sage mir nichts mehr von allen diesen Bedenklichkeiten,“ sagte Steinfels, „aber versprich mir, daß Du mir oft und ausführlich schreiben willst, und dann, — — — ja dann, wenn Du sie näher kennst, sage mir, was Du von ihr hältst. Im Herbste,“ setzte er dann sich selbst beruhigend hinzu, „lerne ich sie in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit kennen, ich bewerbe mich um ihre Liebe, und wenn sie mir zu Theil würde! — dann nehme ich gleich meinen Abschied und bleibe auf meinem lieben Freiburg, ein freier, glücklicher Mann. Es hat Raum für uns Alle, und wir werden ein himmlisches Leben führen. — Und den Burschen, den George, den halte Du streng, oder versuche sie zu bewegen, daß sie ihn von Haus giebt. Ich könnte ihn ja in B.. in Pension bringen; — schreibe wir doch gleich darüber.“

Noch immer fiel ihm etwas ein, was Oskar für Inez besorgen sollte; selbst an das Bild des Verstorbenen dachte er und wünschte, daß man es heimlich kommen und in dem kleinen Bücher-Cabinette aufhängen lasse, welches an das Wohnzimmer von Mistreß Black stieß. „Hier,“ sagte er, „soll sie es nicht haben, es weckt ja nur schmerzliche Rückerinnerungen bei ihr und gräßliche bei dem George; aber in dem Cabinett mit den dunkeln Wänden, da ist es an seiner Stelle.“

Endlich riß sich Oskar mit Gewalt von seinem armen

Freunde los, indem er ihm die treue Besorgung aller Aufträge versprach.

Die Leute aus den überschwemmten Gegenden waren nun sämmtlich in den verschont gebliebenen Wohnungen der Nachbarschaft untergebracht. Erst nach und nach erfuhr man den ganzen Umfang des Unglücks. Er war grenzenlos; doch überall im ganzen Lande und darüber hinaus offenbarte sich die menschenfreundlichste Theilnahme und Wohlthätigkeit. Es kamen von allen Seiten ansehnliche Unterstützungen herbei, und für manche Familie ging aus der Nacht dieses augenblicklichen Elends die Morgenröthe einer bessern Zukunft auf, indem sie mehr Eigenthum wieder erhielt, als sie je besessen hatte.

Die Gewässer verliefen sich endlich, und Jeder suchte noch so viel von seinem Eigenthum zu retten, als möglich war, und nur der Verlust einzelner Familienmitglieder blieb zuletzt das Schmerzliche, für das es keinen Ersatz gab. Man erzählte sich manche schreckliche Fälle dieser Art, von denen zwei der traurigsten sich in den Familien zutrugen, die gewissermaßen zu Freiburg gehörten, und deren übriggebliebene Mitglieder Schutz, Trost und Hülfe dort fanden, so viel Menschen ihnen geben konnten.“

Ein junges Ehepaar besaß seit einigen Monaten ein kleines, liebes Kind, das die Freude der glücklichen Eltern täglich durch Wachsthum und zunehmende Lieblichkeit erhöhte. Am Abend vor der Sturmfluth hielt die junge Mutter das Knäbchen entzückt auf ihrem Schooße; es wachte und sah bald sie, bald den Vater an, der mit ihm tändelte. Mit dem Vorurtheile, das bei Eltern so gewöhnlich, so verzeihlich ist, gestanden sie sich, es könne doch kein schöneres, klügeres Kind geben, als eben dies, was Ihnen angehörte. Sie dachten an keine Gefahr für ihr Häuschen, das ziemlich hoch lag, und wohin nie Wasser gekommen war.

„Ach," sagte die junge Frau, als es so stürmte, und die Kanonen so schnell hinter einander feuerten, „die armen, armen Menschen, die jetzt nicht sicher gegen Wassersnoth sind, und nun vielleicht auch so ein kleines Kind haben und damit nach dem kalten Boden flüchten müssen!"

„Es muß gräßlich sein!" sagte der Mann. „Du hast es gut, Du kleiner Schelm!" fügte er hinzu und klopfte die rothen Bäckchen des Kleinen, das an der Mutterbrust lag. Dann umfaßte er das blühende Weib und sagte: „Marie, wenn uns ein solches Unglück beträfe, so würde ich nur gleich das Hänschen in ein Kissen wickeln und mit ihm auf den Boden laufen. Du rafftest schnell etwas Zeug für ihn zusammen und etwas

für uns, wenn es ginge, und kämst mir nach, und dann möchte das Andre wegtreiben."

"Gottlob!" sagte die Frau, "daß wir sicher sind, aber wenn es wäre, Johann, dann sollte Niemand das Kind retten, als ich; eine Mutter läßt eher von ihrem Leben, als von ihrem Kinde, wenn es in Gefahr ist. Ich liefe gleich mit ihm die Leiter hinauf, und Du müßtest doch noch das Vieh und sonst etwas zu bergen suchen."

"Aber Gott sei Dank," sagte der Mann hochaufathmend, "wir brauchen das nicht zu fürchten." In dieser Überzeugung und im vollen Gefühle ihres reinen unbedrohten Glückes suchte das junge Paar das nächtliche Lager auf. Auf einmal erwachte die Frau von einem seltsamen Geräusche im Zimmer; sie richtete sich im Bette auf, horchte und "Herr Jesus!" schrie sie, "Johann! Johann! hier ist Wasser in der Stube."

Der Mann fuhr höchst erschreckt in die Höhe, zum Bette hinaus und sprang mit beiden Füßen in das Wasser hinein, das ihm schon bis an die Knöchel reichte. "Steh auf, Marie!" schrie er, "und rette das Kind!" Sie warf sich selbst in die nothdürftigsten Kleider und wickelte den kleinen Schatz in beide Kopfkissen, die sie mit dem langen Handtuche zusammen band. Sie fühlte nach dem Gesichte des kleinen schlafenden Knaben, ob er auch athmen könne, und eilte nun mit ihm die steile Leiter des Bodens hinauf. Auf der Diele stand das

Wasser schon höher; ihre Röcke waren unten voll Wasser gekommen, und als sie die Leiter hinankletterte, trat sie oft darauf, allein sie hielt krampfhaft mit dem einen Arme das Kind, mit der andern Hand sich selbst an der Leiter fest und rief dabei unaufhörlich dem Manne zu, was er zunächst retten möge und auf den Boden bringen, ehe das Wasser höher stiege. Er erkletterte mehrere Male die Leiter und immer fragte er: „Schläft unser Hänschen noch?"

Die Frau hielt die Kissen mit dem Kinde an ihre Brust gedrückt, und sagte: „Es ist nicht einmal aufgewacht; aber das arme Vieh! wie brüllt es jämmerlich! und wir können ihm nicht helfen," jammerte sie.

Jetzt hatte das Wasser eine Wand eingedrückt und stürzte nun mit unaufhaltsamer Gewalt in das Haus. Es ging dem Manne jetzt schon bis an die Hüfte, und er flüchtete sich eilig die Leiter hinauf. Es war aber stockfinster da oben, denn die Lampe, die der Mann gleich Anfangs angezündet und an einen Pfosten der Diele aufgehängt hatte, verlöschte der Sturm, als die Wand einstürzte. Die Frau beschwor ihn nun, die nasse Kleidung abzulegen und sich trocken anzuziehen, und freute sich, daß sie ihn verständig an Alles erinnert habe, was zunächst nöthig sei. Sie ging noch immer, die Kissen krampfhaft an sich gedrückt, in dem kleinen Raume, der frei von Sachen war, auf und nieder, um

sich zu erwärmen und das Kind im Schlafe zu erhalten.

„So," sagte der Mann, „jetzt bin ich wieder trocken; nun gieb mir das Hänschen, und zieh Dir trockne Strümpfe an." Sie ging vorsichtig zu ihm und sagte: „Da nimm ihn, und schüttle ihn nur immer leise, damit er nicht aufwacht." Er nahm ihr die festbewickelten Kissen ab, und sie wollte nach den Strümpfen suchen, da schrie er plötzlich auf:

„Herr Gott! Marie! das Kind ist nicht in den Kissen!"

Sie fühlte hinein, es war nicht da — — — Wie wahnsinnig schrie sie: „Du hast es fallen lassen!" Sie suchten umher, schrien: „Hänschen! Hänschen!" aber Alles blieb still. Sie glaubte, es könne vielleicht auf dem Heu in der Nähe liegen, wo sie sich einen Augenblick niedergesetzt hatte, aber sie wagten sich nicht aus der Stelle, aus Furcht es zu treten. Allein als der Morgen kam, war das kleine Geschöpf nirgends zu finden, und die unglückliche Mutter mußte es bei dem beschwerlichen Hinaufsteigen auf die Leiter verloren haben. Die Steifheit der Kissen, das Toben und Rasen der Elemente, die furchtbare Angst der armen Frau, alles dies hatte sie ihren Verlust nicht bemerken lassen. Jetzt stand das Wasser drei Ellen hoch im Hause, es trieb durch eingestürzte Wände, und von dem Kinde fand sich nie eine Spur wieder.

In einem andern Hause, welches oft bei hohem Wasserstande in Gefahr gerieth, lebte ein alter Mann mit seiner Schwiegertochter und fünf Enkelsöhnen, von denen der älteste zwölf, der jüngste zwei Jahr alt war. Sein Sohn war Matrose und eben zur See, und der Alte versah bei schon hohen Jahren die Geschäfte des Hausvaters. Er war ein durch seine Frömmigkeit vielbekannter Mann, und wenn ihm und den Seinigen Hülfe Noth war, so eilten von nah und fern die Freunde herbei, ihnen zu helfen. Als der Sturm aus Nordwest so anhaltend blies, traf er verständig Anstalt, die entbehrlichen Sachen auf den Boden des Hauses zu bringen, und er und die Tochter sorgten, daß die Familie dort auf den Fall der Noth auf einige Tage mit Lebensmitteln versorgt waren. Die Kinder wurden angekleidet am Abend in das Bette gelegt, um gleich flüchten zu können, wenn der furchtbare Feind über sie herein fallen sollte, und so erwarteten sie gottergeben ihr Schicksal.

Die grausenvolle Nacht der Sturmfluth brach an, und die Familie flüchtete sich auf den Boden.

„Großer, allmächtiger Gott!“ sagte der alte Vater, „wie stürmt es! wenn der Deich es nur abhält!“

Man hörte endlich die Wellen sich an den Wänden des Hauses brechen und die Frau schrie auf: „Gewiß ist der Deich gebrochen.“

„Dann erbarme sich Gott unser,“ sagte der Alte, „dann kommt uns das Wasser auf den Boden.“

Die Kinder jammerten laut, der Sturm heulte, die Kanonen donnerten unaufhörlich, und zuletzt bebte noch gar die Erde und das Haus mit ihr. Die Mutter hatte den jüngsten Knaben an der Hand und versuchte ihn zu beruhigen. Sie ging mit ihm an die Öffnung des Bodens und schrie jetzt plötzlich auf: „Das Wasser spritzt mir eben bis in das Gesicht hinauf.“

Der Alte trat nun, mit der Lampe hinunterleuchtend hinzu und sagte: „Ja, es steht beinah bis an den Boden. Steigt auf das Heu, ihr Kinder, und nehmt das Brod mit hinauf.“

Die Knaben thaten, wie er befahl, und der Alte schleppte selbst mit zitternden Armen die Sachen nach dieser Erhöhung hin. Die Mutter trug Betten an die höchste Stelle, legte den zweijährigen weinenden Liebling darauf und holte die schon zum Theil von dem schnell wachsenden Wasser durchnäßten Sachen herbei. Bald glaubten sie sich hier geborgen; allein das Heu begann zu treiben und auseinander zu schwimmen, und der Alte stieg durch eine Öffnung im Dache auf dasselbe hinaus, indem er den Seinigen zurief, ihm hier her zu folgen. Es war ein Strohdach und oben ziemlich platt; allein die Dunkelheit machte diesen Rettungsversuch an und für sich schon sehr gefahrvoll; aber die Todesangst läßt

nach dem Strohhalme greifen. Der alte schwache Mann saß reitend auf dem Dache, seinen einen Arm um das Kreuz des Giebels geschlungen und mit dem andern den kleinsten Knaben haltend, den ihm die Mutter in Todesangst zureichte. Sie selbst folgte jetzt, setzte sich hinter dem Alten und zog die Kinder nach und nach zu sich herauf auf diese grausenhafte Höhe. Der älteste Knabe war der letzte, und sie hielten sich einer an dem andern. Als sie fest saßen, dankte der Alte Gott, daß alles so gut gegangen war bisher, und er reichte der Mutter den kleinen weinenden Knaben, die ihn vor sich an ihre Brust nahm und ihn zärtlich zu beschwichtigen versuchte. Aber wer malt das Entsetzen, welches die Armen ergriff, als sie sich auch hier von den umbrausenden Wellen besprützt fühlten. Sie hörten das Brüllen des sterbenden Viehes, und wie sich eine Stelle des Daches nach der andern öffnete und den sturmdonnernden Wasserströmen die Bahn durch das Haus erleichterte.

„Haltet Euch nur fest, Kinder!“ sagte der Alte, „wenn es Morgen ist, da werden uns Menschen zu Hülfe kommen.“

Der schwächer weinende Kleine sagte: „Ich will schlafen, ich bin müde.“

„Lege Deinen Kopf an mich an,“ sagte die Mutter, und das Kind senkte das Köpfchen an ihre Brust und bald sagte sie mitleidig: „Ach Gott, er schläft wirklich

ein!“ Denn er hing ihr schwer in dem Arme. Sie hielt ihn mit dem von Kälte und der Nässe der andringenden Schaumwellen erstarrten Arme krampfhaft fest und sagte nur: „O, wie kalt ist der arme Schelm, wie Eis ist sein Kopf.“

Der Großvater betete jetzt laut: „Meine Augen sehen stets zu dem Herrn, denn er wird meinen Fuß aus dem Netz ziehen; die Angst meines Herzens ist groß, führe mich aus meinen Nöthen. Sieh an, Herr, meinen Jammer und Elend.“

Da schrie der älteste Knabe: „Weg! weg du Bösewicht! Du reißst mich in das Wasser!“

„Mit wem sprichst Du, mein Sohn?“ fragte die Mutter.

„Es sitzt einer hinter mir und will mich vom Dache werfen!“ schrie der Knabe.

„Kind,“ rief die Mutter, „es ist der Sturm, halte Dich nur fest, bald kommt der Morgen.“

Wieder betete der Großvater: „Verbirg Dein Antlitz nicht vor mir und verstoße mich nicht in Deinem Zorn, denn Du bist meine Hülfe!“

Da schrie der Knabe entsetzt: „Er läßt mich nicht, der Sturm, ich soll hinunter in das Wasser!“

„Halte aus, mein Sohn!“ flehte die Mutter, „Er darf Dir nichts thun, wenn Du stark bleibst.“

Und der Großvater rief ihm mit den Worten Davids zu: „Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt, und

harre des Herrn, er verläßt den Frommen nicht!" Die Brüder flehten und baten: „Halte Dich fest an uns." Aber die Kälte, die nassen, jetzt mit Eis bedeckten, Füße, die erstarrten Hände und der furchtbare Feind im Rücken, sie waren mächtiger als die Bitten, das Flehen der Liebe. Den armen Knaben verließ die Kraft sich zu halten, mit einem dumpfen Schrei stürzte er in das nahe Grab, und sein Fall schlug nasse Wellen zu den Brüdern hinauf. Die Mutter gerieth, als sie den ältesten starken Knaben versinken hörte, in fast wahnsinnige Verzweiflung und strömte das schmerzlich erregte Muttergefühl in frevelnde Worte aus; aber der Alte rief: „Stehe ab von Deinem Zorn und laß den Grimm, erzürne Dich nicht, daß Du übel thust, denn die Bösen werden ausgerottet, die aber des Herrn harren, die werden das Land erben."

Aber die unglückliche Frau lästerte Gott und sprach: „Er gedenkt nicht unser! Hat er nicht meinen wackern Martin fallen lassen? Gott sieht uns nicht, er hört uns nicht, noch Euer Beten. O, er sagt wohl: Rufe mich an in der Noth, so will ich Dich erretten; aber er kommt nicht, und der Morgen kommt nicht, und ich soll untergehn mit allen meinen Kindern. Ach, und sie sind so unschuldig, was haben sie gethan, daß sie einen solchen Tod verdienen, und was habe ich verbrochen, daß Gott mich so straft und ängstet?"

Der Großvater aber sprach: „Ich habe mir vorgesetzt, daß ich mich hüte, nicht mit meiner Zunge zu sündigen; ich will meinen Mund zäumen, weil ich den Gottlosen muß also vor mir sehen.“

„Mutter, liebe Mutter!“ rief der zweite Knabe, „ich kann mich nicht mehr halten, meine Hände sind ganz von Stein, ich falle.“

Und im selben Augenblicke zischte die Fluth über ihn zusammen. Jetzt war die Mutter still und drückte nur fester den Liebling, den eiskalten Jüngstgebornen an ihr Herz und flisterte ihm liebevolle Worte zu:

„Dir kann der Feind nicht ankommen,“ sagte sie, „Deine Mutter schützt Dich mit ihrem Leibe.“

Der Großvater aber betete noch mit bebender Stimme: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde, wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt man nicht mehr. Die Gnade des Herrn aber währet ewiglich über die, so ihn fürchten.“

Ein dumpfer Schall unterbrach sein Gebet; auch der dritte Sohn sank in die Fluthen. Nur noch zwei Ellen weit war das Grab von der unglücklichen Familie entfernt. Das Grausen um sie her und der Schmerz um die darin vorangegangenen Knaben hielt sie endlich in stummem Erstarren noch an einander. Die Frau jammerte nicht mehr, fühlte sie doch noch den vierten

Sohn sich an den Falten ihres Gewandes anklammern, und hielt sie doch noch den schlafenden Liebling in ihren Armen. Endlich aber fing sie sogar an, den Alten zu preisen, daß er so fromm sei.

„Darum," sagte sie, „behalte ich doch noch die Beiden für den Vater zurück. O wenn er zurück käme und ich hätte die Kinder nicht mehr! Decke Dich mit meinem Rocke zu, Tom!" rief sie dem fünfjährigen zu. Aber nicht lange mehr widerstand der Arme dem wüthenden Sturme, und er folgte den Brüdern, ohne einen Laut von sich zu geben.

Doch wir wollen diese Jammerscene beenden; der Morgen kam endlich, und ringsum sahen sich die Armen vom Wasser umgeben. Der Alte rief: „Sieh, meine Tochter, das ist die Sündfluth!" Dennoch hielt ihn sein Glaube aufrecht, und er harrte des Herrn. Die unglückliche Mutter hob jetzt das Köpfchen des schlafenden Knaben auf, sie sah ihm in das sonst so blühende Gesicht: es war bleich wie der Tod, die Augen waren offen und starr, sie schüttelte das Kind mit unnennbarer Angst und rief: „Wach auf! wach auf! der Morgen ist da! Aber es war todt."

„Gute Nacht, Vater!" rief sie, „grüßt Euren Sohn, ich will mit seinen Kindern schlafen gehen!" Mit diesen Worten sank sie hinab in das weite Grab. —

Der unglückliche Alte mußte noch bis zum Nach-

mittage auf seinem schauderhaften Sitze ausharren, da fanden ihn endlich Menschen; allein sein namenloses Elend hatte seinen Lebensfaden tief eingeschnitten, und nachdem er die Begebenheit jener Nacht, wie er sie erfahren, mitgetheilt, legte er sein müdes Haupt zur Ruhe, auch noch in dieser Stunde Gott preisend *).

Louise hatte das Fieber überwunden, allein sie war noch schwach, und ihr Freund drang darauf, daß sie mit jedem Geräusch und jeder Aufregung verschont blieb; so hatte man denn noch immer Mistreß Black nicht in den Familienkreis eingeführt. Oskar gab ihr mitunter einen flüchtigen Besuch, auch Frau von Steinfels; allein die lebhafte Creolinn hatte sich mehr Aufmerksamkeit von den Bewohnern des Hauses versprochen, obgleich man ihr aus der Ferne manche freundliche erwies, und sie sprach sich darüber gegen Ottfried, der sie täglich besuchte, unverholen aus. Der junge Arzt hatte mit dem Advokaten Palow die Beerdigung der alten Mamsell Eddelbüttel übernommen. Sie war nach den Willen der Mistreß Black, die man für ihre Erbinn hielt, stattlich und würdevoll gewesen. Die Gerichte hatten im Hause der alten Dame versiegelt, sobald das Wasser sie

*) Diese Scenen trugen sich wirklich bei der im Jahre 1823 erfolgten Sturmfluth, welche die untere Elbküste heimsuchte, zu. A. d. V.

dazu kommen ließ, und man erwartete die baldige Eröffnung des Testaments. Unterdeß äußerte Mistreß Black gegen Ottfried, daß sie gesonnen sei, Freiburg zu verlassen, und trug ihm auf, ihr eine Wohnung in der Stadt zu miethen, bis das Haus, das sie als ihr Eigenthum ansah, wieder in Stand gesetzt sein würde.

„Ich weiß,“ sagte sie, „der Herr von Steinfels hat es gewollt, daß man mich aufnehme, und wäre er hier, so wollte ich mich selbst in dies aufdringliche Verhältniß finden, denn ich fühle, er würde meine Ehre dabei aufrecht erhalten; allein s o will ich hier nicht bleiben.“

Ottfried schilderte ihr die Verhältnisse des Hauses und glaubte, sie würde darin eine hinreichende Entschuldigung für die scheinbare Unart finden; allein sie war auf das Höchste empfindlich. Besonders zürnte sie auf den Major und seinen Bruder, und ihr Vertrauter versuchte diese beiden Herren zu einem Besuche bei der Creolinn zu bewegen, auch bat er Oskar, Ida und Helene zu bewegen, die Creolinn aufzusuchen; aber der Major empfand den lebhaftesten Widerwillen gegen diese Frau. So ward darüber hin und her debattirt, und man kam zu keinem Resultate, da Helene ganz theilnahmlos dabei blieb. Sie war seit Louisens Krankheit sehr still und oft sogar traurig, und bewies ihrer Schwester seit jener Nacht eine weit größere Achtung und Aufmerksamkeit als früher. Sie hatte Louisen bis dahin stets als ein gutes sanftes

Kind, das aber weit hinter ihr selbst zurückstand, mit einer Art Gouvernanten Ton behandelt, obgleich sie sie von Herzen liebte; aber der Blick, den sie seit jener Nacht in das tiefe Gemüth der Jungfrau gethan, hatte ihr ganz sonderbare Gedanken über sich selbst gegeben, und mit Ausnahme einiger kleinen Anflüge von übler Laune, trat sie viel bescheidner, als sonst, auf. Bei dem Gespräche über Mistreß Black saß sie ganz theilnahmlos da und horchte erst wieder auf, als Louisens sanfte Stimme ihren Freund bat, zu der schönen Witwe zu gehen und ihr zu sagen, daß sie in den nächsten Tagen die Freude haben dürfe, sie mit ihren lieblichen Kindern zu sehen. Oskar willigte ein und blieb fast eine Stunde bei der Creolinn.

Als er zurück kehrte, fand er Louise in Helenens Armen. Helene weinte still, und Louise lächelte süß und liebevoll sie an. Oskar betrachtete Beide mit Befremden, noch mehr, als er den Major am Fenster stehen sah, der ärgerlich zu sein schien und mit wenig Rücksicht gegen die Kranke an die Scheiben trommelte. Frau von Steinfels mit Ida und dem Baron waren im andern Zimmer im lebhaft heitern Gespräche. Ottfried war zur Stadt zurückgekehrt.

Als Louise ihren Freund erblickte, streckte sie ihm ihre Hand entgegen. Helene trat zurück, und Oskar eilte herbei, an dem Ruhebette Platz zu nehmen. Mit der

größten Unbefangenheit und Heiterkeit erzählte er, wie er Mistreß Black getroffen. „Sie ist doch, glaube ich, besser, als Hugo sie uns schilderte,“ sagte er. „Dieser edle Stolz, er sieht der Frau, die lieber von der Gnade eines hohen Gönners leben mochte, als sich einschränken, gar nicht ähnlich. Sie war in der That entschlossen, sich in N.. einzumiethen; doch ich habe sie endlich bewogen zu bleiben, und Du, Geliebte, wirst sie nun bald sehen.“ Dann kam er auf die Kinder und sprach mit Entzücken von den beiden Kleinen.

„Doch gegen den George, sagte er, „hat der arme Black in seiner Krankheit ein unverzeihliches Vergehen begangen: er hat ihm die Achtung vor der Mutter nicht rein zu erhalten gewußt; denn es ist außer allem Zweifel, der Knabe beaufsichtigt sie ein wenig. Zuweilen bricht das liebevolle kindliche Gefühl bei ihm wie unwillkürlich hervor, und dann scheint die arme Mutter entzückt zu sein; allein es ist in den Augenblicken, wo sie still und traurig da sitzt; ist sie aber lebhaft und heiter, wie das bei dieser Frau jeden Augenblick wechselt, so wird er finster, und mitten in der Unterhaltung mit den Geschwistern zerstreut, sieht und hört er nur auf die Mutter.“

„Morgen, mein Oskar,“ sagte Louise, „wollen wir sie einladen, zu uns zu kommen; ich bin ja jetzt wohl und sehne mich, die Kinder zu sehen.“

„Ist es nicht thöricht,“ sagte Helene, die sich nun wieder gefaßt hatte, „daß Louise sich schon jetzt diese Frau, die so wenig an einem Krankenbette paßt, und die Kinder, die so viel Geräusch mit sich bringen, aufbürden will?“

„Wenn Du Dich morgen ganz wohl und aufgelegt fühlst,“ sagte Oskar zu Louisen, „so könnte nichts angenehmer sein. Die Kinder sind wohlerzogen und still, und Mistreß Black, glaube ich, versteht sich in alle Verhältnisse mit Gewandtheit zu fügen.“

Helene schien die Unart Oskars gegen sie, als er nicht ihr, sondern der Schwester die Antwort auf die Frage gab, die sie doch an ihn gerichtet, mit Gleichgültigkeit aufzunehmen; doch stand sie bald auf und trat in das andere Zimmer.

Der Major wendete sich ein wenig um, als er ihren leichten Schritt hinter sich hörte; allein sie kam nicht zu ihm, und er nahm seine vorige Stellung wieder ein.

Unser liebendes Paar hatte sich viel zu sagen, es hatte sich ja eine ganze Stunde lang nicht gesehen. Doch Louisens Blick weilte oft mit Wehmuth auf dem Major, und sie ward erst wieder recht heiter, als sie ihn auch zu der andern Gesellschaft gehen sah.

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte Oskar.

„O Lieber,“ sagte sie erröthend, „Helene hatte einen kleinen Anfall übler Laune; sie tadelte es, daß Du so

oft zu Mistreß Black gingst. Der Major gab ihr darin Recht. Überhaupt billigt er ganz das schlimme Vorurtheil, das sie gegen sie hat, und es schien, als sei er geneigt, sich aus ihren Worten den versteckten, auf Eifersucht gegründeten Wunsch herauszulesen, daß nur er dieser gefährlichen Frau fern bleiben möge. Allein, wie gesagt, sie war übler Laune und bemühte sich, ihn über diesen Punkt auf eine Weise aufzuklären, die an ihren frühern Muthwillen erinnerte und ihn tief verletzte. Es schmerzte mich diese Unfreundlichkeit gegen den redlichen Freund. Ich ward, glaube ich, ein wenig blaß, denn Helene war plötzlich zum Tode erschrocken, holte mir Kölnisches Wasser und brach dann in Thränen aus."

"O, könntest Du ihr doch etwas von Deinem Zartgefühle mittheilen!" sagte Oskar.

"Ach, nur von meinem Glücke," erwiederte sie. "Dem Glücklichen werden alle Tugenden erleichtert, ja nothwendig; sie sind nicht mehr Tugend, sondern Bedürfniß. Ich denke oft, ich bin zu glücklich und wollte, Ihr machtet mir zuweilen etwas Verdruß, damit ich besser an die Fortdauer meines Glückes glauben könnte; denn was habe ich voraus, daß sich mir Alles zuneigt? Ich gebe mich, wie ich bin, und immerdar schmeichelt Ihr mir. Und meine Schwester! wie viel hat sie zu bekämpfen! Ach, ich fühle es ja jeden Tag, sie ist nicht glücklich; aber Niemand achtet ihrer Kämpfe, und bricht dann

einmal das schwache menschliche Gefühl bei ihr hervor, gleich ist Alles bereit, sie zu tadeln."

"Aber sage mir nur, warum will Helene nicht glücklich sein?" fragte Oskar. "Der Major hat seit seiner Verlobung mit ihr bei uns Allen noch unendlich gewonnen. Wie viel Herzensgüte, Besonnenheit und scharfen Überblick hat er nicht bei Rettung der armen Küstenbewohner gezeigt; gewiß, Franz und ich lieben und verehren ihn als einen ältern Bruder und wir haben Helenen jeden kleinen Zug mitgetheilt, durch den ihre Achtung für den Verlobten gesteigert werden konnte; weshalb will sie also jetzt die Unglückliche spielen, oder vollends sein, da sich doch nichts zum Nachtheile des Majors geändert, seit sie freiwillig ihm ihr Jawort gab? Ich muß gestehen, ich hatte ihr mehr Charakter zugetraut."

"Ich fürchte," sagte Louise, "sie hatte ihn vorher weniger beachtet, und Gott allein kennt die Motive, die sie zu einem so raschen Entschlusse bewogen haben. Jetzt aber sieht sie ein, daß er doch noch mehr Ansprüche an ihr Gefühl macht und machen darf, und dies weckt sie am Ende aus der traurigen Verblendung, in welcher sie war, als sie glaubte, mit ihm leben zu können."

"Nun siehst Du," sagte Oskar heiter, "da hast Du Dir ja nun selbst durch diese Vorstellung einen Schmerz geschaffen, der Alles, was Dir an Liebe mehr beschieden,

ausgleicht und uns die Dauer Deines Glückes verbürgt. Aber Du sollst Dich nun nicht länger damit quälen; Helene wird vernünftig sein und sich bewußt werden, daß es jetzt an ihr ist, dem Major zu beweisen, daß sie eine Verlobung mit einem Ehrenmanne nicht als einen Lückenbüßer in der Unterhaltung betrachtet. Wer eine Pflicht freiwillig übernimmt, der muß sie erfüllen, will er sich die Achtung Anderer und besonders die eigene bewahren."

"Oder," sagte Louise, "wenn sie fühlt, daß sie der Aufgabe nicht gewachsen ist und daß sie sich übereilt, so sollte sie es aufrichtig dem Major eingestehen. Er ist kein Jüngling, seine Liebe wird nicht größer sein, als seine Vernunft, und er wird ihr das Wort, welches sie zu bereuen scheint, zurückgeben."

"Nun, liebes Herz," sagte Oskar, "wenn Du erst wieder ganz hergestellt bist, wollen wir uns recht verständig um die Angelegenheiten unserer Geschwister bekümmern; versprich mir nur, daß Du bis dahin Dich beruhigen und an Dich und besonders an mich denken willst."

Zwei glücklich Liebende werden immer bald auf sich zurückkommen, und es entging Beiden, daß Helene auf kurze Zeit den vorigen Platz des Majors am Fenster eingenommen hatte und so eine unfreiwillige Zuhörerinn ihres Gesprächs geworden war. Was dabei in ihrer Seele

vorging, war so gewaltig erschütternd für sie, daß sie wie erstarrt da stand; dann aber eilte sie mit unhörbaren Schritten hinaus auf ihr Zimmer und ließ sich beim Abendessen mit Kopfschmerzen entschuldigen.

Am nächsten Morgen war sie sehr bleich; allein sie reichte mit einem freundlichen Blicke ihrem Verlobten die Hand und wußte ihr gestriges Unwohlsein so gut, als die Veranlassung zu der üblen Laune, die sie gezeigt, vorzuschieben, daß der Major bald versöhnt war.

Am nächsten Morgen erschien der Advocat Palow bei Mistreß Black und brachte ihr Nachricht über das eben eröffnete Testament der Tante. Sie hatte die beiden Söhne ihres Neffen zu ihren Universalerben eingesetzt, der alten Marthe ihr Haus vermacht und Mistreß Black nichts, als einen altmodigen Schmuck hinterlassen. Auch hatte sie ausdrücklich gesagt, daß, im Falle Mistreß Black sich zum zweiten Male verheirathe, die Knaben auf den Wunsch ihres Neffen, des Lieutenants Black, von der Mutter genommen und von den Interessen ihres Vermögens bis zur Mündigkeit unterhalten und erzogen werden sollten. Von der armen kleinen Jenny erwähnte sie kein Wort. Mistreß Black schien tief erschüttert durch diese Nachricht, und als der Advocat sich bei Frau von Steinfels zu einem Besuche eingeführt

sah, erzählte er mit Theilnahme, welch' unangenehme Botschaft er eben der schönen Fremden gebracht hatte. Sobald er sich entfernt hatte, bat Louise, die durch die offene Thür alles, was er gesprochen, mit angehört hatte, noch vor Tische Mistreß Black bei ihr einzuführen, da sie heute des Trostes bedürfe. Man schaffte das Ruhebette zum Zimmer hinaus, zog die Vorhänge, die noch halb geschlossen waren, in die Höhe und vertilgte so alle Spuren eines Krankenzimmers; dann ging Oskar, Mistreß Black einzuladen. Er fand sie in großer Aufregung; sie schien eben ein längeres Schreiben durchlesen zu haben, das sie zerknittert in ihren Händen hielt und jetzt, als Oskar zu ihr eintrat, in das Feuer des Zugofens warf.

Sie trat unserem Freunde entgegen, und indem sie auf die helle Flamme wieß, die das Papier verzehrte, sagte sie:

„Da lodert nun endlich die letzte Beleidigung, die mir mittelbar durch Black kommt, in Flammen auf, und nun will ich auch Alles vergessen.“

Oskar sah sie verwundert an, und sie fuhr fort, mit dem sichtlichen Bestreben, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben:

„Diese Miß Eddelbüttel hat mit achtzehn Jahren einen Engländer geliebt, der sie treulos verlassen; darüber hat sie sich zum Tode betrübt und zeitlebens eingesperrt.

Doch ward ihr die freiwillige Gefangenschaft durch das hübsche Vermächtniß einer alten Dame erleichtert, deren Gesellschafterinn sie früher war, und die ihr das Haus und zwanzig Tausend Thaler hinterließ. Sie hätte es nun gern gesehen, wenn ich Lust gezeigt hätte, mich, wie sie, für mein ganzes Leben mit meinen Kindern in das Hinterstübchen einzusperren; allein ich bin eine liebende Mutter. Ich will die muntern Geschöpfe nicht der Sonne, nicht der Lust und den Freuden des Lebens entziehen; sie sollen einst glücklich werden und glücklich machen. Darum enterbt sie mich und beleidigt mich obendrein durch die Rathschläge, die sie mir in einem langen Briefe giebt, — sie, die nicht weiß, was Leben heißt. Wem hat ihre Zurückgezogenheit etwas genutzt? Wem hat sie Freude gemacht? Aber," setzte sie hinzu, "die arme Person war um ihre Liebe betrogen, und ich will ihr auch Alles vergeben."

"Nicht wahr," sagte Oskar, "dieser Grund ruft zu schmerzlichem Mitgefühle auf, und Sie hätten die letzten Zeilen einer so unglücklichen Verwandtinn nicht verbrennen sollen."

"O Sir!" sagte sie, "ich hebe nichts auf, was mir schmerzliche Empfindungen erzeugt, sobald ich es von mir werfen kann. Ach, ich besitze nicht die Fähigkeit, unglücklich zu sein! Und dennoch," sprach sie im schmerzlichsten Tone, "hat mir das Schicksal viel Unglück auf

meinen Weg geworfen; aber ich suche damit fertig zu werden, um meinen Kindern das junge Leben nicht noch mehr zu verbittern. Für sie lebe ich, für ihr Glück, und ich will heiter sein, damit sie es sind.“

Sie plauderte sich auch bald in eine heitere Stimmung hinein, indem sie zuweilen einen Blick in die Flamme des Ofens warf, die endlich den letzten Rest des Schreibens verzehrt hatte, und Oskar richtete nun die Einladung aus, die ihm von Frau von Steinfels aufgetragen war. Er fügte, während sie Phöbe den Auftrag ertheilte, die Kinder umzukleiden, und sich nun mit ihm im Sopha niederließ, der eben angefangenen Rede hinzu:

„Sie werden meine Braut noch angegriffen finden: aber sie kann dem Verlangen nicht länger widerstehen, die liebenswürdigen Gäste des Hauses kennen zu lernen. Mutter und Schwester blicken noch immer mit Besorgniß auf die zarte Kranke, die uns bald ihr Leben zum Opfer gebracht hätte; Sie entschuldigen daher, wenn sie auch heute vielleicht der Mittelpunkt bleibt, dem sich die größte Aufmerksamkeit der Familie zuwendet.“

„Ach,“ sagte Inez, „ich weiß mehr von ihr, als Sie denken; der Doctor Ottfried betet sie an und spricht von nichts lieber, als von Miß Louise. Aber,“ fügte sie hinzu, als erschrecke sie über das, was sie eben gesagt, „ich hätte Ihnen dies nicht sagen sollen; Männer

haben es nicht gern, wenn außer ihnen noch Jemand den Gegenstand ihrer Liebe feiert.“

Es lag in dem Tone, worin sie diese letzten Worte sprach, so viel Schmerz und Bitterkeit, daß Oskar Mitleid mit ihr fühlte. Dennoch war es ihm auf der andern Seite widerlich, eine Frau sich auf diese Weise offen und zutraulich gegen ihn, den sie so wenig kannte, aussprechen zu hören, und er brach mit den Worten das Gespräch ab:

„Eine Braut kann, dünkt mich, in den Augen ihres Verlobten nie genug gefeiert werden; alle Huldigungen, die man ihr widmet, sind ja immer zugleich ein Compliment für seinen Geschmack.“

Er stand auf und fragte sie, ob sie ihm erlauben wolle, sie anzumelden.

„Bleiben Sie, Sir!“ sagte sie, „und führen Sie mich selbst ein bei ihrer holden Braut.“

Sie rief die Kinder und nahm die kleine, hübsch geputzte, Jenny, die fröhlich, wie ein Lämmchen, hüpfte, an die Hand; Oskar bot ihr den Arm, die Knaben folgten, und so trat Inez in das Zimmer der Frau von Steinfels ein.

Ihre Erscheinung brachte sichtlich den Eindruck auf die Frauen des Hauses Steinfels hervor, den die schöne Inez zu wünschen schien. Helene hatte sich mit Gleich-

gültigkeit gegen sie gewaffnet; allein sie gab sich bald eben so wie ihre Schwestern dem Zauber hin, welchen Schönheit, elegante leichte Manieren, verbunden mit einem Anfluge von Naivität und Herzensgüte nur immerhin hervorzubringen vermögen. Zu Louisen führte sie ihre Kinder mit einer unnachahmlichen Grazie, indem sie sagte:

„Seht, William und Jenny, das ist ein Engel, wie ihn die Tante beschrieb.“ Und Louise war über die Kinder so entzückt, daß sie ihre Mutter von Herzen zu lieben begann. Gegen Helene und Ida verneigte sie sich und bat sie, ihr zu sagen, wie sie es anfangen solle, sich die Fertigkeit anzueignen, ein klein wenig wie die deutschen Hausfrauen zu werden.

„Ich möchte nur immer gern alles lernen,“ sagte sie, „und mein Leben ist unter so abwechselnden Scenen dahin geschwunden, daß ich nie viel Zeit und Ruhe dazu gefunden habe.“

Man war bald bekannt mit einander, und Jenny hängte sich an Louise, als wäre es die Mutter selbst. Helene fand sich sehr durch George angezogen, und Frau von Steinfels, die mit Vergnügen bemerkte, wie angenehm die Gegenwart des Knaben auf ihren jetzt oft so stillen Liebling wirkte, lud Mistreß Black ein, mit ihnen zu Mittag zu speisen, „überhaupt alle Tage,“ fügte sie hinzu, „wenn es Ihnen nicht unlieb ist.“ Inez nahm jede

dieser Einladungen mit Dank und Freude an, und von diesem Augenblicke gehörte sie und die Kinder mit zur Familie. Sie zeigte, daß sie nicht umsonst in der großen Welt gelebt hatte, eben so wenig, daß sie die Pflegetochter eines geachteten Generals gewesen war, und eine Hauptrolle in dessen kleinem Hofstaate gespielt hatte. Den Männern bewies sie eine gewisse stolze Familiarität, die da sagte, daß sie sich zwar Manches, aber Andern nichts erlauben würde. Frau von Steinfels gewann sie durch ein ehrfurchtsvolles, kindlich achtsames Betragen, Ida und Louise ganz durch die Kinder und Helene hauptsächlich durch ihre äußere Erscheinung. Helene war nicht frei von der Schwäche, fast zu viel auf die äußere Form zu geben, und trotz ihrer Klugheit war sie bald dadurch bestochen.

Als der Abend gekommen war, und Mistreß Black sich mit den Kindern entfernte, war es Allen, als hätte man sich Jahre lang gekannt, und man verabredete, sich so oft als möglich zu sehen. Auch lud Frau von Steinfels auf Helenens Wunsch Mistreß Black ein, mindestens so lange in Freiburg zu bleiben, bis man anfangen müsse, die Zimmer in Stand zu setzen, die Helene künftig mit dem Gemahl bewohnen sollte, und die jetzt zum Theil Mistreß Black eingeräumt waren.

„Sie sind gütig, wie die Madonna!“ sagte Inez. „Ich darf also hier in ländlicher Stille den schönen Frühling

begrüßen! O, wie will ich jubeln mit meinen Kindern, frei und unter so guten, freundlichen Menschen zu sein, wenn der Frühling, der Mai und die Nachtigall kommen."

„Nur auf die letzten dürfen Sie sich nicht freuen, Mistreß Black," sagte Oskar, „Nachtigallen giebt es nicht in der Marsch, aber den Kuckuk werden Sie hören."

Diese Worte, so unbedeutend sie waren, schienen einen sehr schmerzlichen Eindruck auf Inez zu machen, sie biß sich ein wenig auf die Lippe und nahm bald einen schnellen Abschied. Ihre Bewegung war indeß Allen, außer Oskar, entgangen, doch der sorglose Liebende achtete wenig auf diese auffallende Sache; er war froh, endlich Louise wieder allein zu besitzen, und beachtete kaum das lebhafte Gespräch der übrigen Gesellschaft, die sich ihre Bemerkungen über die Creolinn und die Kinder mittheilte. Man schalt den Major nnd Oskar, daß sie so kalt über diese Erscheinung geurtheilt hätten, und Helene meinte, sie habe nie ein so reizendes Bild gesehen, als er, mit Inez am Arme und von den Kindern umringt, abgegeben habe. „Er kam mir vor," setzte sie hinzu, „wie ein Mann, der die reizende Gemahlinn am Arme, sich dieses Glücks unbewußt, nach einem andern nahen Gegenstande seiner Neigung aussieht."

Auch George erschien den Frauen lange nicht so, als man ihn sich gedacht hatte nach der Männer Beschreibung,

und Ida sagte dies an Oskar, indem sie das zärtliche Geflister unterbrach, in welchem er mit der Geliebten vertieft war.

„Es kommt daher,“ erwiederte er heiter, „daß er in allen den Damen hier eben so viele Schutzgeister der Mutter erblicken mag.“

„Ich hoffe,“ sagte Louise, „wenn er erst mehr Zerstreuung hat und mehr lernen muß, so werden sich die schmerzlichen Eindrücke immer mehr verlieren, die die letzten Tage des Vaters in ihm zurückgelassen zu haben scheinen, Ich freue mich recht, mein Oskar, wenn Mistreß Black künftig mit uns an einem Orte leben wird. Sie ist eine sehr liebenswürdige Frau, und die Kinder wahre Engel; auch der George, wenngleich er noch ein traurender zu sein scheint.“

Man gedachte noch der Ungerechtigkeit der alten Tante, die der kleinen Jenny nichts vermacht hatte und Inez so weh thun konnte, und dennoch lobte Ottfried die alte Dame als fromm und gottergeben.

„Am Ende aber ist es nur eine Grille von ihr gewesen,“ meinte Helene, „daß die Knaben, die den Namen des Vaters für immer führen, das Geld haben sollten; sie kann überzeugt sein, diese herrlichen Jungen werden mit ihrer Schwester theilen.“

Franz hatte sich in der schmerzlichsten Gemüthsstimmung von Oskar getrennt. Wenngleich er sich auf die Verschwiegenheit und die Theilnahme seines Freundes verließ, so war es ihm doch nicht entgangen, daß er seine Leidenschaft zu der schönen Creolinn nicht billigte, und er hatte also nicht den erwünschten Erfolg von seinem Geständnisse erlangt. Steinfels dachte, ein Mann, der selbst im Glücke der ersten Liebe schwelgt, würde die des Freundes durchaus billigen und unterstützen; allein, wie gesagt, er hatte sich geirrt, denn der stolze Oskar schien allerlei Bedenklichkeiten zu haben, die ihm so leicht zu beseitigen schienen.

Die Liebe für Mistreß Black hatte sich schon in das Herz des edlen Steinfels geschlichen, noch ehe er einen Blick in die schönen Augen der Creolinn gethan. Wenn sie so tief verschleiert durch die Straßen wandelte mit den schönen Knaben zur Seite; wenn er den majestätischen und doch so zarten Wuchs, diesen leichten und doch so stolzen Gang bewunderte und sich dann dessen, was der Capitain und selbst Oskar von ihr sagten, erinnerte! so hatte er sich schon ein ziemlich genaues Bild von ihr entworfen, und als er ihr dann in die bezaubernden Augen sah, fand er doch seine Vorstellung, die er sich von ihrem Äußern gemacht, tausendfach übertroffen. Seine Phantasie füllte nun geschäftig die Lücken aus, die ihm über ihren Charakter bei so flüchtiger Bekannt-

schaft bleiben mußten. Allein ihr tragisches Schicksal, die Liebenswürdigkeit der Kinder, die Anhänglichkeit der Dienerinn, selbst die Anklage, die in der Erzählung des Capitains lag: Alles machte sie ihm nur interessanter, und er hatte keinen glühenderen Wunsch, als sich ihr mehr nähern zu dürfen. Aber die Krankheit der Tante, die Besorgniß für den Ruf der schönen Inez und seine eigenen Familienverhältnisse hielten ihn von Ausführung aller der romanhaften Pläne zurück, die er entwarf, um sie wieder zu sehen. Da brach jenes allgemeine Unglück endlich alle Schranken ein, und nichts war natürlicher, als daß gerade der Major und durch ihn die Familie Steinfels sich der Witwe seines ehemaligen Cameraden annahm, und daß man ihr in Freiburg einen Zufluchtsort bot, da in der Stadt jedes Haus Einquartirung von den Verunglückten hatte. Aber seine Dienstpflicht trat wieder ernst und mahnend zwischen ihn und sie. Sein Urlaub war zu Ende, und er mußte sich von ihr trennen, fast in demselben Augenblicke, da sie sein Haus betrat. Mit Entzücken sah er sie in seinem Eigenthume hausmütterlich am Theetische beschäftigt, und wie viel Selbstbeherrschung bedurfte es bei ihm, diese Gefühle nicht laut werden zu lassen; aber er war ein Mann und ein Held, und wir haben gesehen, wie zurückhaltend er sich dem Gegenstande einer so tiefen Leidenschaft gegenüber benahm. Diese süßen

Kinder, wie liebte er sie! Wie gelobte er sich, ihnen einst den Vater zu ersetzen, wenn ihre Mutter ihn zum glücklichsten Gatten machen würde. Endlich beruhigte er sich auch über Oskars entschiedene Unzufriedenheit mit der Liebe seines Freundes.

„Mag er sie erst näher kennen lernen," sagte er sich, „wie gern wird er sie dann als mein Weib begrüßen; denn ist sie nicht werth, einen Thron zu besteigen?"

Ihr Stand, ihre Verhältnisse, Alles war ihm gleichgültig; der seltsame Knabe mit seinem mystischen Benehmen trat einzig und allein zuweilen als eine dunkle Schattengestalt zwischen ihn und das Entzücken, mit dem er sich immer wieder die flüchtigen Augenblicke in das Gedächtniß zurückrief, wo er sie gesehen, wo er ihre Stimme gehört hatte.

Er hoffte, die Mittheilungen, die ihm Oskar und die Schwestern über Inez machen würden, sollten ihm auch hierüber die erwünschte Aufklärung geben, und er war kaum in seiner Garnison eingetroffen, als er den Seinigen seine Ankunft meldete, was er sonst oft Wochen lang unterließ. Doch gaben ihm Louisens Krankheit und der Zustand, worin er seine Heimath verlassen, einen sehr guten Vorwand zu dieser Eilfertigkeit. Er erkundigte sich mit der herzlichsten Theilnahme, wie man sie seinem warmen Herzen gewiß auch zutrauen durfte,

nach Allem, auch dem Unbedeutendsten der aufgenommenen Flüchtlinge, und fügte dann hinzu:

„Auch über Mistreß Black und die Kinder müßt Ihr mir schreiben; ich bin im Geiste noch immer bei Euch, und male mir das Leben in Freiburg immer nur mit himmlischen Farben aus. Meine Louise ist wieder hergestellt, aber Oskar hätschelt sie noch im Lehnstuhle. Sie ist umgeben von allen Lieben; die Kinder spielen zu ihren Füßen. Den George nimmt der Major in die Cur, daß er es aufgiebt, den Schatten des lange begrabenen Vaters herauf zu beschwören. Mama findet Unterhaltung in den Mittheilungen der vielgereisten Frau, und Helene erfährt durch sie manche Aufklärung über das Leben in der großen Welt, für das sie sich so sehr interessirt.“

„Aber nun bitte ich Euch Alle, meine Lieben, an die dieser Hirtenbrief gerichtet ist, erzählt mir recht viel und recht ausführlich Alles, was sich im Hause zuträgt; ich will Euch doppelt dafür lieben, wenn dies möglich sein sollte. Bedenkt, daß mir mein Leben jetzt sehr langweilig erscheinen muß. Ich habe viel Dienst nachzuthun; heute bin ich gleich auf Ordonnanz beim Könige kommandirt und auf morgen zum Diner bei meinem alten würdigen General eingeladen, und damit habe ich schon Alles von hier erzählt, was sich zum Stoff eines Briefes über mein Treiben eignet.“

„Es wird nicht unpassend sein, wenn Du, lieber Oskar, zu Mistreß Black gehest und ihr meine ehrfurchtsvollsten Grüße überbringst. Sie wird es mit Recht erwarten können, daß ich auch ihrer als unserer Hausgenossinn gedenke. Vor allem aber schreibt mir nur bald und ausführlich!“

Der Baron und Ida hatten die kleine Jenny sehr lieb gewonnen, und wenn der Mutter irgend ein solcher Antrag wäre zu machen gewesen, so würden sie das Kind unendlich gern mit sich genommen haben; allein daran war nicht zu denken, und so reis'te das gute Ehepaar, begleitet von dem Major, endlich nach Lalau zurück. Helene hatte sich seit jenem Abende nur selten ihrer übeln Laune hingegeben; doch am letzten Abend vor der Abreise des Verlobten vermochte sie diesem Dämon nicht zu widerstehen, und der Major nahm Gelegenheit, da er sich mit ihr im Vorzimmer zufällig allein sah, sie plötzlich mit ungewöhnlichem Ernste zu fragen: „ob es wirklich ihr Ernst gewesen, künftighin seinen Namen zu tragen; ihr Benehmen gegen ihn schiene dies öfter zweifelhaft zu machen, und er wolle nicht abreisen, ohne ihre wahre Gesinnung hierüber zu kennen. Denn,“ fügte er hinzu, „Sie würden einen Mann, der sich in alle ungerechte Launen seiner Frau fügt, selbst nicht achten und seinen Namen nicht tragen mö-

gen; jetzt, als Fräulein von Steinfels, stehen Ihnen Ihre kleinen Capricen sehr artig, und ein Bräutigam läßt sich Manches gefallen, allein als meiner Frau würde weder ich, noch sonst Jemand sie Ihnen nachsehen.“

Helene fand sich zwar sehr beschämt, allein zu ihrer eignen Verwunderung nicht beleidigt, durch die Worte des Majors. Sie konnte nicht immer der Versuchung widerstehen, ihn zu necken, mitunter selbst zu kränken, wie wir gesehen haben; aber wenn er ein solches Betragen mit seinem gewöhnlichen Schweigen hinnahm, schämte sie sich herzlich seiner, weil sie glaubte, es fehle ihm der Muth, sich seiner zu erwehren. Jetzt aber hörte sie, aus welchem Gesichtspunkte er es aufgefaßt; sie brach in Thränen aus und sagte:

„Verzeihen Sie mir, mein lieber Freund! Ich bin ein unartiges Kind, ein albernes launenhaftes Geschöpf gewesen, aber strafen Sie mich immer so, wie jetzt, wenn ich es wieder bin. Wahrlich, ich will mich bessern, und Sie sollen sehen, welch' eine gehorsame Frau ich sein werde.“

Der Major wollte hier einfallen, allein sie ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Sein Sie ja nicht zu großmüthig,“ sagte sie, „ich verdiene so viel Milde nicht. Aber wenn wir nur erst so ganz allein mit Mama sind, dann wollen wir recht vernünftig sein, d. h. ich, ich will es, denn Sie sind

es längst. Doch nun kommen Sie, man wird uns im Zimmer vermissen."

"Nicht doch," sagte der Major und hielt sie zurück, "man wird mir recht gern einmal ein Tête à tête mit meiner Helene gönnen, wie es Oskar so oft mit seiner Verlobten an dieser selben Stelle genossen hat. Bleiben Sie noch, Geliebte, und sagen Sie mir, warum Sie mir nicht endlich das trauliche Du gönnen wollen?"

Helene erbleichte ein wenig bei diesen Worten des Majors, dann aber faßte sie sich schnell und sagte:

"Gut, lieber August, nennen Sie mich Du."

"O Helene!" sagte er, und schlang den Arm um sie und zog sie an sich, "aber Du giebst es mir zurück, das herzige Wort?"

Ihr erstes Gefühl war, sich seiner Umarmung zu entziehen, aber sie gedachte jetzt ihres Unrechts gegen den redlichen Mann und legte plötzlich beide Arme um seinen Hals, küßte ihn zum ersten Male und mit einiger Heftigkeit auf die Lippen und sagte:

"Da Du Redlicher, da hast Du, was Dir gebührt!"

Der Major hielt sie einen Augenblick an sein Herz gedrückt, aber dann duldete sie kein längeres Weilen, sondern zog ihn mit sich fort zu den Freunden, die eben einer begeisterten Schilderung horchten, die Inez ihnen von einer Gegend in Spanien entwarf. Sie saß da wie eine trauernde Muse, ihr Blick drückte Melan-

cholie und Sehnsucht aus, ihre Worte klangen wie Poesie, und sie versetzte ihre Zuhörer so lebhaft in jenes schöne und so unglückliche Land, daß man sich erst spät trennte, ohne noch einen Augenblick des nahen Abschiedes gedacht zu haben.

Die

Familie von Steinfels

oder

die Creolinn.

Ein Roman

von

der Baroninn v. B.

Der Mann soll sein ein Fels, fest unerschütterlich,
Die Frau ein Diamant, rein und ohne Tadel.
Devise des Hauses Steinfels.

Zweiter Theil.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.



Wenn wir in unserer Seele einen Lieblingswunsch tragen, von welchem uns eine leise Stimme der Ahnung oder des Gewissens sagt, daß die Wesen, an deren Theilnahme, an deren Hochachtung uns am meisten gelegen, ihn weder theilen noch billigen: so entsteht dadurch eine Reizbarkeit in uns, die uns oft veranlaßt, fast noch mehr Werth auf diese Theilnahme, diese Billigung der Freunde, als auf die Erfüllung unsers Wunsches selbst zu legen. So erging es dem edlen Steinfels; er harrte mit fieberhafter Sehnsucht auf die ersten Nachrichten von den Seinigen, aus denen er den Trost heraus zu lesen hoffte, daß man in Inez ganz das edle Wesen erkannt hätte, welches er liebte, mit einer Leidenschaft liebte, die ihn zu vernichten drohte, wenn er sich in dem Gegenstande derselben irrte. Er war daher wenig befriedigt durch die ersten Briefe Oskars und Helenens, die er als Antwort auf seinen sogenannten Hirtenbrief erhielt. Sie theilten ihm das erste Zusammentreffen der Creolinn mit den Schwestern mit, und in so lebhaften Ausdrücken

Helene auch ihr Erstaunen über die unvergleichliche Schönheit und Grazie, über die gewandten Manieren derselben und die mütterliche Zärtlichkeit, die ihr holder Gast den reizenden Kindern bewies, aussprach: so war doch in allem diesen nichts gesagt, was ihm Hoffnung gab, sie einst als seine Gemahlinn mit Freuden von den Seinigen aufgenommen zu sehen. Allein die Schwester ahnete ja nicht, daß er diesen Gedanken hegte, und er entschuldigte sie, wenn sie nicht ausführlicher ihre innerste Überzeugung über Inez aussprach. Doch Oskar wußte, was sein Freund empfand; er, der Liebende, konnte das Glück und den Schmerz der Liebe mit ihm fühlen, und von ihm hatte Franz einen ganz andern Brief erwartet, als er empfing. Oskar erzählte ihm hauptsächlich von Louisen, und daß ihre Hand noch leide, sie daher nicht an den Bruder schreiben dürfe. Dann sprach er ihm von den Überschwemmten. „Unsere Gäste,“ schrieb er, „haben uns, bis auf Mistreß Black, sämmtlich wieder verlassen. Sie sind wieder in ihre nassen Wohnungen zurückgekehrt, der Deutsche hängt einmal wie ein Narr an seinem eignen Heerd. Sie hatten es bei uns so gut, allein kaum verließ das Wasser ihre Häuser, so waren sie nicht länger zu halten. Ein großes Glück ist, daß bis zur Erndte Niemand Mangel leiden wird. Von den Committeen zur Abhülfe des Elendes sind vortreffliche Maßregeln getroffen, und wir ha-

ten in Freiburg ein Magazin von Lebensmitteln, von welchem Johann der treueste Verwalter und Helene die Rechnungsführerinn ist, und aus welchem die Arbeiter ihre Lebensmittel erhalten. So darfst Du unbesorgt um Deine Schützlinge sein, es geschieht Alles für sie, auch sind sie mit warmen Anzügen versehen. Mistreß Black ist nun ganz heimisch auf Freiburg geworden. Ihre geselligen Talente erheitern das ganze Haus, und es wird Allen Leid thun, wenn sie es Ostern verläßt und wieder nach N.. hineinzieht, wo Ottfried ihr eine anständige Wohnung gemiethet hat. Er ist noch immer ihr chargé d'affaire, und es würde Unrecht sein, ihn aus dieser Stellung verdrängen zu wollen. Mit dem Major ließ sie sich gar nicht ein, und die Rathschläge, die er ihr hinsichtlich Georges ertheilte, wies sie mit so vielem Stolze von sich, daß er natürlich nicht wieder darauf zurückkommen mochte. Jetzt ist er mit Ida und deren Gemahle nach Lalau abgereis't; doch kommt er oft auf einen Tag zu uns, und wenn Helene ihn ein wenig dringender bäte, so würde er vielleicht länger bleiben. Allein sie verwöhnt ihn nicht mit zu großer Artigkeit, und ich gestehe, mich brächte ihr Betragen längst zu einem Rechts um kehrt! Aber bei alten Hagestolzen wird der Eigensinn am Ende das Hauptmotiv aller, oder doch der meisten ihrer Handlungen. In diesem Sinne plauderte der muntere Ritt-

meister weiter, erzählte endlich sogar von seinen Pferden, und daß ihm Capitain Hugo in der Residenz ein hübsches Damenpferd für Louise gekauft habe, welches er jetzt zureite.

Der arme Steinfels fühlte sich innerlich tief gekränkt und beleidigt durch die Rücksichtslosigkeit gegen seine Gefühle. Doch suchte er seine Empfindlichkeit zu unterdrücken. „Er liebt," sagte er, „aber er ist mehr ein Egoist, als ich es sein würde, und so vermag er es nicht, sich einige Augenblicke in meine Lage zu versetzen." Er schrieb an Oskar nun liebevoll, wie immer, und bat ihn am Schlusse seiner Zeilen, sich an das zu erinnern, was er ihm von seinem Wunsche gesagt, daß er einst Mistreß Black um ihre Hand bitten möchte, und daß er von ihm hören wollte, ob er glaube, daß ihm dies Glück jemals zu Theil werden könne. Helenen sagte er, daß ihm ihr Brief wenig Befriedigung gegeben. „Du sagst mir nichts von Deinem Herzen," schrieb er, „und doch versprachst Du mir einst, ich solle immer darin lesen. Bist Du denn zufrieden, meine Helene? Glaubst Du es ein ganzes Leben hindurch zu bleiben? Sage es Deinem Bruder! Und dann sprich mir auch von dem häuslichen Cirkel in meinem väterlichen Hause; sage mir, was Du von dem holden Gaste denkst, den ich Euch fast mit Gewalt aufgedrängt. Als ein Sohn meiner ritterlichen Vorfahren, konnte ich eine

Dame nicht so verlassen sehen, ohne ihr alle die Erleichterungen ihres harten Schicksals zu verschaffen, die mir für den Augenblick zu Gebote standen. Ist denn Oskar in meine Fußtapfen getreten? Müßigt er seiner Liebe so viel Zeit ab, um die Witwe und ihre Waisen mit Rath und Wohlwollen zu erfreuen, wenn sie dessen entbehren sollten? Gehe, ich bitte Dich, in Deinem nächsten Briefe recht in das Kleinste Eurer Häuslichkeit hinein. Ich nehme an Allem den lebhaftesten Antheil, denn noch nie habe ich so an Heimweh gelitten, wie diesmal, und es wird mir Arzenei sein, wenn Ihr mir die ausführlichsten Bilder von den Personen und ihrem Treiben sendet, an denen meine Seele mit so herzlicher Liebe hängt." — — —

Es entstand nun endlich ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen Steinfels und den Seinigen, und wir ziehen es vor, einige dieser Briefe hier mitzutheilen; denn obgleich sie nicht tief in allgemeinere oder höhere Interessen des Lebens eingehen, so geben sie doch ein anschauliches Bild von dem Leben der uns befreundeten Familie, und wir lernen aus ihnen die Motive kennen, die Steinfels bewegen konnten, viel früher, als es die Verhältnisse und sein eigner Vorsatz erlaubten, in die Heimath zurückzukehren und eine Entwickelung des Gewebes her-

beizuführen, in welchem das Verhängniß ihn mit star-
ken Fäden umsponnen hielt.

Oskar von Pladow an Franz von Steinfels.

N.. den 18. März 1818.

Als ich Dein Schreiben empfing, empfand ich einige Gewissensbisse, mein liebster Franz! Du warst gütig und freundlich geblieben, wo Du zürnen konntest, denn ich hatte Dir freilich sehr wenig von der schönen Dame gesagt, der Du so große Theilnahme schenkst. Du möchtest gern hören, wie sich das Verhältniß zwischen ihr und Deinen Angehörigen gestaltet, auch wie ich selbst mit der wenigen Urtheilskraft, die mir meine Liebe übrig läßt, um andere Frauen zu begreifen, das Wesen dieser Frau auffasse. Ich wußte das Alles und schwatzte Dir von tausend andern Dingen vor; aber nun höre, wie es mit ihr zu uns steht, und vergieb mir meine Zerstreuung im vorigen Briefe.

Bei den Frauen unsers Hauses hat sich Mistreß Black fast noch mehr Beifall erworben, wie bei den Männern. Mama hört ihr gern zu, wenn sie von den häuslichen Sitten und Gebräuchen der fremden Länder erzählt, in denen sie gelebt, und ist sehr erbaut von ihrer Kindererziehung, von der George freilich ausgenommen ist, weil er sich selbst erzieht. Ida und Louise empfinden eine

ehrfurchtsvolle Zuneigung zu ihr, die sich ebenfalls von den Kindern herschreibt. Helene lebt freilich ihr eignes Leben; sie bleibt, wenn der Major nicht hier ist, viel in ihrem Zimmer allein, sieht es indessen gern, wenn Inez (wie Mistreß Black jetzt hier genannt wird) sich zu ihr setzt und sich von ihr Unterricht in feinen weiblichen Arbeiten ertheilen läßt, die sie bisjetzt nicht gekannt zu haben scheint. Da im Frühlinge mit Dekoration der Zimmer begonnen werden soll, die der Major mit seiner künftigen Gemahlinn bewohnen wird, so konnte Mama die schöne Inez nicht auf längere Zeit einladen; allein bei der Nähe der Stadt wird sie doch viel hier sein, denn man gewöhnt sich schon sehr an einander, und Du wirst, wenn Du kommst, genug Gelegenheit haben, sie näher kennen zu lernen. Jetzt wird es Dir nur lieb sein, sie unter den Deinigen mit Liebe aufgenommen zu wissen. Ob sie sich aber dazu eignet, das häusliche Glück eines Menschen zu gründen, der wie Du an ein deutsches Familienleben im schönsten Sinne des Wortes gewöhnt ist, und der stille Häuslichkeit, hingebende Liebe und Treue an seinem Weibe zu finden hofft, bezweifle ich sehr. Vergieb mir, mein Bruder, diese hartklingende Worte; aber Du erwartest Wahrheit von mir zu hören und ich gebe Dir meine innerste Überzeugung. Gelegentliche Bemerkungen, die sie zuweilen hinwirft, scheinen mir auf Lebens-Ansichten zu deuten, die ganz von denen unserer Frauen

abweichen. Noch immer kann sie es unter andern dem armen William nicht verzeihen, daß er die Prätension gemacht, sie solle nur für ihn und seine Kinder leben, und ich glaube, daß sie noch heute ganz gern ein wenig mehr von der Welt und ihren Freuden genösse. Der Capitain kennt sie gewiß noch näher, als er uns bei seinem Besuche in Lalau merken ließ, und sie kann, wie der Major bemerkt haben will, eine Befangenheit nicht ganz verbergen, wenn sein Name genannt wird. Du weißt, ich habe ein Pferd von ihm erhalten und in dem Briefe, den er mir dabei schrieb, gedenkt er der schönen Inez mit folgenden Worten:

„Mit Vergnügen, lieber Rittmeister, höre ich, daß Mistreß Black durch die leidige Überschwemmung in den schönen Familienkreis geschleudert ist, den ich in Lalau kennen zu lernen die Ehre hatte, und könnte sie länger dieses Glückes genießen und sich gelegentlich einige der häuslichen Tugenden der Frauen des edlen Hauses Steinfels aneignen, so würde sie ein Prachtexemplar von einem Weibe werden. Man soll auch an Niemand verzweifeln, bis er als ein Schurke gestorben ist, und manche junge Sünderinn ist endlich gar eine Betschwester geworden, warum sollte nicht eine so reichbegabte Natur es über sich gewinnen können, fein sittsam auf der Mittelstraße, wo wir die Frauen am liebsten umherwandeln sehen, sich fortan zu bewegen. Denn nicht

wahr, mein Lieber, Ihr denkt darin wie ich. Nur Bräuten sehen wir zuweilen Extravaganzen nach, d. h. wenn sie zu unsern Gunsten sind; aber mit einer Frau sich bald oben im Sonnenlichte zu baden, daß man die Erde wie ein Adlerpaar aus dem Gesichte verliert, oder mit ihr in den Orkus hinabfahren zu müssen, — brrr — es schaudert einem die deutsche Gänsehaut. Nun, Ihr habt Euch vorgesehen, und die Devise des Hauses Steinfels und die Anwendung, die Ihr davon auf Eure Braut macht, und das holde Fräulein selbst, Alles hat so sehr meine enthusiastische Theilnahme erregt, daß ich von Herzen sage: „Ich gratulire, Camerad!"

Seid so gut, mich nächst den Damen der edlen Familie, deren köstlichstes Reis Ihr pflücken werdet, auch Mistreß Black zu empfehlen. Vermeldet ihr, wenn ich bitten darf, meinen bodenlosesten Respect, den ich ewig ihrer Schönheit zollen würde, und sagt ihr gefälligst, daß ich mich mit Seligkeit (oder welches Wort Ihr sonst passend findet, um einen außerordentlichen Genuß zu bezeichnen) der Bälle bei Lady Leith und beim General H. u. s. w. erinnerte, die ihre Gegenwart mir zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens geschaffen hätte.

Man muß sich dieser Art Frauen immer auf eine ungewöhnliche Art nahen; daher bitte ich Euch, ja nichts wegzulassen aus der Phrase; sie wollen lieber ein wenig

getäuscht, als nicht genug gefeiert sein, und der arme redliche William war darum kein Mann für diese Inez, denn er verstand weder zu täuschen, noch auf die Länge sich täuschen zu lassen.« — — —

Wir kennen nun freilich die leichtfertige Weise des Capitains; aber mich dünkt, er weiß doch, daß er ein Recht hat, so über Mistreß Black zu reden, und wenn Du die Neigung nicht überwinden könntest, so wirst Du gewiß ihn fragen, wie er zu diesem Rechte gekommen ist, und Dir so die nächste Aufklärung schaffen. Deine Schwestern, mein Franz, sind jedenfalls edlere, bessere Naturen; Louise ist ja ein Engel, aber auch Helene wird gewissenhaft ihre Pflichten als Gattinn, Hausfrau und Mutter erfüllen, wenn das Schicksal ihr diese einst auferlegen sollte. Mag der arme Black noch so eifersüchtig, noch so engherzig gewesen sein: sie hat jedenfalls gefehlt, ihn nicht mehr geschont, ihm nicht nachgegeben zu haben in den Ansprüchen, die er an ihre Wirthlichkeit, an ihre Liebe für sich und seine Kinder und an ihre Häuslichkeit machte; eine Frau darf es nie dahin kommen lassen, daß der Mann sie an ihre ersten Pflichten erinnern muß, viel weniger, daß er sie vergebens daran erinnert. Adieu, Bester!

Dein Oskar.

Helene von Steinfels an Franz.

Freiburg, den 20. März 1818.

Mein liebster Franz!

Du bist also wirklich und alles Ernstes ungehalten über meinen ersten Brief? Es thut mir leid, aber er konnte nun einmal nicht gescheut ausfallen, da sich noch so wenig ereignet hatte, welches Papier, Dinte und Mühe werth war, und vor Allem des Portos.

Du siehst, wie sparsam ich schon geworden bin, und gewiß, Franz, ich werde eine gute Hausfrau, eine brave Frau Majorinn werden. Frau Majorinn! Es ist doch ein artiger Titel, und ich will, daß meine künftigen Domestiken mich so nennen sollen, statt gnädige Frau; denn ich will die Majoresse meines Hauses sein und mitunter ungnädig, wenn die Leute nichts taugen. Einst hatte ich mir ein anderes Bild von meinem häuslichen Glücke entworfen, das ich nun täglich mehr und mehr den wirklichen Verhältnissen meines Lebens anzupassen bemüht bin. Es war das Resultat der Romanleserei, die ich jetzt wie die Sünde hasse; man faßt nur dumme Gedanken und unsinnige Vorstellungen daraus auf, das liebt sich, und warum? das heirathet sich, und weshalb? das lebt, und wovon? Alle diese Fragen könnte man sich oft machen, wenn man vernünftig sein wollte; aber man thut es nicht, man denkt nur: „so sind die und die doch so unendlich glücklich geworden; so steht es in

dem wundervollen Buche, und so, nur so, kannst auch Du glücklich werden.“ Großer Gott, wie dumm ist man doch zu gewissen Zeiten und in gewissen Jahren! Ein Glück, wenn der Verstand vor den Jahren kommt, wie es bei mir der Fall ist. Du sollst nur sehen, wie ich in all' den Drell und Leinen hineinschneide und berechne, wie viel ich hier, wie viel da heraus bekommen kann; auch in die Küche gehe ich und sehe mir das Wesen an, welches da getrieben wird. Als am Sonntage der Major hier war, habe ich mit eigenen Händen den Plumpudding bereitet, der ihn ganz in Extase (ja denke nur, in Extase!) setzte. Auch den Kaffee filtrirte ich auf englische Weise, und wie er es gern hat, d. h. ich bereite Extract und gebe davon in die Tassen und gieße Wasser nach; Inez trinkt ihn auch so am liebsten, und wie gern thue ich Alles, so wie sie es mag. O Franz! wie dankbar bin ich Dir, daß Du unserer albernen Vorurtheile nicht achtend, aus schöner Menschlichkeit diesem edlen Wesen eine Freistadt im Hause Deiner Mutter anbotest; Du denkst nicht, welch' anderes Leben durch sie und die Kinder hineingebracht ist. Sie giebt uns Bräuten das schönste Beispiel, wie wir einst unsere Kinder erziehen müssen, und wie wir es anzufangen haben, uns über die Leiden und Beschwerden des Lebens hinweg zu bringen. Sie hat das Leben in seinen Höhen und Tiefen kennen gelernt; dennoch ist sie ein Kind

an Unbefangenheit, an Lernbegierde, an vertrauender Hingebung geblieben.

Sie arbeitet jetzt oft mit mir in meinem Stübchen, und es ist erstaunlich, wie schnell sie Dinge begreift, die ihr bis dahin ganz unbekannt gewesen. Sie sah eine Börse, die ich für den Major in Perlen stricke: gleich wollte sie, die noch nie eine Stricknadel in Händen gehabt, auch eine solche anfangen. Gern begann ich mit ihr den Unterricht, bei welchem wir erst tausend Scherze trieben; dennoch war sie in einer Stunde so weit, daß sie anfangen konnte, die Perlen nach dem Muster aufzuziehen, und jetzt ist sie weiter mit ihrer Arbeit fortgerückt, als ich mit der meinigen. Sie las noch nicht deutsch, Black hatte ihr nur in der ersten Zeit ihrer Liebe Unterricht im Reden dieser Sprache ertheilt, (er scheint so gern in ihr die Schwüre ewiger Liebe und Treue von Inez sich haben wiederholen lassen;) kurz, sie fing zuerst mit George an zu lesen, und jetzt lies't sie mir Schillers Werke, zwar langsam, aber ohne Anstoß vor. Ach, mein geliebter Bruder! die Freundschaft ist ein weit beglückenderes Gefühl, als die Liebe. Hier ist Alles klar und rein; man giebt sich ganz, wie man ist, und der Freund sieht mit unbefangenen Blicken auf unsere Tugenden und Fehler. Die einen liebt er, auf die andern macht er uns aufmerksam, und wir suchen sie uns abzugewöhnen, statt daß der Liebhaber selbst unsere

Schwächen vergöttert und sie so zu Fehlern heranzieht, die er dann, wenn er zur Vernunft gekommen ist, verabscheut und die eingewurzelten mit Stumpf und Stiel herausreißen will, was eine schmerzhafte Operation sein mag, und dennoch wird immer ein Stückchen sitzen bleiben, welches neue Schüsse treibt. In Oskar sehen wir das Beispiel. Nicht, daß Louise irgend einen Fehler hätte; aber, Franz, es ist widerlich, diese Anbetung ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Huld sogar, einen Tag wie alle mit anhören und sehen zu müssen. Es ist gewiß, ich würde mich nie für ihn geeignet haben. Ich verlange, daß mein Gemahl mich in Respect zu halten versteht, und des Majors Ernst gefällt mir tausendmal besser, als dies läppische Wesen. Louise hingegen gewöhnt sich schon ganz gut an die süße Kost, die er ihr täglich reicht. — Mistreß Black hat nicht seinen Beifall; mindestens bemerkt er sie wenig und sie ist zu stolz, um sich um ihn zu bekümmern. Ach, er sieht überhaupt Niemand, als Louise, und man begreift nicht, wo er vorher, ehe er so plötzlich Augen für sie bekam, diese bis dahin gehabt hat. Du weißt selbst, mit welchem Enthusiasmus er uns Inez's Schönheit schilderte; war sie nicht eine Göttinn, eine Königinn, und Gott weiß, was sonst? Jetzt beachtet er die Herrliche kaum, und sie ist doch so ganz unvergleichlich schön, daß selbst ich, als eine Frau, ganz davon bezaubert bin. Ihr

Haar ist so stark und lang, daß sie jeden Monat es schneidet, weil es ihr sonst zu schwer wird. Louise und ich haben schon beide eine lange Kette davon zum Geschenk von ihr erhalten. Und ihre Wimpern und das Auge, daß sie so schön einfassen, — es ist Alles unvergleichlich an ihr, und wenn ich sie mir im Reiz der ersten Jugendblüthe denke, so begreife ich es recht, wie sie ein Gegenstand der höchsten Bewunderung gewesen ist. Sie sagte, sie habe nie Farbe gehabt, und nur ihr väterlicher Freund, der General H., habe sie einstmals bewogen, ein wenig Schminke aufzulegen; allein da sei der unglückliche Black außer sich gewesen, und sie habe ihm schwören müssen, nie wieder einen solchen Versuch zu machen. Der Mann hat sie überhaupt entsetzlich tyrannisirt. Sie theilt mir mitunter kleine Scenen aus ihrem häuslichen Leben mit, das sie mit ihm besonders während der letzten Tage seines Lebens geführt hat. Es ist wirklich zum Erbarmen elend für Beide gewesen, und dennoch liebten sich Beide leidenschaftlich, und sie weint oft stundenlang vor seinem Bilde, das wir acht Tage nach ihrem Hiersein holen und ihr in ihrem Boudoir aufhängen ließen. Das kleine Cabinet, worin wir als Kinder unsere kleine Bibliothek hatten, ist mit einem Divan, einem Schreibtisch und andern Möbeln versehen worden, und hier hat George die Unterrichtsstunden, die ihm sein Lehrer ertheilt. Das Bild

des Vaters, (den ich, beiläufig gesagt, in einer andern Stellung abgebildet zu sehen wünschte) hängt über dem Divan, und hierher zieht sich meine arme Inez zuweilen mit ihrem Schmerz zurück. George wird mit Recht von seinem Lehrer als ein Wunderkind gerühmt, und im Sommer wird er viel mehr Unterricht haben müssen. Neulich brachte ich die Idee des Majors, daß er in Pension müsse, wieder in Anregung. Inez war allein bei mir, und sie schien nicht abgeneigt, so sehr sie den Gedanken von der Hand wieß, als ihn August selbst aussprach. „Wenn nur der Knabe selbst wollte,“ sagte sie. Ich war erstannt, daß sie dem zehnjährigen ein solches Recht zugestehen wollte und gab ihr dies zu erkennen. „Ach,“ erwiederte sie, „als der älteste Sohn und als der Vertraute seines Vaters sind ihm erst von diesem, dann aber auch von mir selbst nach und nach große Rechte eingeräumt; er soll doch einst mir und den Geschwistern den Vater ersetzen, er hat Verstand und Urtheilskraft und sein Charakter besitzt eine seltene Festigkeit.“ „Nun,“ sagte ich, „da wollen wir mit ihm reden; er selbst fühlt gewiß längst, daß ihm der Unterricht hier nicht genügt, und um so früher er lernt, um so eher wird er einst seine Pflichten erfüllen können.“ Sie trug mir nun auf, mit ihm zu reden, aber ihm nicht merken zu lassen, daß ich schon mit ihr davon gesprochen. Nachmittags forderte ich ihn zum Spazier-

gange auf, auf welchem er und Inez jetzt öfters meine Begleiter sind; sie blieb unter irgend einem Vorwande zu Hause, und wir gingen den Weg zur Stadt; hier hub ich an:

„N.. ist eine so kleine Stadt, Du wirst dort kein großer Mann werden können, George! Ich wünschte, Deine Mutter trennte sich auf einige Jahre von Dir, damit Du in einem großen Orte Dich für Deinen künftigen Beruf ausbildetest.“

„Das kann sie nicht, Miß Helen; wenn ich nach einem andern Orte gehe, so begleitet sie mich.“

„Aber, George, es ist ihr vortheilhafter, in diesem kleinen zu leben, und angenehmer; Du weißt, sie hat nur ein geringes Einkommen, und sie wird hier mit der Hälfte auskommen, wie in einem großen Orte, wo sie überdies so sehr allein stände.“

„Allein nicht, Miß Helen, denn ich und meine Geschwister sind bei ihr, und Master Black hat sie gebeten, sich nicht von mir zu trennen, bis ich in das Institut zu London komme, wo General H. mich eingekauft. Dann aber wird meine Mutter auch in London wohnen.“

„George! Dein Vater konnte vor seinem Tode gar nicht wissen, wie sich das Leben Deiner Mutter künftig gestalten würde; überdies war er sehr krank, als er seine Verfügungen traf, und Kranke sehen Manches anders

an, als wenn sie gesund wären. Glaube mir, Deine Mutter weiß wohl besser, was Dir gut ist, als Dein Papa es damals wissen konnte. In London würde sie jetzt ganz allein stehen und sehr viel Geld gebrauchen; hier hat sie Freunde gefunden und wird Deine Geschwister leichter erziehen und für ihre Gesundheit sorgen können, als in dem ungesunden London."

"Miß Helen," sagte der Knabe ernst, "Master Black konnte wissen, wie meine Mutter künftig leben würde; denn er hat es ihr gesagt und sie hat es so versprochen, und Sie und Louise werden sie auch noch lieb haben, wenn sie mit mir in London ist."

"Sicherlich, mein George," sagte ich; "aber Deine Mama spricht und sieht uns gern, und wir würden uns recht schmerzlich von ihr trennen."

"Aber sie wird es einst müssen, sobald ich vierzehn Jahre alt bin, und das ist noch recht lange hin; bis dahin werde ich schon hier beim Rector und beim Pfarrer Unterricht finden, und ich will sehr fleißig sein, ich habe es auch versprochen."

Alles was ich noch einwandte und anwandte, ihn zu einer andern Meinung zu bewegen, scheiterte an der Festigkeit des Knaben, und als ich Inez von meiner Unterredung mit George in Kenntniß setzte, sagte sie mit einem Seufzer: "Ich wußte es wohl." So hat denn nun Ottfried vorläufig mit Pastor Mädel gesprochen, der

dem seltsamen Knaben Privatstunden ertheilen will. Die arme Inez! So stark sie in manchen Dingen ist, und so viel Stolz und Festigkeit sie zuweilen zeigt, so schwach ist sie in Beziehung auf George, dem sie eine wirklich lächerliche Autorität über sich einräumt. Sie ward ganz ängstlich, als ich ihr vorschlug, ich wolle noch einmal in ihrem Beisein von dem veränderten Erziehungsplane anfangen, und ich glaube fast, daß sie fürchtet, der selige William könne ihr als ein Gespenst erscheinen, wenn sie nicht alles thut, wie er es befohlen. Doch nun Adieu! mein bester Franz; ich hoffe, daß dies ellenlange Schreiben Deinen Beifall hat, und daß Du mir dies bald in einem eben so langen sagst.

Louise darf noch nicht schreiben, ihre Hand schmerzt noch ein klein, klein wenig. Das sagt sie nicht grade zu, aber Oskar hat es aus diesem und jenem gemerkt, und nun wie dürfte sie sie gebrauchen? Sie grüßt Dich aber durch mich zärtlich, da sie selbst bange ist, daß Oskar, dem sie es aufgetragen, es vergißt, „weil er an sie denkt,“ wie ihr das oft mit Aufträgen passirt, die sie ihm giebt. Mama bittet sich nächstens einen eigenen Brief von Dir aus. August ist Dir von ganzem Herzen gewogen, auch Ida und Claus grüßen Dich, und Inez dankt für das Compliment, was Du ihr in Deinem Hirtenbriefe gesendet. Sie spricht mit wahren Entzücken von Dir; der Instinct scheint ihr zu sagen,

daß sie es Dir ganz allein verdankt, wenn sie jetzt unter theilnehmenden Wesen lebt. Wir lasen neulich den Thiodulph von Foque, und sie meinte, so, wie Du, müsse der ausgesehen haben. „Ich denke noch," sagte sie, „wie er mich, ehe ich es mir versah, aus dem Wagen hob und mich durch das schmutzige Getümmel trug, die Treppe des Hauses hinan, und wie er dann, wie beschämt über seine Kühnheit, nicht wagte, mir weiter zu folgen. Er ist recht wie ein Ritter, muthig und kraftvoll wie ein Halbgott, und bescheiden wie ein Mädchen." — Adieu zum zweiten oder dritten Male; das ganze Haus trägt mir abermals Grüße für dich auf.

Louise an Franz.

Freiburg den 2. April.

Mein innig geliebter Bruder!

Endlich gestattet mir Oskar, Dir zu schreiben; Du glaubst nicht, wie er meine Hand verzieht, und wie viel süße Worte mir die unbedeutende Verwundung eingetragen hat. Wie soll ich nur so viel Liebe verdienen? Er gestattet mir nicht einmal, etwas zu arbeiten, um ihm eine kleine Überraschung zu bereiten, und so bin ich denn in dem unglücklichen, glücklichen Verhältnisse, alle Tage nehmen zu müssen, ohne etwas geben zu dürfen. Wie fehlst Du uns, Du Geliebter! Mir wardst Du in einem Augenblicke entrissen, da ich mich

dessen kaum bewußt war, und als ich wieder das Glück der Genesung genoß, warst Du schon fern. Aber die Segenswünsche der Unglücklichen, denen Du ein Schutzgeist geworden, folgten Dir nach, und ich habe selbst mehrere für Dich in Empfang genommen. Die alte Märtens, die ich in ihrer langen Krankheit zuweilen besucht habe, und die mir recht gut ist, sagte mir selbst Adieu und trug mir auf, Dir zu sagen: „so lange sie noch lebe, werde sie nur für Dein Glück zu Gott beten.“ Du Guter hast uns gar nicht erzählt, daß Du sie mit Gefahr Deines Lebens aus ihrem Hause getragen hast, und daß die Gelähmte hätte jämmerlich ertrinken oder vor Hunger und Kälte umkommen müssen, wenn Du sie nicht mit übermenschlicher Kraft die steile Leiter hinangetragen und dann in einer selbsterfundnen Winde in den Kahn hinunter gelassen hättest. Wir alle waren durch ihre Erzählung bis zu Thränen gerührt, und ich bitte auch noch täglich einmal mehr den liebenden Vater über den Sternen, meinen Bruder so glücklich zu machen, als sein edles menschenfreundliches Herz es verdient. Inez sagte bei der Gelegenheit zu George: „Sieh Knabe, so handeln edle Männer, sie setzen das eigene Leben ein, um ein fremdes zu retten, und dann reden sie nicht davon.“ „So will ich auch einst werden, Mama,“ erwiederte der herrliche Knabe, der jeder Größe nachstrebt. Ich lese jetzt zu meinem unendlichen Vergnügen Beckers

Weltgeschichte mit ihm, und wir sind bis zur Geschichte der Griechen vorgeschritten. Ich wünschte, Du könntest ihn sehen, wenn er von heldenmüthigen Knaben liest. Sein ganzes Wesen athmet Stolz und Würde, und jede Muskel seines Körpers, jeder Zug seines schönen Gesichts, ja der Strahl seiner leuchtenden Augen sagt: „Das kann ich alles auch.“ Rede ich mit ihm von den großen Männern der Vorzeit, von denen wir eben gelesen, so fällt er ein so treffendes Urtheil über sie, daß Oskar mit mir gleich erstaunt ist. Mit Letzterem ist er ganz ausgesöhnt, ja, ich glaube, er ist ihm immer gut gewesen, und mir beweis't er eine zärtliche Zuneigung. Daß er je von hier sollte, ehe die Mutter mit ihm nach London zurückgekehrt, ist ein Gedanken, gegen den wir alle uns auflehnen würden; Inez muß mit ihrem holden Kleeblatte vereint bleiben.

Wir alle segnen Dich, daß Du uns die lieben Gäste zugeführt hast. Ich lebe mit den Kindern ein himmlisches Leben; es ist mir, wenn ich William und Jenny neben mir sehe, ihnen Parabeln von Engeln erzähle, als hätten sie zu den Bildern meiner Geschichte gesessen. Sie sind zärtlich, weich nnd anschmiegend, besonders William. Jenny kann mitunter ein kleiner lieber Schelm sein, sie kriecht unter den Tisch und ruft dann mit süßer Stimme: „Louise, suche mich, ich liege in einem großen Wasser, ich bin ein Fisch!“ Ich suche sie dann scheinbar, wie eine

Stecknadel und finde sie nicht; sie ruft dann wieder, „hasche mich, ich bin ein Vogel,“ und läuft im Zimmer umher, ich hinter ihr drein mit kleinen Schritten und kann sie nicht haschen; dann ruft sie wieder: „flüchte Dich! ich bin ein Wolf und beiße Dich!“ Dann laufe ich vor ihr her und lasse mich endlich von ihr einfangen, und dann hat das holde Geschöpf eine unendliche Freude und schlingt die Ärmchen um meinen Hals und küßt mich so süß.

Du siehst, ich werde selbst wieder mit zum Kinde, indem ich Dir solche Spiele mittheile. Aber ich weiß es, Du liebst ja auch so sehr die Kinder.

Der böse Oskar hat Dir neulich nicht einmal Grüße von mir bestellt. Ich war wirklich ungehalten gegen ihn über seine entsetzliche Zerstreuung, aber dann giebt er mir so süße Gründe dafür an, daß ich nur zu bald ihm wieder gut bin, und darum bessert er sich nun auch gar nicht. Aber geliebter Freund meiner Jugend! mein Bruder! mein Franz! Alle diese lieben Namen rufe ich Dir zu, damit Du recht auf mich hörst, wenn ich Dir sage, daß ich unendlich glücklich durch meine Liebe zu Oskar, noch glücklicher aber durch die seine bin. — Gott erhalte sie mir nur und meine Mutter und meine Geschwister und nehme mir dann Alles, ich werde doch beneidenswerth reich sein. Wie sehr wünschte ich, daß auch Du ein Wesen fändest, würdig Deiner, dem Du

Dein edles reines Herz schenken könntest, und in dessen Liebe Du ein Glück fändest, wie es Deine Louise genießt. Einst redetest Du oft von der Tochter Deines Generals, und ich dachte mir, daß Du ihr eine größere Theilnahme schenktest, als andern jungen Damen, irrte ich mich? Oder will mein Bruder uns einst mit so freudiger Nachricht überraschen? Ach, wenn man selbst so glücklich ist, wünscht man, daß es die liebsten Freunde auch sein mögten.

Was sagst Du? ich reite jetzt! Oskar hat mir ein wunderschönes weißes Pferd, roth aufgezäumt, und einen Queersattel, mit rothem Sammet ausgeschlagen, zum Geschenk gemacht. Seine Mutter hat mir ein kostbares Reitkleid und ein Kastorhütchen gesendet, und es fehlt mir nur noch die Übung, mich so fest im Sattel, wie sonst hinter Dir auf Deinem Braunen, zu fühlen, um dann weitere Touren mit Oskar zu machen. Sein sehnlichster Wunsch ist, daß ich mit ihm ganz allein, nur den Reitknecht hinter uns, bis nach Lalau reite, wo Ida durch meine Kunst und das Pferd überrascht werden soll. Doch bisjetzt erlauben es die Wege nicht. In vierzehn Tagen zieht Mistreß Black zur Stadt, allein wir werden uns täglich sehen. Lebe wohl, Geliebter! Oskar umarmt Dich brüderlich.

Franz an Oskar.

B., den 31. März.

Daß doch die Posten noch immer so langsam gehen! Erst gestern erhielt ich Helenens Brief, den Deinigen zwei Tage früher, wie er auch abgesendet war, und ich will nun gleich heute beide beantworten, um recht bald wieder etwas aus der Heimath zu erfahren. Das Leben erscheint mir hier jetzt schaal und nüchtern; der Dienst des Friedens-Soldaten ekelt mich an, es ist ein Parade- ein Kamaschenwesen, welches uns, die wir die ernste, erhabne Seite des Berufs eines Kriegers kennen gelernt haben, auf die Länge unerträglich werden muß, und wäre ich ganz mit meinen Plänen für die Zukunft auf das Reine, ich reichte noch heute mein Abschiedsgesuch ein. Wenn man dem Vaterlande in der Zeit der Gefahr zu Hülfe eilt und Blut und Leben an seine Rettung wagte, so denke ich, kann man im Frieden in seine eigne Hütte ziehen und unter dem Schatten des Ölbaumes seinem eignen Glücke leben. Aber das kleine Freiburg wird noch so gut durch meine Mutter verwaltet, und ich würde ihr die liebgewordenen Geschäfte weder nehmen, noch die unbedeutenden mit ihr theilen wollen. Dennoch beschäftigt mich der Gedanke an eine andere Existenz Tag und Nacht, und ich entwerfe einen Plan nach dem andern und verwerfe einen nach dem andern. Mein alter, würdiger General, der mir immer eine wahrhaft

väterliche Zuneigung bewiesen hat, und mit dem ich vor einigen Tagen über diese Plänemacherei sprach, war ein wenig ungehalten. Er liebt unsern Stand vor Allem, er nennt uns die Säulen des Staats und den Dienst im Frieden eine Vorbereitung auf den Krieg, gegen den der Staat stets auf der Hut sein muß. Er meint auch, ich würde mich auf die Länge auf dem Lande langweilen, ihm sei es eben so ergangen, obgleich seine Besitzungen einen weit ausgedehnteren Wirkungskreis darbieten; kurz, er überredete mich erst, dann bat er mich sogar, in dem ersten Jahre mindestens, nicht wieder von einem solchen Einfalle, wie er es nannte, zu reden. Überdies sagte er mir im Vertrauen, daß sein Adjudant in einigen Monaten abgehen, und er mich an seine Stelle vorschlagen wolle. Da siehst Du nun, mein Bruder, daß ich Aussichten habe, die für mich noch vor fünf Monaten das Ziel meiner höchsten Wünsche waren, ach, aber jetzt? — — — Würde ich mit einer Frau hier meinen Verhältnissen angemessen leben können? — — Ich ließ dem General den Wunsch, mir ein häusliches Glück zu gründen, von ferne merken, und sprach die Dir eben vorgelegte Frage nicht undeutlich aus. Aber wie sehr gereute mich meine Offenherzigkeit; denn der Vortreffliche sagte: „Und warum denn nicht, wenn Ihre künftige Gemahlinn von Geburt ist und Vermögen besitzt, warum sollten Sie hier nicht so angenehm, als irgendwo

anders leben können? Unter dem Scepter des besten Monarchen, in einer Stadt, wo die Künste und die Verbindung mit der ganzen Welt uns jeden Tag neue schöne Genüsse darbieten, geachtet und geliebt von Ihren Cameraden, deren Freundschaft im Getümmel der Schlachten sich gestählt hat, und an der Seite eines alten väterlichen Freundes, der Sie längst als seinen Sohn liebt. Warum denn nicht? frage ich Sie noch einmal."

Ach, Oskar, ich muß Dir gestehen, daß ich, der ich, wie Du weißt, außer mit meinen Schwestern wenig die Unterhaltung der Damen aufgesucht hebe, öfter mit Adelen, der einzigen Tochter des Generals, zusammengetroffen bin. Die Güte des Vaters führte mich sehr oft in sein Haus; er hatte mich seiner Gemahlinn vorgestellt, so lernte ich Adele näher kennen, und es war natürlich, daß ich auf Bällen und sonst sie als meine einzige Damenbekanntschaft aufsuchte. Meine Cameraden, die mich aus Neckerei früher den Weiberfeind nannten, begannen jetzt ihre Glossen zu machen über meine Auszeichnung Adelens, und nur ein ernstes Wort brachte sie endlich zum Stillschweigen. Doch werden, wie es die fade Sitte der Zeit ist, Adelens Freundinnen es mit ihr vielleicht eben so gemacht haben, denn bald ward sie mir gegenüber verlegen und ungewiß in ihrem Betragen. Ich trat nun zurück und vermied so viel als möglich, sie zu sehen; allein der alte General führte selbst

zu oft die Gelegenheiten herbei, und endlich schien es mir, als ob er ein Vergnügen daran fände, uns einander gegenüber in Verlegenheit zu bringen. Ich erzähle dies nur, damit Du Dir die Scene zu erklären weißt, die folgte, als er mich zum zweiten Male fragte: „Warum denn nicht?“ und ich nun mit einiger Verlegenheit antwortete: „Wenn nun der Gegenstand meiner Neigung weder das, was man Geburt nennt, noch Vermögen besäße!“

Er sah mich mit Befremden und Erstaunen an und schwieg eine lange Weile, dann sagte er:

„Ja, wenn ich mich so in Ihnen geirrt hätte, wenn Sie im Stande wären, die lange Reihe ehrenwerther Vorfahren durch eine Mißheirath zu beleidigen, wenn Sie, von dessen Verstande und Vernunft ich bis zu diesem Augenblicke die vortheilhafteste Meinung hatte, aus thörichter Leidenschaft Sich, Ihre Familie, Ihre achtungswerthe Existenz wegwerfen könnten; dann freilich könnten Sie nicht in B. leben, dann thun sie besser, Sie zwingen Ihre Mutter, sich irgendwo in einem kleinen Neste ein paar Zimmer zu miethen, und Sie ziehen auf ihr kleines Gut, und indem Sie Ihren Kohl und Ihre Kartoffeln bauen, finden Sie in den Armen der Liebe Ersatz für alle Kränkungen, die Sie denen zugefügt haben, die auf Ihre Dankbarkeit, auf Ihr Pflichtgefühl, auf Ihren bis jetzt so ehrenwerthen Charakter,

die Hoffnung der schönsten Zukunft aufbauten. Verzeihen Sie," fügte er hinzu, "wenn ich mich durch meine wahrhaft väterliche Zuneigung für Sie, mein junger Freund, hinreißen ließ und wärmer ward, als es die Gelegenheit erforderte. Denn nicht wahr, Ihre Frage war nicht ernstlich gemeint? Sie trugen bisher den Beinamen: der philosophische Weiberfeind; Sie werden sich nicht einer unüberlegten Leidenschaft hingeben, gestehen Sie es mir nur gleich, es war nur eine Frage, um unser Gespräch zu verlängern."

Ich gestehe Dir, ich war in der seltsamsten Verlegenheit. Was wollte ich denn eigentlich? War ich selbst schon mit mir darüber einig? Ich weiß nichts, als daß ich dies göttliche Weib liebe; aber ob ich sie lieben darf, ob sie je meine Neigung erwiedern wird, ob sie sich entschließen würde, zum zweiten Male ihr Geschick an das eines Mannes ohne großes Vermögen und in bescheidner Stellung zu knüpfen; ob meine Verbindung mit ihr endlich den Segen meiner Mutter haben würde? Wer kann mir jetzt schon eine dieser Fragen beantworten? Ich fühlte, daß ich schnell wieder einlenken mußte, und sagte:

"Es war nur ein möglicher Fall, denn das Einzige steht bei mir fest: ich bin gesonnen, mir bald ein häusliches Glück zu gründen!"

Mein würdiger Freund umarmte mich jetzt und sagte

heiter: „Thue das, mein Sohn; denn: Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, spricht Sirach, deß lebet er noch einmal so lange; ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe und wird dem gegeben, der Gott fürchtet."

Unser Gespräch ward hier zu meiner Freude durch eine Meldung unterbrochen, und Gottlob! hat der General es nicht wieder angeknüpft; doch ist er seitdem fast noch herzlicher gegen mich geworden, und ich kann es mir nicht verbergen, daß ich glauben muß, wenn ich ihn um die Hand der sanften Adele bäte, er versagte sie mir nicht.

Aber ich habe keinen Gedanken an irgend ein anderes weibliches Wesen, als Inez, und der Auszug des Schreibens vom Capitain Hugo, welches Du mir mitsandtest, hat meinem Herzen mehr als einen Dolchstoß versetzt. Wäre er am Orte gewesen, so hätte er mir mit den Waffen in der Hand seine versteckten Anklagen beweisen sollen! Allein so für eine Correspondenz eignet sich der Gegenstand nicht, und ich muß Alles, Alles auf sich beruhen lassen, bis ich erst mehr von Inez selbst weiß. Helene sagt mir, daß sie ihr einige Mittheilungen aus ihrem Leben gemacht habe; ach, könnte ich diese selbst von ihr hören, könnte ich in ihr Auge dabei sehen: ich wollte bald wissen, wem die Schuld einer unglücklichen Ehe zuzuschreiben ist! Du bewirbst Dich nicht um ihr Vertrauen, und wie sehr billige ich Deine

Zurückhaltung. Nicht, daß ich je fürchtete, sie könne Dir oder Deiner Ruhe gefährlich werden, mein Freund; der Verlobte meiner Schwester kann nie mein Nebenbuhler werden, aber Du sollst Dir diese Zeit Deiner jungen Liebe nicht schmälern mit traurigen Unterhaltungen, auch unser Dijonröschen nicht. Genießt Ihr Euer Glück rein und ungetrübt, und erzählt mir nur, wie ihr lebt; da Inez manche Stunde mit Euch hinbringt, so werde ich schon gelegentlich immer etwas von ihr hören. Helene ist ihre Freundinn geworden, und durch sie hoffe ich öfter Nachrichten über den Gegenstand meiner Träume, meiner Pläne, meiner Wünsche zu erhalten und dann mit eignen Augen mich zu überzeugen, was ich zu hoffen habe. Aber sei unbesorgt, ich werde nicht ohne Überlegung und Überzeugung handeln; der erste Anspruch, den ich an mein Weib machen werde, ist Reinheit der Gesinnung und ein tadelfreies Betragen. Nachtheiligen Gerüchten, in so fern sie ein schönes, ausgezeichnetes weibliches Wesen betreffen, traue ich wenig. Inez lebte in einer Sphäre und in Verhältnissen, wo sie mehr als irgendwo der Verläumdung ausgesetzt war, und die tolle Eifersucht des Schwindsüchtigen hat vielleicht das Meiste dazu beigetragen, ihren Ruf zu verdächtigen. Wie thöricht war das Betragen im Eskurial, von dem Hugo uns unterrichtete. Ein Libertin, ein Hagestolz wird sein Vertrauter, noch

ehe er ihn kannte! Und nun, wie wenig verdiente dieser das geschenkte Vertrauen; gab er es uns, die wir ihm ebenfalls fast unbekannt waren, nicht bei der ersten Frage preis? Es wird Dir seltsam klingen, aber als ich das edle schöne Wesen so von Mann und Freund heruntergesetzt sah, kam mir zuerst der Gedanke, ihr Ritter werden zu wollen, und wenn ich sie einst unschuldig finde, so soll mir dieser wettende Narr dafür büßen! Was hat sie ihm gethan, daß er sie fortwährend anfeindet? Sagt er nicht selbst, sie habe sich ihm freundlich bewiesen, und sollte er dafür nicht mindestens schweigen, wenn er sie nicht rühmen wollte? Wirklich, ich hasse diesen Menschen von ganzem Herzen, wie überhaupt Jeden, der mit dem guten Rufe eines Nebenmenschen leichtfertig verfährt. Es giebt eine Menschenart, die sich ein Verdienst daraus macht, uns über die Fehler jedes neuen Bekannten aufzuklären, als ob es nicht Zeit genug wäre, wenn wir sie selbst sehen. Schwächen, Jugendsünden, die seit langer Zeit verjährt, die durch ein späteres redliches Betragen längst wieder gut gemacht sind, die vielleicht gerade dazu beigetragen haben, den Charakter eines Menschen zu läutern: Alles decken sie uns geschäftig auf und bringen uns oft auf diese Weise eine schlimme Meinung von Menschen bei, die gegenwärtig unsere beste verdienen. Und findet man nicht immer, daß gerade die, die am meisten Werg am

eignen Rocken haben, am eiligsten sind, den ihrer Nebenmenschen an das Licht zu ziehen? Die wahrhaft tugendhaften reinen Menschen sind immer am nachsichtigsten, und ich habe es mir zur Regel gemacht, bei Jedem, der mich unaufgefordert von den Schwächen und Fehlern Anderer unterhält, alle diese und in noch höherem Grade bei ihm selbst zu suchen. So wie gewöhnliche Menschen, wenn sie leiden, sich gern mit dem Unglücke Anderer zu trösten suchen, so schlechte, wenn sie Andere zu ihrer Sphäre herabziehen können. Der Gute möchte gern alle Welt gut wissen und entschuldigt und vertheidigt daher lieber, als daß er anklagt.

Nun, ich will die Zeit erwarten, wo das, was jetzt im Dunkeln ruht, mir hell werden muß. Ein Monat von neunen wäre bereits zurückgelegt, und ich zähle die Tage des zweiten. An meine Mutter lege ich Dir einige Zeilen bei.*) Ach, daß sie mir so schwer wurden, ist die erste Folge eines ungewissen Verhältnisses; ich mußte jedes Wort auf die Wagschale legen, um mich ihr nicht zu frühe zu verrathen. Inez muß erst fest in ihrer Gunst stehen, ehe ich veralteten Vorurtheilen entgegen treten darf. Ach, es könnte sein, daß ich ihr nie ein Wort von meiner dann so unglücklichen Leidenschaft ge-

*) Dieser Brief hat sich nicht in unserer Sammlung gefunden. A. d. V.

stehe, denn noch einmal, wenn Inez schuldig wäre, wenn? (o Herr des Himmels, verhüte es gnädig!) dann kein Wort mehr von den glühenden Wünschen meiner Brust.

Adieu, mein Freund!

Franz an Helene.

B., den 31. März.

Du hast die Kürze Deines ersten Briefes so gut mit der Ausführlichkeit des zweiten vergolten, daß ich nichts mehr, als Liebe zu meiner Helene im Herzen trage. Meine liebe Schwester, wie sehr freue ich mich, daß Du Dich glücklich in allen Deinen Verhältnissen fühlst; ich bin es jetzt selbst überzeugt, Du wirst eine gute und glückliche Hausfrau werden, seit ich mich überzeuge, daß Du es werden willst. Eine kluge, verständige Frau kann gewiß viel über sich gewinnen, und der Major ist ein redlicher Mann, den Du immer von Herzen achten wirst. Menschen, die, wie Du, mit großer Thatkraft geboren sind, bedürfen für ihr Herz nicht so viel Nahrung wie Andere, die mehr ein Gefühlsleben leben. Du wirst rings in einem weiten Kreise um Dich her wirken und gewiß viel Gutes, und ich wünschte aus dem Grunde, damit Du gleich mehr Beschäftigung fändest, Du gingst mit dem Major auf sein Gut, obgleich ich Mama's halber es kaum aussprechen mag. Wie herrlich hat Gott Alles geleitet! Ich glaube immer mehr,

daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, wenn es auch hin und wieder Ausnahmen giebt, die dies zu widerlegen scheinen, wie zum Beispiel die der armen Mistreß Black. Meine geliebte Schwester! verrathe mich nicht, wenn ich Dir sage, daß ich mich sehr für diese unglückliche Frau interessire und gern etwas mehr von ihrem früheren Leben wüßte. Du würdest mir eine Freude machen, wenn Du mir recht oft und ausführlich mittheilen wolltest, was sie Dir davon sagt. Daß sie Euch Allen eine liebe Hausgenossinn geworden ist, ließ sich zwar erwarten; aber es freut mich doch, es von Dir zu hören, auch daß sie zufrieden unter Euch lebt. Ich habe Mama proponirt, ihr die Zimmer einzuräumen, die Ida sonst mit dem Gemahle bewohnte, und ihr und den Kindern den Sommeraufenthalt in Freiburg zu gönnen, der so schön ist. Im Herbst zieht sie dann schon des Knaben wegen lieber zur Stadt. Rede Du ja zu, wenn die gute Mutter ein wenig schwierig sein sollte. — Was ist es doch mit diesem George? Welch' seltsames Verhältniß! Eine Mutter, die sich eine dritte Person wählt, um zwischen ihr und ihrem zehnjährigen Knaben eine Sache zu ordnen, und dann am Ende nicht einmal ihre Wünsche durchzusetzen vermag! Ich gestehe, daß ich gern dies Räthsel gelös't sähe; aber natürlich kann man dies nur vom Zufall, oder den vertraulichen Mittheilungen, die Inez darüber giebt, erwarten,

alles Forschen und Erspähen von Geheimnissen Anderer ist mir in den Tod zuwider.

Du sagst, sie weint oft vor dem Bilde des Verstorbenen, — liebt sie ihn noch immer so sehr? und gilt die schwarze Kleidung noch immer seinem Verlust? Du meintest einst, ihr würde kaum eine andere stehen, ich glaube es gern, daß keine sie so gut kleiden würde; aber im Sommer, selbst schon im Frühlinge und vollends im Herbste, da sollte man sich und Andere durch nichts, auch nicht durch die triste Trauerkleidung an den Tod erinnern, und ich glaube, ein sanftes Blau, oder Weiß, oder Lila müßten der schönen Frau eben so gut stehen. Rege Du einmal diese Idee bei ihr an und sage mir gelegentlich, wie sie sie aufgenommen.

Wie nur der unglückliche Black ein so junges Kind zu seinem Vertrauten hat machen können, und was hatte er ihm nur anzuvertrauen? Doch ich frage Dich zu viel, und weiß schon, Du wirst mir nicht Alles beantworten, mindestens antwortetest Du in früheren Zeiten selten auf das, was ich Dich in meinen Briefen fragte. Vielleicht gehört es mit zu den Tugenden, die Du Dir neuerdings angeeignet hast, den Brief, den Du beantworten willst, neben Dich zu legen, damit Dein Schreiben auch im wahren Sinne des Worts eine Antwort wird. Sei nicht böse, meine liebe Helene, über diesen Vorwurf; aber alle Galle, die ich seit langen Jahren

darüber hinunter gekämpft habe, kam mir eben in den Kopf und spazierte zur Feder hinaus auf dies Papier.

Von Louisen hoffe ich in den nächsten Tagen endlich einen Brief zu erhalten. Der Oskar ist wirklich ein Tyrann; wie kann er der Schwester verbieten, an den Bruder zu schreiben, wenn sie auch einige Unbequemlichkeit davon hätte? Ihm hätte sie fast das Leben geopfert, und mir soll sie nicht einmal einige Schmerzen zum Opfer bringen? Doch es ist nur mein Scherz; im Ernste bin ich ihm dankbar, daß er so über sie wacht, und einem Liebenden ist ein wenig Egoismus wohl zu verzeihen. Du wunderst Dich, daß seine Neigung für Louise sich so plötzlich entfaltet; ich glaube, eine wahre Liebe oder vielmehr eine Leidenschaft für einen geliebten Gegenstand hat immer einen Moment, wo sie sich plötzlich entfaltet. Es ist, als ob wir bis dahin das liebe Bild, welches jetzt unser ganzes Herz ausfüllt, nur mit einem dichten Schleier verhüllt gesehen hätten; mit einem Male zerreißt dieser, und da steht es in der reinsten Farbenpracht vor unserm Blicke! Wir sind entzückt und wir möchten niederknieen und es anbeten. Laß Du nun Jedem seine Weise, glücklich zu sein; die Hauptsache ist ja nur, daß er es ist. Der Umgang mit zwei Liebenden ist freilich nicht allzu amüsant; allein wenn diese Liebenden uns so nahe stehen, so freuen wir uns der Langenweile, die sie uns machen, oder sie

hört vielmehr durch diese Freude auf, eine solche zu sein.

Wie schön wird es nun bald in Freiburg werden. Der Duft, den die Taxushecken in diesem Monate ausströmen, weckt immer alle Erinnerungen an unsere glückliche Kindheit in mir. Gestern ritt ich durch ein Tannenwäldchen spazieren. Es war ein warmer Frühlingstag. Aus der schwarzen dampfenden Erde stiegen die ersten grünen Halme hervor; die Lerchen wirbelten dem Schöpfer ihren Dank bis zu den Wolken hinauf, daß er der Erde das Leichentuch abgenommen; eine Schaar Tauben badete sich in dem kleinen Bache am Wege, und die Tannen standen in ihrem unvergänglichen Grün da, als wollten sie sagen: „Wir sind die Lieblinge der Natur, uns entkleidet sie nie!“ Stolz trugen sie die Häupter und strömten jenen harzigen Duft von sich, der meine Gefühle ganz weich stimmte, denn er erinnerte mich an das Eden meiner Kindheit. Es war eine Empfindung zwischen Wonne und Schmerz, und meine Augen traten voll Thränen, doch bald besiegte die erstere den letztern, denn sind die Meinen nicht glücklich? Hat Gott nicht Alles wohlgemacht bisher? Ich flehte seinen Segen auf Euch Alle hernieder und gelobte es ihm, Euch nie durch eine Handlung meines Lebens zu betrüben. — Ich denke auch noch, einst wieder das Erwachen der Natur in Freiburg zu feiern; es ist doch

die schönste Zeit im Jahre, und man sollte sie immer mit seinen Geliebtesten zusammen verleben. Gebt doch den Kindern ein Fleckchen Land im Garten, wo sie säen und pflanzen können, wie wir es machten in ihrem Alter. Erinnerst Du Dich noch, wie ich einst aus lauter Gefälligkeit gegen Dich Dein Feld, worauf Du Petersilie oder so etwas gesäet hattest, mit umgegraben hatte, und wie Du nachher so bitterlich weintest, denn eben hattest Du Dich am Morgen über die ersten hervorsprossenden Pflänzchen gefreut; und wie Louise mit Dir weinte und dann heimlich aus der Erde mehrere solcher junger Geschöpfe hervorgesucht und mit unsäglicher Mühe wieder eingepflanzt hatte? Leider ward ihre Mühe schlecht belohnt, wir Beide lachten das gute Kind aus, und die Pflänzchen starben natürlich: sie waren zu zart für eine so rauhe Behandlung gewesen, als ich Unvorsichtiger mir hatte gegen sie zu Schulden kommen lassen. Ach, wie manche rauhe Männerfaust zerreißt das Glück, oft das Leben so mancher zarten Blume! Ich aber habe mich seit der Zeit gebessert und gehe ihnen mindestens aus dem Wege, wenn sie zu zart für einen Soldaten sind. — —

Bestelle allen Hausgenossen die herzlichsten Grüße von

Deinem Franz.

Oskar an Franz.

N., den 11. April.

Dein Brief ist mir ein neues Zeichen Deiner ritterlichen Gesinnung, mein Bruder, und ich baue auf den Himmel, der Alles zum Besten lenken wird. Wenn ich auch Deine Ansicht über Capitain Hugo nicht theile, so ist doch Alles, was Du bei dieser Gelegenheit äußerst, mir aus der Seele geschrieben. Dem Capitain aber thust Du Unrecht. Als er uns von Mistreß Black erzählte, war sie uns ja Allen fast unbekannt; wir waren neugierig, fragten, und er antwortete, was er über sie wußte. Diese Frau hat auch ein zu öffentliches Leben geführt, als daß er nöthig gehabt hätte, es als ein Geheimniß zu behandeln. Wir hatten bisher nicht öfter Gelegenheit, Legion-Offiziere zu sehen, die sie früher gekannt haben; aber ich bin gewiß, Alle diese werden eben so gut von ihr erzählen, was sie von ihr wissen, wie der Capitain, und sich vielleicht kaum mit so viel Schonung äußern, als er es that. Ich gebe zu, Black hat seine Frau compromittirt; aber versetze Dich in seine Lage! Das Wesen, mit dem er sich gern in die tiefste Einsamkeit flüchten möchte, damit es ihm, nur ihm ganz allein, gehöre, und kein giftiges Insekt der holden Blume schaden könne, es strebt immer nach Außen, immer von ihm weg. Die leichten Glieder, die er dicht verschleiern möchte, damit kein schamloser Blick

sich an sie hänge, die stellt sie im Tanze öffentlich zur Schau. Sprich Franz! würden Deine Schwestern es thun? Würden sie es vollends thun, wenn wir es nicht wünschten? Würden sie es je thun, wenn sie wüßten, sie betrübten uns damit? Nein, mein Bruder, die Frauen des Hauses Steinfels geben sich nicht zu solchen Ausstellungen her. Und sah nicht die ganze, größtentheils aus jungen Männern bestehende Gesellschaft beim General H. diesen unpassenden Tanz? Sah sie nicht die finstern Blicke, mit denen der arme William seine Einwilligung versagte? Haben nicht Viele gehört, wie viel Gründe er aufbot, um diese abschlägige Antwort zu motiviren? Er erinnerte sie an ihr Kind! War nicht dieser eine Grund schon hinreichend, eine Mutter von einer solchen Thorheit zurückzuhalten? Aber sie überhörte sie alle, sie hatte keinen andern Gedanken, als sich in ihrer ganzen Schönheit den Augen einer solchen Gesellschaft hinzugeben. Und nun, mein Franz, denke Dir den armen von der Gnade des Generals abhängigen Lieutenant, den leidenschaftlich Liebenden, der entweder Glück und Liebe fliehen, oder schweigen und seinen Schmerz in sich vergraben muß. Denke nun, ein Mensch, ein theilnehmender Mensch beachtet ihn endlich, während alle Andern dem Vergnügen nachgehen, tritt zu ihm, dem Zerknirschten: wundert es Dich dann noch, wenn der arme William ihn einen

Blick in die Hölle thun ließ, die er in seinem Busen trug?

Alle die jungen Männer, die damals Zeugen jenes Tanzes waren, die später den unglücklichen Black krank und elend sahen, während seine Frau sich dem Vergnügen, der Lust der Welt hingab, die seinen frühen Tod beklagt haben: sie sind unterdeß älter geworden; der Eindruck, den die schöne Creolinn auf sie machte, ist verschwunden, und sie Alle werden mit Recht diese Frau im schonendsten Falle für eitel und leichtsinnig halten, so gut, wie der Capitain.

Nach meiner Ansicht ist es ein rechtes Glück, daß das Schicksal ihn uns in den Weg warf; denn durch seine Erzählung bist Du mindestens zur Vorsicht aufgefordert.

Gebe der Himmel, daß selbst die Schatten, die sie auf den Ruf der schönen Frau werfen, verschwinden, und daß Dir einst nichts als veraltete Vorurtheile im Wege stehen; ich will dann wie ein treuer Freund Dir zur Seite sie bekämpfen, und wir werden sie hoffentlich besiegen, ohne uns theure Personen zu tief zu verletzen.

Als Hausgenossinn ist Inez uns allen werth. Sie besitzt eine Lebendigkeit in der Unterhaltung, die bezaubert; auch singt sie mit einer metallreichen Stimme und tiefem Gefühl. Sie begleitet sich dazu mit der Guitarre und sieht dabei aus, wie eine begeisterte Muse. Man

weiß nicht, was man mehr bewundert, die Sängerinn oder den Gesang. Du weißt, wie sehr ich Musik liebe, ich bin daher entzückt von ihrem Gesange. Man könnte Dir vielleicht von andrer Seite sagen, Louise dürfe zuweilen eifersüchtig sein, wenn sie wollte; allein die treue Seele kennt dies häßliche Gefühl nicht, und keine bittere Erfahrung soll ihr je dazu Veranlassung geben. Aber es ist wahr, die Creolinn singt vortrefflich. Gestern trug sie uns ein spanisches Maulthiertreiber-Liedchen vor. Ein Contrebandier zieht mit seinem beladenen Thiere über die Berge. Er beginnt mit dem Pathos eines Caballero seinen Gesang. Dann redet er schmeichelnd seinem Cavalletto zu, er ermuntert es zu schnellerem Schritte, bis er über den Berg gekommen ist, und die Stimme immer mehr und zuletzt ganz verhallt. Sie zeichnet eigentlich in diesem kleinen Musikstücke ihr ganzes Wesen ab: den Stolz und die Munterkeit, die Zärtlichkeit und die Sehnsucht, das Moll und das Dur. Sie wechseln wie in dem Liede, ewig auch bei ihr, und so lange man sie sieht, kann man sich niemals Rechenschaft ablegen, wie denn diese Frau eigentlich ist. Indessen sieht und hört man ihr doch immer gern zu, und wenn sie, wie ihr Liedchen, verschwindet, so lauscht man noch ihrem leichten Schritte, wenn es unmöglich ist, ihn noch zu hören. So lauschten wir auch gestern noch lange mit lautloser Brust den verhallenden Tönen. Sie ward fle-

hentlich gebeten, von mir besonders, es noch einmal zu singen; allein sie wollte nicht.

Auf dem Lande erquickt uns alles Neue, und das Leben auf Freiburg hat durch die Gäste einen eigenen Reiz erhalten. Meine Louise zieht mich oft zu ihren Füßen hin, wenn ich sie mit diesen Kindern beschäftigt sehe; wenn es für mich noch ein reizenderes Bild geben könnte, als wenn sie jungfräulich sich meines oft ein wenig stürmischen Entzückens erwehrt, so ist es das, wenn ich sie mir als die Mutter meiner Kinder denke. Das kleine Ding, die Jenny, hat so etwas Zärtliches, daß, wenn sie Louisens Kniee umfaßt und ihr zärtlich in das Gesicht blickt, während die Holde ihr erzählt von irgend einem Schafe oder einem Gänschen, ich wie ein Träumer da sitze und mich in eine Zukunft hinein versetze, die doch noch alles Glück der Gegenwart überbietet.

Nun Adieu, Franz, ich muß nach Freiburg.

Dein Oskar.

Louise an Franz.

Freiburg, den 16. April.

Wenn Du mir auch nicht antwortest, mein geliebter Bruder, so schreibe ich Dir doch so gern. Ich möchte Dir jeden Tag sagen, wie ich Dich liebe und wie glücklich ich bin, und dann möchte ich Dich fragen, warum bist Du es nicht auch? Oskar lies't mir nur stellen-

weise Deine Briefe an ihn vor; was er mir verschweigt, ist ein Geheimniß, und kann es ein frohes sein, da es Deine Louise nicht theilen darf? Ich weiß es ja, jeden frohen und heitern Gedanken Deiner Seele gabst Du sonst mir, und ich ängstige mich jetzt unaufhörlich mit einem unbestimmten Gefühle, als zöge ein schweres Gewitter über Dein liebes Haupt herauf, und Du wolltest Dich meinen Augen entziehen, damit sie die Wolken nicht sehen, die Dir Gefahr drohen. Helene ist mittheilender gegen mich gewesen, und nachdem ich mir alles, was sie mir aus Deinem Briefe an sie vorgelesen, Oskars Schweigen und Dein eigenes gegen mich hin und her überlegt, so bilde ich mir ein: Du liebst Mistreß Black! — Ist es so, mein geliebter Franz? Sage es Deiner Louise, von Niemand anders will ich es erfahren, als von Dir selbst. Aber ist es so, dann beschwöre ich Dich: — komm zu uns, komm bald, damit Du nicht Gefahr läufst, Dir ein ganz anderes Bild von ihr zu entwerfen, als Du später bei näherer Bekanntschaft in dem Originale finden möchtest. Du hast sie zu flüchtig und in zu aufregenden Momenten gesehen, als daß Du eine genaue Kenntniß ihres Wesens haben könntest.

Auch was wir Dir über sie mittheilen könnten, würde Dir alles kein wahres Bild davon geben; denn es ist unmöglich, es aufzufassen, da es jeden Augenblick wech-

selt, und Jeder von uns es aus dem Gesichtspunkte seiner eignen Individualität auffassen würde.

Verzeihe mir, daß ich mich gewaltsam in Dein Vertrauen dränge; aber es ergreift mich eine so namenlose Angst um Dich, wenn ich denke, mit jedem Augenblicke könnte eine Leidenschaft, die durch eine so edelschwärmende Phantasie genährt wird, fester in Deinem Herzen sich einwurzeln, und Du fändest das Original zu Deinem Bilde nicht, was sollte aus meinem Bruder werden? Helene hat sich mit ganzer Seele an Inez gehängt, und Beide sind fast unzertrennlich geworden; aber sie soll nicht ewig mit ihr leben, und wer der Freundschaft, die sich losreißen kann, genügt, ist darum noch nicht für die ewige Liebe geschaffen. Darum komm Du selbst, mein Franz, wenn wirklich Dein Herz für die schöne Frau schlägt, und überzeuge Du Dich selbst, ob Du glaubst, mit ihr ein ganzes Leben hindurch glücklich sein zu können. „Niemand, als wir Beide," sagte Oskar einst, „kann darüber entscheiden."

Alles Andere, mein Bruder, wird sich finden, obgleich Du Dir nicht verhehlen wirst, daß sich Manches in diesem Verhältnisse den Wünschen unserer geliebten Mutter und der übrigen Familienmitglieder entgegenstellt. Inez ist nur ein Jahr jünger, als Du, sie ist von dunkler Geburt und hat noch nie ihrer Eltern erwähnt, so oft sie auch von Havannah redet. Sie hat drei

Kinder, und Du würdest gleich eine ernste Sorge übernehmen müssen. Aber, Geliebter, wenn Du Deines Lebens Glück in ihr fändest, so wird sie uns Allen lieb sein; gewiß, die Liebe überwindet Alles!

O Du Bester der Menschen, beherzige die Worte, die aus einem treuen Schwesterherzen flossen. Auch Mama ängstet sich über Dich; Dein Brief an sie trägt nicht den Stempel der Unbefangenheit, und das Auge der Liebe sieht scharf, keine Falte unsers Herzens, und wäre sie hinter einem erzenen Panzer versteckt, entgeht ihm.

Louise.

Helene an Franz.

Freiburg, den 18. April.

Verrathen will ich Dich nicht, mein lieber Franz; aber errathen habe ich Dich längst: Du liebst meine Inez, und wer verdiente mehr dies herrliche Geschöpf zu besitzen, wer wäre jemals mehr geeignet, ihr alle die unglücklichen Tage vergessen zu machen, die sie an der Seite jenes rohen Plebejers verlebte? O, wenn Du sie sähest, wenn sie sich ganz dem wahnsinnigen Schmerze der Erinnerung überläßt, in jenen Stunden in ihrem Boudoir, wo das unglückliche Bild hängt, Du würdest es machen, wie ich und sie an Deine Brust reißen und rufen ihr zu: „Hier, Du geängstete Taube, ist ein

Asyl, wo Du ausruhen sollst von den Kämpfen mit Deinem traurigen Schicksal!" Die Erinnerung an jene Unglückstage macht sie oft fast wahnsinnig, wenn sie ihnen vor jenem Bilde nachgehängt; sie leidet nach solchen Augenblicken an einer Art Starrkrampf, und Phöbe allein darf dann um sie sein. Ich habe es ihr heilig versprechen müssen, sie gleich zu verlassen, sobald der Krampf eintritt; sie fürchtet, daß der traurige Anblick meiner Gesundheit schaden könne. Ich beschwor sie mit Thränen, mir zu erlauben, daß ich sie unterstützte, daß ich sie in meinen Armen halten dürfe, während sie leidet; allein es drohte ihr fast wieder ein Zufall, in solche Angst gerieth die zärtliche, um mich besorgte Freundinn, als ich so in sie drang, und ich gelobte ihr endlich, sie in den Augenblicken zu verlassen, wo meine ganze Seele bei ihr ist. Doch ist es selten, daß sie sich so ganz dem Schmerz der Erinnerung hingiebt, und auch George wird viel heitrer, seit er mehr Beschäftigung hat. Er lernt mit größerm Eifer und reitet jetzt oft mit Oskar auf Louisens hübschem Pferde spazieren. Ich hoffe, der letzte Eindruck von des halb wahnwitzigen Vaters Auftrage, oder was es sonst sein mag, wird sich bald gänzlich verlieren, jemehr der herrliche Knabe die Erscheinungen des wirklichen Lebens in sich aufnimmt. Inez scheint dem Verstorbenen allerlei Gelübde geleistet zu haben, um ihn zu beruhigen, auch das: sich nie wieder

zu vermählen. Der Gedanke, daß sie es je thun könnte, scheint ihn unaufhörlich gequält zu haben, wie er überhaupt eifersüchtig bis zur Raserei gewesen ist. Noch in seinem Testamente, von welchem sie mir die Abschrift zeigte, spricht er sich so über diesen Punkt aus:

„Sollte meine Frau sich jemals wieder verheirathen, (was Gott verhüten möge!) so sollen meine beiden Söhne, George und William, sofort von ihr genommen und meiner Tante Margarethe Eddelbüttel in N. im H ... schen überantwortet werden. Auch soll das Vermögen, welches ich bei meinem Ableben hinterlasse, oder welches mir später durch Erbschaft zufallen könnte, von dem Augenblicke an, da meine Frau eine zweite Heirath schließt, ganz allein diesen meinen geliebten beiden Söhnen George und William gehören und zu ihrem Besten bis zu ihrer Mündigkeit verwaltet werden, wie folgt u. s. w.“

Allein was gilt das Dir und ihr, was ein halb wahnsinniger Kranker sich von ihr hat versprechen lassen! Das Vermögen der Mamsell Eddelbüttel bedürft Ihr Beiden nicht, Inez behält die Pension, auch wenn sie sich wieder verheirathet, und Du hast so viel, daß Du immer, auch in B., wirst leben können, wohin Inez ganz durchaus paßt. Die Söhne werden in Pension gegeben, und ich hoffe, daß Ihr mir die kleine Jenny anvertraut, so hast Du das herrliche Wesen ausschließ-

lich für Dich ganz allein gewonnen. Alle Erinnerungen ihres frühern Lebens werden in Deiner Liebe untergeben, und mein Bruder muß mit einer so reich begabten Frau glücklich werden. Doch nun zu den Fragen, die Du beantwortet zu sehen wünschest.

Du fragst erstens nach dem seltsamen Verhältnisse, welches zwischen Inez und ihrem ältesten Knaben besteht; so viel ich davon verstehe, theile ich Dir mit. Es scheint, daß ihr die schreckliche Behandlung ihres Mannes in der letzten Zeit unerträglich geworden war; ihre eigne Gesundheit scheint auch sehr schwach in jener Zeit gewesen zu sein: genug der Arzt des Mannes legte es ihr als Pflicht auf, so wenig als möglich sich in des Letztern Zimmer aufzuhalten. Auch glaubte sie zu bemerken, daß Black ruhiger war, wenn er mit George ganz allein und ungestört blieb, und von dieser Zeit an hegt sie eine Art furchtsamer Hochachtung vor dem Knaben. War es auch nicht unerhört, daß ein Kind von acht Jahren ein standhafter Zeuge aller Kämpfe war, die der Schwindsüchtige vor seinem Tode zu erdulden hatte? Mitunter nur, wo es diesem eine Erleichterung gegeben hat, wenn Jemand ihm die Arme weit vom Körper entfernt gehalten, damit er besser athmen könne, hat Phöbe den Kleinen unterstützen müssen. — Ach, und daß ihr Zustand ihr nicht erlaubte, dem Gatten diese letzte Hülfe leisten zu können, das ist es gewiß ganz allein, worüber

die arme Inez sich oft so entsetzlich quält. Das Kind, welches ihre Stelle ersetzt, welches sie erst dann gerufen hat, als der Vater ihm gesagt, er werde jetzt sterben; was auch dann noch standhaft mit und bei ihm ausgehalten, und welches nun überhaupt außer seiner Heftigkeit und einigen Seltsamkeiten keinen Fehler, sondern lauter Tugenden besitzt: das muß wohl einige Rechte mehr, als andere Kinder seines Alters genießen. — Die Festigkeit, mit der der Knabe an Allem hält, was er versprochen hat, ist fast unglaublich. Vor einigen Tagen brachte William ein kleines Bild zum Vorschein, welches der Vater ihm einst gezeichnet. Er muß ein Meister in dieser Kunst gewesen sein, denn die Ähnlichkeit in den Gesichtern der Personen, die es vorstellt, ist bewundernswürdig. Es ist wahrscheinlich eine Scene, die er von seinem Krankengemache aus mit angesehen. Phöbe steht auf einer Art Hofraum und reinigt Gemüse, und William bringt ihr einen Apfel, den sie ihm schälen soll. Louise, Oskar und ich waren allein im Zimmer, als er uns das Bild zeigte, und wir bewunderten sehr die hübsche leichte Manier, in der es auf dem Stückchen Papier hingeworfen war. „Ach,“ sagte er, „Mama hat noch viele hübsche Bilder, die mein Papa malte, als er noch gesund war; aber sie hat sie in England gelassen. Aber George, der hat noch ein ganz kleines, wenn er es Euch nur zeigen will,“ sagte

er mit einer Miene, als ob dies eine sehr zweifelhafte Sache sei.

„Ich hoffe es doch,“ sagte ich, „daß er so artig sein wird; willst Du ihn einladen, zu uns herüber zu kommen?“

„Gern,“ erwiederte der freundliche Knabe und sprang davon.

Gleich kehrte er mit George zurück, der mich fragend anblickte.

„George,“ hub ich an, „ich höre, Du besitzest ein hübsches Bild, welches Dein Vater gemalt hat; mögtest Du es mir zeigen?“

Er erröthete und sah William mit einem finstern, vorwurfsvollen Blicke an.

„Ich hoffe,“ fügte ich jetzt hinzu, „daß Du es gern thust.“

„Das werde ich, Miß Helen,“ erwiederte er; „allein ich darf es nicht aus der Hand geben.“

„Nun,“ sagte ich lachend, „da behalte Du es in Deiner eignen Hand, hole es nur herbei, wir wollen es nicht berühren.“

„Ich trage es immer bei mir,“ erwiederte er und zog ein kleines Medaillon hervor, das an einer Kette von den schönsten blonden Haaren um seinen Hals befestigt war. Dasselbe war augenscheinlich nicht für das Bild gemacht, mindestens war dieses nicht sorgfältig in den

Rahmen eingefaßt. Das Bild stellte einen Pelikan vor, der zwei Junge mit seinem Blute nährt, und die Umschrift: „Er liebt sie bis in den Tod," stand in deutschen Worten um das Bildchen. Es war so fein, so schön gemalt, daß wir Alle es auf das Höchste bewunderten. Während Jeder von uns es lange und mit Aufmerksamkeit betrachtete, stand der kleine Spartaner mit stoischer Ausdauer vor uns und hielt das Medaillon an der kleinen goldenen Schleife fest, in der oben die Kette befestigt war, und ich kann Dir sagen, daß ich selbst so viel Respect vor dem George fühlte, daß ich nicht den Muth hatte, ihn zu fragen, ob auf der andern Seite auch noch etwas Interessantes zu sehen sei. Louise brachte das Bild in Thränen, und sie sagte nachher, in dem Pelikan habe sie den sterbenden William erblickt, der noch im Tode sein Herzblut für seine Jungen hingiebt, und nie sei ihr das Gefühl des unglücklichen Vaters deutlicher vergegenwärtigt, als hier.

„Es ist eine schöne Kette, an der Du das Bild trägst," sagte ich, als George es wieder sorgfältig verborgen hatte.

„Ja," erwiederte er, „Master Black hatte sehr schönes Haar."

„Also aus den Haaren Deines Vaters ist die Kette gearbeitet?" fragte ich. „Wird es Dir denn auch nicht schaden, da er an einer so bösen Krankheit gestorben ist?"

„O nein," antwortete der Knabe, „der Doctor Oven hat es ihm abgeschnitten und hat es selbst bereitet, ehe es geflochten wurde. Ach, und dann thut mir die Ansteckung nichts, sagte Master Oven, es war nicht die Schwindsucht, woran Master Black starb, sondern eine Lungenlähmung."

Sieh, Franz, so verständig spricht dieses Kind über Alles, und was bei andern altklug und widerlich erscheinen würde, erweckt für ihn nur ein erhöhtes Gefühl der Achtung, denn sein Verstand ist durch einen zu heiligen Schmerz so früh gereift.

Zweitens fragst Du mich, wenn Inez so oft vor dem Bilde des Verstorbenen weint, ob es der Schmerz der Liebe zu dem früh Verlornen ist, der diese Thränen hervorruft. Ich gestehe, daß ich es nicht mehr glaube, sondern vielmehr, daß ein anderes Bild in ihrem Herzen Raum gewonnen, als das, welches an der Wand ihres Zimmers hängt, und daß sie dem Letztern gegenüber nur die Schmerzen der Reue fühlt, daß sie nicht halten kann, was sie dem Verstorbenen gelobt.

Indem ich Dir ein Gespräch hersetze, welches ich mit ihr in Beziehung auf die dritte Frage, die Du mir vorlegst, hatte, wirst Du sehen, wie Du Dir die zweite und dritte zu beantworteu hast.

Wir sind in meinem Stübchen, Inez befestigt eben eine hübsche Knippe an die Börse, die sie in Perlen

gestrickt und für die Mama zum Geschenk bestimmt hat, und ich sage:

„Weißt Du, Inez, was Du arbeiten sollst, sobald Du die Börse fertig hast?“

„O,“ sagte sie, „laß mich rathen! — — Ich sticke Dir einen Leibgürtel auf silbernem Grunde, wie der, den Ida letzthin trug.“

„Richtig,“ erwiederte ich, „einen solchen Gürtel fertigst Du an, aber nicht für mich, sondern für Dich.“

„O Du Schelm,“ spricht Inez, „willst mich necken, wie würde sich denn ein silberner Gürtel zu meiner schwarzen Kleidung schicken.“

„Höre, liebster Schatz,“ sagte ich, „Du sollst mir und noch Jemand einen rechten Gefallen thun: Du sollst die häßliche Trauer ablegen. Der Frühling ist erwacht zu neuem Leben, Alles in der Natur wirft das Leichengewand des Winters ab und schmückt sich mit dem neuen Grün der Hoffnung; auch meine Inez hat einen langen, langen Winter hindurch getrauert, es ist Zeit, daß sie sich wieder für das Leben und für die Lebenden schmücke, nachdem die Todten das Ihrige empfangen.“

Eine himmlische Freude strahlte aus ihren Augen mir entgegen, und wie ein Kind, das in der Gefangenschaft geschmachtet hat und dem die Thüre des Kerkers geöffnet wird, lachte sie mich an und sagte:

„O sollte Inez noch einmal wieder froh sein dürfen?“

„Und warum denn nicht?“ fragte ich. „Wer hat mehr Ansprüche als Du, sich wieder des Glückes bewußt zu werden, zu welchem Gott uns geschaffen? Verbietet er selbst uns nicht durch seine Apostel alle Unmäßigkeit im Trauern?“

„O,“ sagte sie freudig, „wenn ich dürfte! — — Ich habe noch die Kleider, in welchen ich dem armen William so gut gefiel. Komm,“ setzte sie hinzu, „laß uns schnell in mein Zimmer gehen, George hat eben Stunden im Cabinett und wird uns nicht stören, ich zeige Dir meine Herrlichkeiten.“

Sie zog mich mit sich fort und öffnete einen Koffer, der im Schlafzimmer stand, und worin verschiedene sehr schöne Anzüge lagen, die sie mir einen nach dem andern mit fast kindlicher Freude zeigte. Aber dann mit einem Male schrie sie auf: „O Gott, es geht ja nicht! Phöbe! Phöbe!“ Das Mädchen erschien in großer Ängstlichkeit, und sie befahl ihr, sorgfältig Alles wieder einzuschließen, ergriff mit Heftigkeit meinen Arm und eilte wieder mit mir in mein Zimmer. Hier fiel sie mir um den Hals und sagte: „Es geht nicht, ich darf die Trauer nicht ablegen, George war dabei, als ich es gelobte, ich wolle sie stets tragen. Aber,“ fuhr sie fort, „versprich mir, daß Du mir aufrichtig eine Frage beantworten willst.“ Ich versprach es. „Sage mir, wer

wünscht es noch außer Dir, daß ich sie ablege?“ War es Unrecht von mir, wenn ich ihr gestand, daß Du es wünschtest, und dann hinzufügte, was Du bei dieser Gelegenheit weiter sagtest?

„Schreibe ihm,“ sagte sie plötzlich, „wenn er es wünscht, will ich nicht mehr schwarz gekleidet sein, wenn er wieder kommt. Ich will es schon dem George begreiflich machen,“ setzte sie hinzu; „ich sage es ihm alle Tage, wie vielen Dank wir Deinem Bruder schuldig sind, und er findet es selbst. Überhaupt,“ fuhr sie fort, „hat er eine weit bessere Meinung von den Deutschen, als er zuerst mit aus England brachte. Und Dein Bruder, welch' ein Mann ist er! Wie lieben ihn die Leute des Hauses, ach Jeder liebt ihn,“ sagte sie eilig, „Jeder, der ihn kennt. Doch nun laß uns über den Gürtel reden, oder soll ich Dir ein Liedchen singen?“

So springt sie immer von einem Gegenstande zum andern, und es ist wirklich fast unmöglich, sie lange in einer Stimmung oder bei einem Gespräche fest zu halten. Aber gerade diese Lebendigkeit, die keineswegs störend ist, verleiht der Unterhaltung mit ihr einen eignen Reiz; denn das nächste, was sie beginnt, zieht uns immer noch mehr an, als das, was sie abbricht.

Nun, mein bester Franz, was sagst Du, ist dieser Brief eine verständige Antwort? Bewundere mich, wenn ich Dir gestehe, daß ich außerdem noch jede Woche

einmal an August schreibe. Mama hat Inez die Zimmer eingeräumt, die Du ihr bestimmtest, und der selige William ist nun nicht mehr so oft um sie. Da es zu beschwerlich war, ihn oben anzubringen, so haben wir George das kleine Cabinett, worin sein Bild hängt, ganz allein eingeräumt, und Inez kommt künftig nur zuweilen hinein. Adieu!

Deine Helene.

Die letzten drei Briefe erzeugten in Steinfels Herzen eine sehr verschiedenartige Stimmung. Oskar schien, wie ihm ein eifersüchtiges Gefühl wollte glauben machen, nicht mehr mit der Unbefangenheit über Inez zu urtheilen, wie vor einem Monate; er empfand, wie er, den Zauber ihrer äußern Erscheinung, und bezeigte ihr auf der andern Seite doch nicht die zarte Achtung, die Franz für sie von ihm erwartete. Ewig trat ihm hier der Capitain und dieser Knabe in den Weg, und nun selbst Oskar, dem doch jetzt eine monatelange Erfahrung schon mehr Aufklärung gegeben haben mußte. Dennoch sprach er nicht so über sie, als es Franz heimlich gehofft hatte, daß es bei näherer Bekanntschaft geschehen müßte. In Augenblicken, wo er sich die Redlichkeit, die Aufrichtigkeit und die gediegene Ansicht von der Würde der Frauen, die sein Freund besaß, in das Gedächtniß zurückrief, gab er sich ganz der Verzweiflung

hin; er hatte sie dann verloren. Ein Wesen, dem sein Freund nicht die höchste Achtung zollte, konnte nie seine Gattinn, nie die Tochter seiner Mutter werden. Aber diese Augenblicke waren zu schrecklich für den armen Franz, als daß sie von langer Dauer sein konnten. Bald überredete ihn die Leidenschaft, Oskar tadle sie nur, weil sie nicht so, wie Louise, die verschämte, bescheidne Jungfrau, erschien. „Er hat nur diesen Maaßstab vor Augen,“ sagte er sich zum Troste, „nach ihm mißt er das Betragen aller Frauen; auch Helene genügt ihm ja nicht, wie könnte es eine Frau, die in dem Getümmel des Krieges die schönsten Jahre ihres Lebens fast unter lauter Männern hingebracht. Und dennoch, ist sie nicht bewundernswürdig, daß sie sich so ganz die liebenswürdigste Weiblichkeit erhalten hat? Wo tritt etwas Hartes, etwas Unfeines bei ihr hervor? Ist sie nicht ganz ein liebenswürdiges Weib? Nur keine ewig erröthende Jungfrau, und diese betet Oskar an. Wie konnte ich von ihm, dem Verliebten, ein verständiges Urtheil über ein anderes weibliches Wesen erwarten? O, er ist ungerecht, wie der Capitain; er sieht und hört ihr mit Entzücken zu; er genießt die köstlichen Blüthen, die ihre Talente, ihr Witz, ihre Lebendigkeit über das einförmige Marschleben ausstreuen; es wird ihm nie zu viel, er lauscht noch ihren leichten Schritten, wenn sie sich entfernt hat, wenn sie schon lange

nicht mehr hörbar sind, und dann setzt er sich kaltblütig hin und verurtheilt sie. O Inez! geliebte Inez! Du hast ewig gegeben und nichts als Undank empfangen, nur ich, Dein einziger Freund, will Dich lieben, wie Du bist. Deine kleinen weiblichen Schwächen! Ach, selbst sie liebe ich. Warum soll Inez das einzige Wesen sein, das keine Kenntniß von seiner unbeschreiblichen Schönheit hat? Würde es nicht eine Lüge sein, wenn sie sie nicht zu haben schiene? Sagten ihr nicht Hunderte von Männern und jeder Spiegel, daß sie die Schönste ihres Geschlechts ist? Warum soll sie allein keine Freude daran haben? Warum soll sie allein nicht gern den Eindruck bemerken, den sie bei Andern hervorbringt? Und dies ist nun am Ende das ganze ungeheure Verbrechen, was sie begangen. Ein so schönes, so lebensvolles, so heitres Wesen, das an einen kranken, eifersüchtigen Egoisten geschmiedet war, der es lieber in die Pestluft des Krankenzimmers eingesperrt hätte, als der Sonne ihren Anblick zu gönnen, der sie selbst noch nach dem Tode mit albernen Gelübden, die sie aus Güte leistete, um ihn zu beruhigen, ängstet! O, wie können Menschen so grausam sein und sie noch obendrein tadeln, wenn sie nicht gleich und gutwillig sich in alle seine tyrannischen Ansprüche fand. Sie, die gefeierte Pflegetochter eines geachteten Generals, die Busenfreundinn einer Lady, sie, die Schönste ihres Ge-

schlechts, reicht ihm, dem armen bürgerlichen Lieutenant ihre Hand; und er, anstatt sie sein ganzes Leben hindurch für eine Liebe anzubeten, die solche Opfer zu bringen fähig war, er will sie zur Gefangenen, zur Kindermagd machen! — O, es giebt erbärmliche Männer, scheußliche Egoisten, die an kein anderes Glück, als an ihr eigenes denken, und glauben, selbst der Gegenstand ihrer heißesten Liebe sei nicht da, um auch das Leben zu genießen, sondern nur, um das ihrige zu verschönern! Inez, geliebte Inez! wie will ich Dich lieben, wie will ich nur Dein Glück schaffen und dann selbst selig sein! Ich will sie schmücken, die Schönste, ich will mit ihr in die Salons der großen Welt gehen und mich freuen, wenn ein Lächeln der befriedigten Eitelkeit über ihre schönen Züge fliegt."

Er versenkte sich dann in immer entzückendere Träume, wie er dies holde gemißhandelte Wesen wieder dem Leben und der Freude zurückgeben wollte, und er zählte abermals die Monden, die Tage, die Stunden, bis er sie wiedersehen sollte.

Der General bemerkte mit Kummer und Theilnahme das veränderte Wesen seines jungen Freundes. Er hatte im Stillen die schönsten Pläne für ihn entworfen. Der General war reich und besaß nur die einzige Tochter, die ihm erst spät geboren war, als er schon den Funzigen nahe stand. Er liebte dieses einzige theure

Pfand einer glücklichen Ehe mit großer Zärtlichkeit und war entschlossen, nur immer das Glück der Tochter im Auge zu haben, wenn es sich je um die Wahl eines Gatten für sie handeln sollte. Steinfels war ihm als eine ehrenwerthe Ausnahme von allen jungen Männern, deren er so viele kannte, erschienen. Das ritterlich Feste in seinem Wesen, im Innern, wie im Äußern, gefiel dem alten Helden zuerst; dann hatte er Gelegenheit, den redlichen Charakter des Jünglings kennen zu lernen, und als der Friede ihn wieder in die Arme der Gattinn und der lieblichen Adele zurückführte, als er sein Haus der großen Welt öffnete, war Steinfels der Einzige, dem er einen ungehinderten Zutritt in seinen traulichen Familienkreis erlaubte. Adele hatte bis dahin mit ihrer Mutter auf ihrem Gute in stiller Zurückgezogenheit gelebt, und sie fühlte sich in den Cirkeln der Residenz anfangs sehr befangen. Ihre Erziehung war durch die Mutter und eine vortreffliche Gouvernante auf das Sorgfältigste geleitet; allein sie hatte nie das, was man Conversation nennt, gelernt. Sie verstand es nicht, über tausend Dinge in einem Athem zu schwatzen, im ewigen Lächeln ihre schönen Zähne zu produciren, einen Ball für das wichtigste Ereigniß zu halten und über ihn Tagelang vorher und nachher zu reden. Überhaupt besaß sie einen gewissen Ernst, der sie immer mehr zu der Unterhaltung älterer Personen, als

zu dem ihres Alters hinzog. So war es ihr trotz ihrer Stellung und ihrer Liebenswürdigkeit noch nicht gelungen, eine Freundinn zu finden, und sie war fast immer nur mit der Mutter und ihrer guten Bernhardine (so hieß die Erzieherinn), zusammen. Freilich besuchte sie die Cirkel des Hofes und der großen Welt überhaupt, und machte geduldig die Honneurs des Hauses mit, wenn die Eltern glänzende Gesellschaften gaben; allein sie betrachtete dies als ein Opfer, das den Verhältnissen des Vaters gebracht werden müsse. Steinfels erschien nun öfter bei ihnen, wenn sie im engsten Familienkreise waren, und Adele schenkte ihm bald eine höhere Theilnahme, als sie sich vielleicht selbst gestand. Auch er unterhielt sich gern mit der verständigen, sanften Jungfrau, doch wir haben schon aus seinem Briefe an Oskar gesehen, aus welchem Gesichtspunkte er sein Verhältniß zu ihr betrachtete. Der General indeß glaubte eine gegenseitige Neigung in Beiden zu entdecken, und er ward um so mehr darin bestärkt, als Adele mehrere ehrenwerthe Bewerber um ihre Hand mit großem Ernste zurückwies. Er sprach mit seiner Gemahlinn, die, wie er, nur das Glück der Tochter in einer Verbindung mit einem so vortrefflichen Manne, wie Steinfels, sah, und Beide theilten sich stets ihre gegenseitigen Bemerkungen über beide junge Leute mit, deren Resultat am Ende war und blieb, daß Franz nur durch

Bescheidenheit zurückgehalten werde, sich näher zu erklären, und daß es bei Adelen nichts, als dieser Erklärung bedürfe, um ihre Neigung zu ihm deutlicher hervortreten zu sehen. Doch war sie noch so jung, und ein langer Brautstand war etwas, was der alte General nicht liebte. Er selbst hatte sich bis zu seinem vierzigsten Jahre Zeit gelassen, eine Wahl zu treffen, dann war sie auf ein, auch nicht mehr ganz jugendliches, aber liebenswürdiges Fräulein in seiner Familie gefallen, welches das, was ihm an Glücksgütern und Jugend fehlte, durch Reichthum an Herzensgüte, an Bildung und — — Ahnen reichlich ersetzte. Er hatte heute um sie geworben, morgen das Jawort erhalten, und vier Wochen darauf war sie seine Frau geworden. So liebte er es, und es war ihm ganz recht, wenn beide junge Leute noch in Ungewißheit sich auf eine so süße Art ein wenig quälten. So dachte er; aber dennoch konnte seine väterliche Zärtlichkeit ihn zuweilen unvorsichtig machen. Er neckte Adelen mit ihrem stillen Anbeter und rief oft eine dunkle Röthe auf die Wange der Tochter, die halb dem Unwillen, halb der Freude galt. Als Franz kürzlich das Gespräch, das wir kennen, mit ihm hatte, glaubte der General zuletzt doch wieder, er habe die letzte Frage nur aufgeworfen, um ihn wieder von der Fährte abzulenken, auf der er sich bald verrathen hätte, und wenn nicht die zufällige Störung ihr Ge-

spräch unterbrochen, wer weiß, ob nicht das volle Vaterherz übergeflossen wäre. Nachher aber war er zur Besonnenheit zurückgekehrt, und er dachte: „sie haben noch Zeit, erst mag er sich noch mehr in seiner Stellung als Adjudant befestigen, ehe die Liebeständeleien ihn zu sehr zerstreuen.“ Aber wenn er ihn nun zuweilen betrachtete, wie sich über der Nasenwurzel eine Falte zu bilden anfing, die etwas Kummervolles, etwas Grübelndes an sich hatte, wenn er zuweilen ein bittres Lächeln um seinen Mund spielen sah, dann dachte er: „ob ich ihm nur Hoffnung gebe?“ und er machte auch wirklich einige Anspielungen, die, wenn seine Vermuthungen richtig gewesen wären, Steinfels bis in den dritten Himmel entzückt haben müßten; allein wir wissen, mit welch' andern Gedanken unser Freund beschäftigt war, und werden es begreiflich finden, wenn er seinen väterlichen Freund entweder nicht verstand, oder nicht verstehen wollte. Der General zerbrach sich ein wenig den Kopf über das räthselhafte Betragen des jungen Mannes, und er konnte lange nicht zu einem befriedigendem Resultate mit seinen Betrachtungen kommen, denn den Gedanken an die Wirklichkeit, daß Steinfels, von dem er oft sagte: „Jeder Zoll an ihm ist ein Ritter!“ wirklich an eine thörichte Verbindung, an eine Mißheirath denken könne, wies er allemal, wenn er sich ihm aufdrängen wollte, mit Abscheu und Ver-

achtung zurück. Endlich glaubte er, es sei der Stolz, mit dem der junge Mann kämpfe, „er will nicht von dem Reichthume der künftigen Gemahlinn leben,“ dachte er, „und seine eignen Einkünfte scheinen nicht bedeutend zu sein,“ und o, wie um so höher achtete er ihn noch, als er endlich diesen Gedanken erfaßt hatte und festhielt. „Es ist aber ein ehrenwerther Kampf, den Ehrgeiz und Liebe in ihm kämpfen,“ sagte er. „Wir wollen erst sehen, welcher von beiden Kämpfern den Sieg davon trägt; er wird nicht dabei untergehen mein ritterlicher Held, und wenn wir finden, daß wir ihm zu Hülfe kommen müssen, so soll es zu seiner Zeit geschehen.“

Adele bemerkte ebenfalls mit Schmerz das veränderte Wesen von Steinfels. Er war oft mitten im Gespräch mit ihr zerstreut, dann wieder leidenschaftlich, wie sie ihn nie vorher gekannt. Eines Abends fand er einige Damen bei der Generalinn im lebhaften Gespräche über eine schöne junge Fremde, die seit einigen Wochen bei Hofe Zutritt erhalten, und die von einem der Prinzen sehr ausgezeichnet ward. Man war sehr darüber aus, sie der Koketterie, der Eitelkeit und Gott weiß, weß Alles, zu beschuldigen. Steinfels hörte mit bittern Gefühlen diese giftigen Urtheile mit an, doch wagte er nicht, sich zum Vertheidiger der Dame aufzuwerfen, da er sie nicht beachtet, und selbst das laute Tagesgespräch der Cameraden, dessen gefeierter Gegenstand sie war,

überhört hatte; denn wenn von einer Schönsten der Schönen die Rede war, so wendeten sich seine Gedanken bald wieder der zu, die es in seinen Augen einzig und allein sein konnte. Dennoch ward es ihm zuletzt unerträglich, ein solches Gespräch mit anzuhören und er wendete sich zu Adelen, um mit ihr ein anderes anzuknüpfen. Allein wie erstaunte er, als er sie, die Schüchterne, mit einer edlen Zornesröthe auf den Wangen und den Blitzen des Unwillens in den sonst so sanften Augen auf die näselnde Damenstimme hören und auf ihre Besitzerinn, ein ältliches Fräulein, hinblicken sah, und als sie jetzt ausrief:

„O, wie ist es möglich, ein so liebliches Wesen so anzufeinden! Klagen Sie lieber Gott an, der es so schön geschaffen, klagen Sie ihn an, der die Rose so köstlich ausgestattet, daß die Schmetterlinge den Nesseln vorüber zu ihr hinfliegen. Was hat die Holde verbrochen? Sie ist schön und heiter, und darum verdammt man sie?“

„Nicht deshalb tadelt man sie,“ sprach das alte Fräulein weiter, „nicht deshalb, meine holde Adele, sondern weil sie sich dieses zufälligen Vorzugs zu sehr bewußt ist, und weil die Rose, um auf Ihre hübsche Metapher einzugehen, vergißt, daß die Natur ihr Dornen verliehen, um die Zudringlichen abzuwehren.“

„Ich weiß nicht, wen Sie, Fräulein Sittens, unter den Zudringlichen verstehen,“ sagte Adele; „doch nicht

den königlichen Prinzen? Er, der der Schönheit unter jeder Form huldigt, sollte Gräfinn Aurore nicht bemerken, sie, die eine Perle unsers Geschlechts ist?"

"Um Gotteswillen, Adele, welchen Frevel legen sie mir in den Mund! Ich Seine Königliche Hoheit einen Zudringlichen nennen? Ich würde eher sterben, als so etwas behaupten; ich kann nur bedauern, daß durch die Gnade des Prinzen der Dünkel der Gräfinn immer noch höher gesteigert wird, ein Dünkel, der wahrlich auf nichts Reellem fundirt ist."

"Ich habe die Gräfinn Aurore nicht dünkelhaft gefunden," sagte Adele; "sie ist liebreizend, wie keine, und doch verständig; geistreich und doch ächt weiblich; gefeiert und doch bescheiden, wie ein Veilchen; voller Gemüth und doch strenge. — So habe ich sie kennen gelernt, und wahrlich, ich muß Jeden bemitleiden, der sie durch die Brille des Neides oder des Hasses betrachtet, und das widerliche Bild, das sich ihm dann darbieten muß, zu seinem Verdruß sich und Andern, die er in den Mantel der christlichen Liebe hüllt, vorgezogen sieht."

Sie stand jetzt plötzlich auf und verließ das Zimmer, und so sahe sie weder das giftige Gesicht der älteren, noch das der jungen Verläumderinnen, die sich hier so schonungslos den Spiegel der Wahrheit mußten vorhalten lassen, und denen nichts übrig blieb, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen, zu lächeln, von naiver Unschuld,

von allerliebst kleidendem Zorn und von zu großem Vertrauen auf die Menschheit zu stammeln und sich bald zu empfehlen.

Die Generalinn billigte zwar nicht die Art und Weise, wie sich Adele zur Vertheidigerinn der schönen Fremden aufgeworfen hatte, doch gönnte sie gern den Schmähsüchtigen die Lection, und sie lächelte nur und entschuldigte die allzu große Aufgeregtheit der Tochter mit der zweideutigen Phrase: „sie ist noch immer ein Neuling in den Manieren der großen Welt; sie neigt sich der Gräfinn mit Bewunderung zu und vertheidigt den Liebling in ihr. Entschuldigen Sie deshalb das Feuer, mit dem sie redete.“ Man versprach Alles und schwur ihr doch im Herzen ewige Feindschaft; denn sah nicht Herr von Steinfels ihre Niederlage mit an? Und wann hätte wohl eine Dame der andern vergeben, wenn sie sich durch sie vor den Augen eines liebenswürdigen jungen Mannes lächerlich oder gar verächtlich dargestellt sah?

Adele trat wieder ein, als jene zischenden Nattern sich entfernt hatten, und Steinfels ergriff zum ersten Male ihre Hand, die sie ihm zitternd überließ, und sprach ihr mit glühenden Worten seinen Dank aus, daß sie die Unschuld so schön vertheidigt. Adele war ganz verwirrt durch sein Feuer, sie stammelte verlegene Worte, und Steinfels glaubte, sie durch seine Herzlichkeit beleidigt zu haben: er entschuldigte sich mit höflich

kalten Worten und ging nun auch. Adele sah ihm schmerzlich verwundert nach, dann warf sie sich der Mutter um den Hals und sagte: „Was hatte er nur auf einmal?“ Die Generalinn lächelte und sagte: „Ich glaube, er versteht sich selbst nicht, viel weniger können wir es. Aber“ — — — und nun fing sie eine kleine Strafrede an, die aber endlich ganz als eine Lobrede auf Adelens Wahrheitsgefühl klang.

Als Steinfels bei sich zu Hause angelangt war, sagte er: „Wo ist der Engel, der so die arme Inez vertheidigt?“ Und dann gedachte er Louisens und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er ihren ersten lieben Brief unbeantwortet gelassen. Er nahm ihn noch einmal zur Hand, um zu sehen, ob sie kein Urtheil über Inez fällte; aber die liebende Braut war nur mit dem Gegenstande ihrer Liebe und mit dem Bruder beschäftigt, an den sie nun eben schrieb. Aber nein, hier steht der geliebte Name, sie stellt sie dar wie eine Spartanerinn, die ihren Knaben befiehlt, das eigene Leben nicht zu achten, um ein fremdes zu retten, und sich dann einer solchen Handlung nicht zu rühmen. Und auf wessen Bild zeigt sie hin, daß der Knabe ihm nacheifere? Ein stolzes Entzücken hebt seine Brust, und dies Gefühl dankt er seiner Louise. Und nun die lieblichen Bilder, die sie ihm von den Kindern giebt, die er einst die seinen nennen möchte. „Gewiß sie billigt meine Liebe,“

sagte er sich, „und wenn sie wüßte, wie viel ich auf ihr Urtheil, auf ihr Lob gebe, sie würde es Inez nicht versagen.“ Er legte sich endlich mit dem Entschlusse nieder, ihr morgen zu schreiben.

Da ward ihm am nächsten Morgen der zweite Brief Louisens gebracht, und mit einem aus Freude und Schmerz gemischten Gefühle sah er seine Liebe von ihr errathen; aber nicht die kleinste Bemerkung über den Gegenstand derselben sagte ihm, ob sie dieselbe billige. Dennoch fand er großen Trost darin, daß Louise, indem sie die unvortheilhaften Verhältnisse aufzählte, die sich einer Verbindung zwischen Mistreß Black und ihrem Bruder entgegenstellen würden, keines einzigen erwähnte, welches als ein wahres Hinderniß gegen seine Wünsche ihm erschien. Und sagte sie nicht selbst, daß wenn er sein Glück im Besitz der geliebten Frau finden könnte, sie ihnen Allen genügen würde. Er fand auch den Rath der Schwester, selbst zu kommen, weise, und wie schön, wie mit seinen Wünschen übereinstimmend! Allein wie war es möglich, jetzt Urlaub zu erhalten; es war gerade die Zeit der Revüen und der Manoeuver, und ohne die wichtigsten Gründe durfte er nicht darum anhalten. Er grübelte vergebens darüber nach, wie er abkommen wollte, und endlich ward die Reise in die Heimath ein eben so großer Gegenstand für seine Sehnsucht, als das Ziel derselben. Er antwortete Louisen

aus einem liebevollen brüderlichen Herzen; er gestand ihr nicht geradezu, daß er Mistreß Black liebe, aber doch, daß er keinen glühenderen Wunsch hege, als sie näher kennen zu lernen, und daß er auf die Aufrichtigkeit und Schonung der Schwester rechne, wenn er sie einst um ihr Urtheil über den schönen Gast des Hauses bitten werde. Nun kam Helenens Brief, und hier fand er den schönsten Anklang für seine Gefühle; sie hatte mit gewohnter Thätigkeit schon alle Verhältnisse auf das Beste geordnet, und es dünkte ihm bald, als stellte sich seinem Glücke nichts mehr entgegen. „Helene ist so scharfblickend,“ sagte er sich, „ihrem Auge entgeht so leicht nichts. Und würde sie, die den meisten Stolz in der ganzen Familie besitzt, würde sie selbst mir die Freundinn zuführen, wenn sie dieselbe nicht von Herzen achten könnte? Er war schon so weit gekommen, daß aus Entzücken über den Anfang des Briefes er in all' dem, was folgte, nichts als neue Nahrung für dies Gefühl fand. Die Krämpfe, die die arme Märtyrinn zu leiden hatte, werden verschwinden, wenn sie wieder glücklich und getrennt von all den Gegenständen der Erinnerung an eine schmerzerfüllte Vergangenheit ist. Daß sie den ersten Gatten nicht auf seinem Sterbebette pflegte, wie dankte er dem verständigen Arzte, der sie davon zurückhielt, und er kann sich dem heimlichen Troste nicht entziehen, der darin für ihn liegt; denn sie kann

den Gatten nicht geliebt haben; er hat es nicht um sie verdient, sie kann ihn also jetzt vollends nicht mehr lieben. Ach, und nun kommt er zu der Stelle, die alle seine Pulse höher klopfen macht: „wenn er es wünscht, will sie nicht mehr schwarz gekleidet sein, wenn er wieder kommt!“ Und wie freute es ihn, daß sie das Bild des Mannes, den er hasset, weil er die Holde so gemartert, nicht mehr so nahe hat.

Er war zum Diner beim General geladen. Adele war seine Nachbarinn, und sie hatte ihn nie so munter, so gesprächig gesehen. Sein Frohsinn theilte sich ihr mit, und der General und seine Gemahlinn sagten sich durch Blicke, wie zufrieden sie über die Heiterkeit des Paares waren. Nach Tische sagte der Erstere zu unserm Freunde, daß der Adjudant heute Morgen sein Abschiedsgesuch eingereicht habe, und daß er ihm in vier Wochen zu der neuen Charge hoffe gratuliren zu können. Steinfels, statt in glühende Danksagungen auszubrechen, erschrak sichtlich; denn er wußte, wenn er erst diese Stelle angetreten hatte, so war vollends an kein Fortkommen zu denken, und er sah ein, daß jetzt, oder in langer Zeit nicht wieder der Zeitpunkt gekommen sei, wo er reden müsse. Der General betrachtete ihn mit Befremden, und dennoch war hier weder Zeit noch Ort, sich auszusprechen; er bat demnach um die Erlaubniß, „morgen Seiner Excellenz aufwarten zu dürfen, um mit

Ihnen über eine wichtige Angelegenheit zu reden.“ Mit einem triumphirenden Lächeln gab der General ihm diese Erlaubniß und wunderte sich im Stillen, daß Steinfels so bald die Gesellschaft verließ. Aber nun fragte sich dieser, was er dem General sagen wolle, und so wankelmüthig ist das menschliche Herz, — die Liebe, die er noch vor wenig Stunden gegen eine Welt würde vertheidigt haben, erschien ihm jetzt wieder seiner unwerth, auf einmal quälte er sich mit den schrecklichsten Vorstellungen einer geheimnißvollen Schuld, die an Inez haften könne. Ein furchtbarer Gedanke drängte sich ihm auf; warum erwähnte Black immer nur der zwei Söhne? Freilich war die kleine Jenny erst nach seinem Tode geboren; aber er mußte wissen, daß noch ein drittes Kind, wenn er stürbe, in ihm den Vater würde zu beweinen haben, und dieses hülflosesten gedachte er nie, weder in seinem Testamente, noch sonst in Augenblicken, wo er als von seinen Kindern redend eingeführt ward. Warum hatte der sterbende Pelikan nur zwei Junge? Der Gedanke machte ihn fast wahnsinnig, und er mußte jedenfalls Aufklärung darüber erhalten; er mußte hin zu ihr, sie selbst sollte ihm alle Räthsel lösen. Aber konnte er dem General diese Gründe sagen, um ihm die Wichtigkeit einer Reise in die Heimath deutlich zu machen? O der arme Steinfels! Er litt die furchtbarsten Seelenkämpfe in dieser Nacht, und der Morgen fand ihn noch,

die Briefe der Geschwister studirend. Er mußte sich endlich wieder in das Gewühl des Tages, in die Geschäfte desselben hinaus begeben, und trat gegen Mittag noch fast ohne festen Entschluß bei dem General ein, der ihn mit Besorgniß fragte, ob er krank sei, so bleich und verändert fand er seinen jungen Freund. Hier glaubte dieser plötzlich den geeignetsten Vorwand zu einer Reise in die Heimath gefunden zu haben.

„In der That, Herr General," erwiederte er, „ich fühle mich sehr unwohl, und nur eine Reise zu den Meinigen wird mich wieder herstellen können; aber wie darf ich jetzt um Urlaub anhalten?"

„Mein Gott," sagte der General, „wenn Sie krank sind und wirklich Heilung von einer Reise erwarten dürfen, so halten Sie getrost darum an, ich werde Ihr Gesuch unterstützen, und Sie kehren dann hoffentlich gesund zurück. Aber nun sagen Sie mir, was fehlt Ihnen denn?"

„Ich bin in großer Ungewißheit über eine wichtige Lebensfrage, und diese Ungewißheit reibt mich auf, wenn ich ihr nicht bald ein Ende mache."

„Und könnten Sie dies nicht besser hier?" fragte der General, und blickte ihn freundlich forschend an.

„Nein, Excellenz," erwiederte Steinfels, „ich muß mich darüber mit den Meinigen berathen."

„Hm," sagte der General kopfschüttelnd, „ich hätte

gedacht, daß Sie sich eben so gut mit mir darüber berathen könnten, und wenn ich mich nicht irrte, wenn mein Wort Ihnen nützlich werden kann, so öffnen Sie mir Ihr Herz, mein lieber Steinfels, Sie werden stets einen zweiten Vater in mir finden.“

„Wie gern,“ sagte Steinfels, „spräche ich mit Euer Excellenz über Alles, was mir wichtig und theuer ist; allein mein Geheimniß ist der Art, daß ich es jetzt noch Niemand mittheilen darf. Wenn ich indessen Entscheidung über einen glühenden Wunsch meiner Brust erlangt habe, und sie ist so, daß sich mein väterlicher Freund des Glückes seines Jüngers freuen kann, so wird es meine heiligste Pflicht sein, sie Ihnen, mein General, zu melden.“

„Nun, nun,“ sagte der würdige General lächelnd, „ich merke, Sie wollen sich Ihr Glück ganz allein zu verdanken haben, und wenn mich nicht Alles täuscht, so wird mein guter Steinfels mir bald ein fröhliches Geständniß zu machen haben. Eilen Sie dann, Ihr Urlaubsgesuch einzureichen; ich werde, wenn es bis dahin zu mir gelangt ist, schon morgen bei Seiner Majestät Ihre Bitte unterstützen können. Ihr Dienst soll schon gethan werden.“

Steinfels ergoß sich in den glühendsten Danksagungen, denn so leicht hatte er nicht fortzukommen gedacht, und mit Rührung sah er die väterliche Zuneigung

seines würdigen Chefs. Er fühlte sehr das Bedürfniß, seine Gefühle dieser treuen Heldenbrust, in der für ihn so viel Güte wohnte, anzuvertrauen; allein die Furcht, daß der General sich einen Tadel über seine Liebe zu Inez erlauben könnte, hielt ihn zurück, denn er wollte, ehe er sie wieder gesehen, von Niemand mehr etwas über seine Verbindung mit ihr hören.

Er eilte nun, sein Gesuch auf dem Dienstwege einzureichen, und schon am folgenden Nachmittage war es bewilligt von Seiner Majestät. Am Morgen des dritten Tages ging er, Abschied von dem General zu nehmen. Die Damen waren über Land zu einem Besuch verreis't, und das würdige Familienhaupt machte im Stillen seine Glossen über die wunderliche Jugend; denn Adele hatte gerade heute, wo er ihr doch gesagt, daß Steinfels Abschied nehmen würde, die Mutter zu dieser Tour beredet. Er nahm sich nun aber auch vor, sie ihre Sache allein mit einander ausmachen zu lassen, und entließ seinen jungen Freund mit den besten Seegenswünschen für seine Gesundheit.

Mit froheren Gefühlen hatte Steinfels nie eine Reise angetreten; er dachte jetzt an nichts, als daß er sie wiedersehen, daß er vielleicht das Geständniß ihrer Gegenliebe von ihr erhalten sollte. Jener furchtbare Zweifel war längst durch dies neue Gefühl in den Hintergrund

gedrängt und trat er ja einmal hervor, so gelang es unserm Freunde bald, ihn mit den triftigsten Gründen zurückzuweisen. Der halb wahnsinnige William! Was konnte sich seine düstere Phantasie nicht alles ausgebrütet haben, um die arme Inez anzuklagen; er, der eifersüchtig auf einen alten Mann war in Tagen, wo die Liebe der schönen Inez zu ihm noch in ihrem Frühlinge war, wo er selbst noch gesund und schön ihr zur Seite stand, wo sie ihm eben seinen Erstgebornen in die Arme gelegt hatte. Und dann wieder eifersüchtig auf den Arzt in Augenblicken, wo die arme Märtyrinn von Schmerz um ihn darnieder gebeugt war! Nein, Steinfels fühlte nichts als Haß gegen den Tyrannen und Liebe für Inez. Er nahm Extrapost und reis'te Tag und Nacht.

An die Seinigen zu schreiben unterließ er; denn erstens würde ein Brief kaum mehr hingekommen sein, ehe er selbst anlangte, wenn er ihn auch in dem Augenblicke abgesendet hätte, als der General ihm zuerst Hoffnung gab, daß er würde abkommen können, und zweitens wollte er unverhofft eintreffen, um wo möglich, wenn auch nur einen Augenblick, die Familienscene ungesehen zu belauschen. Er wollte sehen, wie sich das Bild ausnähme, wenn Inez mit den Kindern unter den Seinen häuslich waltete.

Der Mai war gekommen, und wessen Brust fühlt sich nicht vom Hauche des Frühlings gehoben, wenn ein reines Herz darin schlägt. Steinfels war voll edler Gedanken; denn er dachte ja nichts, als mit seiner Liebe ein fremdes Unrecht an einer armen Gemißhandelten zu vergüten, und er entwarf die herrlichsten Pläne, wie er das Leben mit Blumen schmücken wollte, das eine Todtenhand bisher in Trauer gehüllt hatte. Er dachte an alle Ersparungen, die er bei seinen eignen Ausgaben noch machen könnte, um nur Ihr mehr Lebensgenuß zu verschaffen.

Der Weg führte eben durch ein reizendes Gehölz, und er ließ den Postillon bis zur nächsten, nur noch zwei Stunden entfernten, Station weiter fahren, gab seinem Diener die nöthigen Befehle, neuen Vorspann zu besorgen und ihn im Städtchen zu erwarten, und trat den Weg bis dahin zu Fuß an. Er überließ sich nun ganz den seligsten Gefühlen. Die Natur zeigte sich im bräutlichsten Glanze, alles schien ihm Glückwünsche zuzulächeln. Das junge Laub der Hängebirken, die zu beiden Seiten den Weg einfaßten, spielte im Sonnenschein wie Milliarden goldgrüner Käfer; ein Duft von Maienblümchen strömte aus dem Gehölze hervor; die Nachtigall flötete ihre schönsten Gesänge, und Tausende von andern gefiederten Sängern eiferten ihr nach. Steinfels eilte vom Wege ab in das Gehölz

und er sah hier die demüthigen Maienglocken in reicher Fülle blühen. Er pflückte sich ein Blümchen und dann betrachtete er es mit Wehmuth. „Arme Blume," sprach er schmerzlich, „warum entriß ich Dich Deinen Gespielen? Warum dem Sonnenstrahle, der Dich noch eben liebkos'te? Du Demuthsvolle, die Du so schöne Düfte dem Wandernden spendest. Ich Hartherziger raubte Dir Glück und Leben und die Freude, Viele zu erfreuen, nur um Dich ganz allein zu besitzen. Aber der Frevel ist geschehen. So stirb denn an meinem Herzen, arme Blume, und lehre es, noch im Tode zu segnen, wie Du den, der Dich verwundete. Denn duftest Du nicht noch so köstlich, und schon senkt sich Dein Köpfchen zum ewigen Schlafe? Zum ewigen? Sollte der Antheil, den ich Deinem Geschick weihte, Dir nicht eine längere Dauer verleihen? Kein tieferes Gefühl des menschlichen Herzens sollte vergänglich sein," schwärmte er weiter; aber dann fiel ihm ein, wie tief die Gefühle des Hasses, des Neides, des Schmerzes, des Argwohns und tausend anderer gehässiger Leidenschaften in dem menschlichen Herzen wurzeln können, und er segnete den weisen Lenker unserer Schicksale, daß er den Empfindungen des Herzens keine ewige Dauer verliehen habe. „Nichts ist ewig, als der Geist, ein Funke jenes ewigen Lichts, das dem Weltall leuchtet, das es erhält und erwärmt, und nur eine Verbindung, die zwei Geister

eng mit einander verknüpft, kann daher von ewiger Dauer sein. Mag Inez dem William angetraut gewesen sein: ihre Verbindung hat der Tod gelös't, denn ihr Geist hat sich nicht zu dem seinen gefunden. Es war daher nichts Ewiges zwischen ihnen, die Ehe war ein Band, das die Lebenden zusammenhielt, nur für das Leben geknüpft, und er, der das ihrige vergiftete, hat vollends kein Recht mehr an ihre Trauer."

Dann traf er einen wilden Rosenstrauch in voller Blüthe, und er war in der Zerstreuung, worin ihn sein Selbstgespräch versenkt, im Begriff, auch ihm eine Blume zu entwenden; doch als er den Zweig berührte, flatterte eine kleine Grasmücke aus dem Gebüsch hervor und setzte sich auf den nächsten Baum. Unser Freund erwachte durch dies Geräusch wieder zur Wirklichkeit. Er bog die Zweige behutsam auseinander und sah ein Nest mit einem brütenden Weibchen darauf, das ihn eine Weile mit den klugen Äugelein forschend anblickte, während es sich sorglich und tiefer in das Nest hineindrückte. Aber das ängstliche Zirpen, das sein Gefährte von jenem Baume zu ihm hernieder sendete, mochte ihm zu große Furcht einflößen; denn plötzlich verließ es das Nest und flog zu dem Gatten. "Wieder trat ich als Störenfried auf," sagte Steinfels, "aber hier kann ich wieder gut machen. Ihr armen kleinen Dinger," sprach er zu den Eiern, "ihr

werdet noch genug kalte Stürme erleben; nicht den ganzen Mai hindurch lacht die Sonne, wie heute, und ich will Euer Bettchen weich und warm machen, damit ihr den Wechsel behaglicher ertragen könnt. Er nahm aus seiner Brieftasche eine kleine Scheere, schnitt in sein seidnes Taschentuch hinein, zupfte eine Menge weicher Fäden davon und hing sie rings um das Nestchen an den Dornen der Rose auf. „So," sagte er, „nun werden schon eure Eltern euch damit hätscheln." Er schloß nun sorgfältig die Zweige wieder in einander und ging einige Schritte weiter; dann aber wendete er sich und sah zu seiner Freude, wie das Paar eben im Busche verschwand. „Glückliche!" sagte er, „es war nur ein kurzes Leiden, das eine fremde Hand euch verursachte, ihr seid wieder vereinigt und schon ist es vergessen. Aber träte nur nie eine feindliche Gewalt länger zwischen euch; trennt euch nur nicht, liebt euch nur immer, und ihr werdet nie ganz unglücklich sein!"

So schwärmte der edle Jüngling, er fühlte Mitleid mit allen Leidenden, und ihn dauerten selbst die kleinen Grashalme, die sein Fuß zertrat. Aber auch die Freude um ihn her nahm er in seiner Brust auf, und als er jetzt wieder eine Nachtigall so lieblich flöten hörte, warf er sich entzückt in das weiche Moos unter einer Eiche nieder und lauschte den Klagen, die der liebenden Brust des Vögleins entströmten. Die Zweige des Baumes waren

noch schwach belaubt. Die Eiche ist vorsichtig, sie läßt ihre jungen Blätter nicht eher hinaus, als bis keine Nachtfröste ihnen mehr nachstellen. Ach, und dennoch kann sie sie nicht vor allen Gefahren schützen, denn ihre jugendliche Zartheit zieht oft die Begierde der gefräßigen Raupe an, während die nicht so sorgsam gehüteten Blätter der andern Bäume ihr zu hart geworden sind.— —

Die Sonnenstrahlen spielten ein neckendes Spiel durch die Zweige und die wechselnden Schatten. Die Wärme, die Ruhe um ihn her machte zuerst nach mehreren schlaflos hingewachten Nächten unsern Freund schläfrig. Er konnte der süßen Neigung nicht widerstehen und entschlummerte. Traumbilder, bunt und mannichfaltig, zogen an seiner Seele vorüber, ohne daß er sich ihrer klar bewußt ward; aber endlich fand er sich auf seinen Rappen in einer wilden düstern Gegend; es war Dämmerung um ihn her, und er konnte durchaus den Weg nicht finden, den er zu reiten hatte. Irrlichter tanzten um ihn herum und sein Roß schnaubte und bäumte sich wüthend und wollte nicht weiter. Er wendete vergebens alle Künste und alle Gewalt an, es vorwärts zu spornen. Da tauchte plötzlich ein Kindergesicht aus der Erde hervor, dann folgte ein Arm, dann noch einer, und endlich sahe er George bis zu einer Höhe aus der Erde aufwachsen, daß er noch über den Kopf des Rappen hinweg Steinfels anblickte. Er hielt ein klei-

nes Bild in der Hand und wollte es Steinfels geben; allein es war an einer Sehne befestigt um seinen Hals geschlungen, und die Sehne war so kurz, daß sich der Kopf des nun riesengroß aufgeschossenen Knabens tief zu Steinfels hinunterbiegen mußte, und dadurch verhüllte er das Bild so, daß dieser es nicht sehen konnte. Unwillig wollte er mit seiner Hand den Kopf des Knaben seitwärts biegen; allein als sie die jugendliche Stirn berührte, war es ihm, als hätte er sie ihm segnend auflegen wollen. Sein Mund stammelte unverständliche Gebete, da verschwand der Knabe, und das Pferd sprengte mit seinem Reiter davon. Die Irrlichter waren jetzt auch verschwunden, und ein mildes Licht, wie das des Mondes, breitete sich über die Gegend aus. Unser Freund sah, daß er auf einen Gottesacker dahin ritt, rechts und links blinkten Grabsteine und Kreuze, und ein Schauder überlief den Reiter. Da hörte er wieder fröhliche Musik erschallen; der Gottesacker war verschwunden, und er sah sich auf einem grünen Anger, wo junge Landleute um einen Maienbaum tanzten. Fröhliches Gelächter erscholl von allen Seiten, und er glaubte den General mit Frau und Tochter unter einer Gruppe von Bäumen zu erblicken; er wollte zu ihnen eilen, da bemerkte er, daß seine Kleidung in lauter Fetzen um ihn herum hing. Mit einem mitleidigen Gefühle betrachtete er bald seine zerrissene Kleidung, bald seine magern

Hände, und es war ihm dann, als müßte er sich unter der Erde verbergen, damit er einer Beschimpfung entgehe. Da weckte ihn das Gelächter vorüberziehender Stimmen; er richtete sich auf und sah einen Zug fröhlicher Hochzeitsleute auf dem Wege. Alle waren schon bei ihm vorüber, bis auf das Brautpaar, das den Beschluß bildete. Steinfels sprang in die Höhe, um ihnen nachzueilen, da sie eines Weges mit ihm dahin zu gehen schienen. Er hoffte, so am besten den unangenehmen Eindruck zu verscheuchen, den ein so wunderlicher Traum auf ihn gemacht.

Das Pärchen hielt sich umschlungen und schäkerte fröhlich mit einander. „Gott segne Euch, Ihr Leute!“ rief ihnen Steinfels zu. Sie wendeten sich mit einem „schönen Dank, Herr!“ zu ihm um, und er sah, daß die Frau augenscheinlich älter, als der Bursche war.

Er fragte: „Seid Ihr denn das Brautpaar?“

„Nun sieht es der Herr nicht?“ fragte der Bursch, „sieht Er nicht den Strauß, den ich vor der Brust trage und die bunten Bänder um Hut und Kniee? Und sieht Er nicht den Kranz der Braut? Freilich, ist er nicht mehr ganz, denn Marthe hat schon einen Mann begraben und darum darf sie keinen ganzen Kranz tragen; aber es schadet nichts, ehe es zum Tanze geht, pflücke ich ihr Blumen und stecke sie ihr an, da wo der Kranz ein Ende hat.“

„Wie schade,“ sagte Steinfels, „daß ich ein eiliger Reisender bin, sonst wollte ich mich bei Euch zu Gaste bitten und mit der Braut tanzen.“

„O,“ sagte die Braut, „kann der Herr uns nicht die Ehre anthun? Unser Dorf ist dicht am Wege, und ich bin die Gastwirthinn, Er würde doch wohl bei mir eingekehrt sein und einen Trunk genommen haben.“

Steinfels sah nach seiner Uhr und fand, daß es schon drei Stunden her war, da er den Wagen voranschickte; er wußte, daß er längst wieder angeschirrt sein würde. Dennoch widerstand er der Versuchung nicht, sich den Leuten anzuschließen, denn er fühlte das Bedürfniß unter Menschen, unter frohe, lebenslustige Menschen zu kommen.

„Also Ihr seid eine Witwe?“ fragte er die Braut.

Hitzig fiel ihm der Bursche in die Rede: „Den Teufel auch, Herr! mit der Witwenschaft hat es ein Ende, sie ist heute meine Braut, und morgen ist sie meine junge Frau.“

„Es ist wahr,“ sagte Steinfels, „das hat sich nun Alles geändert, und der Wechsel gefällt Euch wohl?“ fragte er wieder die Braut.

„Ei freilich,“ sagte sie, „ich habe den seligen Martin ein ganzes Jahr betrauert; aber nun mußte wieder ein Mann in die Wirthschaft, es ging so nicht mehr, und dann habe ich auch zwei wilde Jungen, die müssen zu=

weilen gestraft werden, und dazu ist wieder eine Manns-faust besser, als die einer Mutter.«

Das Gespräch interessirte unsern Freund immer lebhafter; aufgeregt, wie er war, dachte er fast, es werde ihm hier ein Spiegelbild seines eignen Lebens vorgehalten, und er war schon fest überzeugt, daß noch ein drittes Kind, ein kleines Mädchen, da sein müsse, als er fragte:

»Also zwei Kinder habt Ihr?«

»Nein,« erwiederte die Frau, »ich habe noch ein kleines Mädchen, ein Nesthäkchen, das erst nach des Vaters Tode geboren ist.«

Dem Burschen schien das Gespräch nicht zu gefallen, und er sagte: »Wenn der Herr aber mal Hochzeit hält, so wünsche ich ihm, daß Er mit Seiner Braut allein bleiben möge, wenn Er mit ihr allein sein will.«

»Pfui, Lorenz!« sagte die Frau, »wie kannst Du so grob sein; der Herr erweis't uns eine Ehre, und Du fährst ihn so an? Nehm' Er's nicht übel, Herr!« wendete sie sich zu Franz, »er ist sonst gut von Herzen aber etwas abgünstig; ich darf mit Niemand reden, als mit ihm, denkt er, und ich bin doch eine Gastwirthinn, und muß mit vielen Leuten zu reden verstehen.«

»Nun, ich verdenke es ihm nicht,« sagte Steinfels, »daß er gern mit Ihr allein wäre, und ich will auch eilen, daß ich nach der Stadt komme, wo ich erwartet

werde; aber in Eurer Stelle hätte ich ihn nicht geheirathet, wenn er so eifersüchtig ist."

"Ei was!" sagte die Frau, "das habe ich recht gern, er ist es ja nur, weil er mich lieb hat, und dann, Herr, so giebt sich das bald. Mein seliger Mann hatte auch solche Schrullen im Kopfe, als ich ihn freite, aber da gab ich ihm eine Zeitlang nach, und zuletzt gewöhnte er es sich ganz ab, und als er auf dem Todtenbette lag, da konnte er schon daran denken, wen ich wohl wieder nehmen sollte."

"Das ist doch zu viel," sagte Steinfels, "und hatte er sich denn diesen jungen Nachfolger ausgesucht?"

"Nein, nein," lachte die Frau, "das just nicht, im Gegentheil meinte er, ich könne wohl seinen alten Ohm nehmen, damit die Kinder einen verständigen Vater wieder bekämen. Aber da dachte ich nachher anders, denn das ging ihm nichts mehr an; ich bin ihm eine gute Frau im Leben gewesen, ich habe ihn in seiner Krankheit treulich gepflegt, habe ihn ordentlich begraben lassen und ein ganzes Jahr betrauert; aber nun muß ich wieder denken, daß ich selbst vergnügt lebe, und hier der Lorenz ist ein fröhliches Blut."

"Nun, da will ich nicht störend in Euer Hochzeitsfest fallen," sagte Steinfels. "Da, nehmt dies Geld und kauft mir dem kleinen Nesthäkchen zum nächsten Jahrmarkte etwas Hübsches dafür, und nun lebt wohl!

In einigen Wochen komme ich, will's Gott, fröhlich zurück von meiner Reise, und dann spreche ich bei Euch vor."

Die Frau wollte ihn noch bereden, doch zu bleiben; allein der Bräutigam gab ihr einen leisen Stoß mit dem Ellnbogen und sie „gab ihm denn auch nach," just wie dem seligen Manne; sie dankte aber freundlich für den blanken Thaler, und Beide wünschten dem Reisenden das beste Glück auf den Weg und baten ihn, ja Wort zu halten und bei ihnen einzukehren.

„Wie heißt hier das Dorf?" fragte Franz.

„Thomaswalde," war die Antwort.

Steinfels schrieb sich den Namen in seine Brieftasche und schritt nun schleunig dem Städtchen zu. Er fand seinen Diener in großer Besorgniß um ihn; die Postpferde standen längst vor dem Wagen, und der treue Mensch wußte nicht, sollte er das Gepäck im Stich lassen und den Herrn aufsuchen, oder sollte er hier vor Angst um ihn vergehen, als Steinfels eben noch zur rechten Zeit erschien, um das Letztere zu verhüten. Es war bereits Mittag, und er entließ Postillon und Pferde und bestellte beide in einer Stunde wieder, um erst zu Mittag speisen zu können. Als er sich auf diese Weise restaurirt, als er einige Gläser guten Weins getrunken hatte, gingen die Bilder des Traumes vollends in seiner Seele unter, und er träumte sich wieder in die

selige Stimmung des Morgens hinein. Der Abend, der diesem schönen Tage folgte, war würdig des letztern, und unser Freund, der seit einiger Zeit abergläubisch war, deutete sich alles Angenehme dieser Reise auf seine Zukunft aus. „So mild und lieblich wird auch der Abend Deines Lebens an meiner Seite sein, o Inez! Deine Söhne sollen tüchtige Männer werden, Dein holdes Töchterlein wollen wir sorgfältig gegen jedes Ungemach schützen, das ihm durch Menschen kommen könnte, und wenn ich dann einst mit Dir dort über den Sternen dem armen William begegne, so soll er Dich segnen, daß Du seinen Kindern einen so guten Vater wiedergegeben hast. Aber,“ dachte er dann wieder, „wird sie mich lieben, wird ihr das Loos genügen, das ich ihr zu bieten habe? Sie war durch Schönheit, durch Liebreiz und durch ihr tragisches Schicksal ihm ein fast anbetungswürdiger Gegenstand, und immer erschien ihm das, was er ihr zu geben hatte, unwürdig ihrer. Louise hatte ganz Recht, es war Zeit, daß er Inez näher kennen lernte; denn edle Menschen legen dem Gegenstande ihrer Neigung in der Regel mehr Tugenden und Vorzüge bei, wenn sie von ihm getrennt sind, und oft finden sie, wenn die Trennung lange dauert, zuletzt keine Ähnlichkeit in dem Ideal, an dessen Bilde ihre Phantasie täglich eine neue Schönheit entdeckte.

Unser Freund war entschlossen, erst mit der Dämme-

rung in Freiburg einzutreffen; einmal wollte er Inez sehen, ohne daß sie seine Anwesenheit ahnen konnte. Er schlug daher am nächsten Tage den Weg nach Lalau ein, wo er Ida besuchen und dann von dort aus zu Fuß oder zu Pferde den Rest des Weges zurücklegen wollte. Er traf das gute Ehepaar allein; der Major war in Freiburg, und Ida war zum Tode erschrocken, als sie ihn zu einer Zeit, wo sein Beruf es fast unmöglich machte, so plötzlich vor sich sah. Dazu fand sie ihn so verändert, er war blaß und in seinen Augen lag etwas Mattes, was ihr schmerzlich auffiel. Indeß gab ihm hier, wie bei dem General, sein Aussehen, über welches die besorgte Schwester sogleich ihre Bemerkung machte, den schicklichsten Vorwand, weshalb er hier sei. Der Baron meinte, gewiß wäre sein Übelbefinden eine Folge seiner übermäßigen Anstrengungen bei Rettung der Überschwemmten. „Ich sagte ja immer, Idchen, es soll mich verlangen, ob es gut mit ihm geht. Ich habe noch immer Rheumatismus in den Gliedern und soll ins Seebad,“ setzte er hinzu, „wie wär es, Franz, wenn Du mich begleitetest?“

„Ich hoffe,“ erwiederte dieser, „daß ich mich früher erhole. Die ländliche Ruhe auf Freiburg wird mir wohlthun, und besonders das Wiedersehen so vieler geliebter Personen.“

„Weißt Du,“ sagte Ida über Tisch, „daß Mistreß

Black noch immer Mamas Gast ist? Der Himmel weiß," fügte sie ohne seine Antwort zu erwarten hinzu, "wo sie dort alle mit Bequemlichkeit Platz finden. Es wird für Helene die ganze Zimmerreihe links parterre aufs Schönste eingerichtet, bis auf das kleine Cabinett, welches Du früher Dein Bücherzimmer nanntest. Hier hat man das Bild von Master Black aufgehängt, und der ernsthafte George hat dort sein Studierzimmer. Helene besteht mit Eigensinn darauf, daß er es behält, so lange die Familie dort ist, so gern es August auch mit in Stand gesetzt sähe."

"Ja," sagte der Baron, "in Freiburg wird es stets eine Weiberregierung bleiben, bis Du, mein wackrer Freund, einst das Regiment übernimmst. Mama giebt den Namen her, aber im Grunde regiert Mistreß Black das ganze Haus, denn Helene, der Premierminister, thut wieder Alles, was sie dieser an den Augen absehen kann."

"Aber," sagte Franz, "ich dächte, Mistreß Black würde den Knaben lieber in ihrer Nähe behalten."

"Denk das nicht, mein Freund," sagte der Baron lachend, die ist froh, wenn er recht weit von ihr über den Büchern sitzt; denn so lange er im Zimmer ist, merkt man ihr leicht einigen Zwang an, und sie überläßt sich nur dann ganz ihrer Lustigkeit, wenn er zu Bette gegangen ist. Sie hält aus diesem Grunde auch immer mit so vieler Strenge darauf, daß die beiden

jüngsten Kinder um acht, George aber um neun Uhr in ihr Schlafzimmer gehen."

Franz fühlte sich auf das Unangenehmste von diesen Bemerkungen des Barons angeregt. Das Wort "lustig" hatte ihm einen so gemeinen Klang; er dachte es sich nie in Beziehung auf irgend ein weibliches Wesen: es lag etwas Ausgelassenes darin, und nun solle er vollends glauben, Inez könne lustig sein. Und daß sie sich mit Recht dieses Zustandes zu schämen habe und hinter dem Rücken der Kinder sich ihm hingäbe; es war etwas so Widerliches in dieser Vorstellung, daß er mit großem Ernste sagte:

"Du zeigst mir da Mistreß Black in einem Lichte, daß ich es fast bereuen könnte, sie in unserm Hanse aufgenommen zu sehen. Eine Frau, deren Betragen je so sein kann, daß sie die Gegenwart der eignen Kinder dabei zu fürchten hat, verdient wahrlich nicht, daß eine Familie, wie die meinige, sie monatelang als Hausgenossinn hat."

"Du bist wahrlich krank, mein Franz," sagte Ida, "sonst kenntest Du doch die scherzhafte Manier, in der Claus gern über Leute spricht, die ihm nicht sehr zusagen. Aber es ist nichts, als heimlicher Groll bei ihm, daß die schöne Frau ihm so wenig Artigkeiten erweis't, womit ich natürlich sehr zufrieden bin."

Es ist die höchste Zeit, dachte Franz, daß ich meine

eigenen Augen gebrauche, all dies Geschwätz macht mich irre, zieht mich hin und her und bringt mich zu keinem Resultat. Er nahm daher das Anerbieten des Schwagers an, ihm seine Droschke zu geben, die er morgen durch seinen Diener zurücksenden wollte, und fuhr nach Tische über die Deiche der Heimath zu. Allenthalben bemerkte er noch Spuren der Verheerungen, die das Wasser angerichtet, und Hunderte von Arbeitern waren noch an jener Stelle beschäftigt, wo der Deichbruch stattgefunden hatte. Als er bei den Häusern der Freiburger Arbeitsleute anlangte, hielt er an, und ging, sich bei seinen Schützlingen nach ihrem Ergehen zu erkundigen. Er suchte jede Hütte auf, und überall lachten ihm dankbare Gesichter der Frauen und Kinder entgegen, (die Männer waren auf Arbeit aus) und er überzeugte sich, daß es allen wieder gut ging. Zuletzt betrat er das Häuschen der alten Mutter Märtens. Sie wohnte dem Gute zunächst, und da es ihm für seine Wünsche noch nicht dunkel genug war, so wollte er in ihrer Hütte den Abend erwarten; sein Diener, der oben am Deiche mit der Droschke hielt, sollte ihm erst später folgen.

Mutter Märtens genoß einiger Vorrechte in der Familie Steinfels; sie hatte, so lange man denken konnte, alljährlich den Garten zu Freiburg vom Unkraute rein gehalten. Als die Geschwister klein waren, spielten sie

oft um sie herum, und zuweilen kauerten sie sich neben sie nieder und sie erzählte ihnen Geschichten. Dafür brachten sie ihr Obst und Kuchen und wurden von ihr mit großer Zärtlichkeit geliebt. Besonders Franz war ihr Liebling von Jugend auf; er hatte sie auch einst gegen einen großen Hund vertheidigt, welches sie ihm nie vergaß.

Sie kam mit ihm zu gleicher Zeit aus N., und er gesellte sich vertraulich zu ihr, obgleich er eben zum ersten Male die Uniform des Cadetts und einen Säbel trug.

„Junker Franz,“ bat die Alte, wenn sie Leute ihnen entgegenkommen sah, „gehen Sie auf die andre Seite, damit die Menschen nicht denken, Sie gingen mit mir.“

„Und warum sollen sie das nicht denken, Mutter Märtens?“

„Ach, ein so feiner Junker und eine arme alte Frau, das paßt nicht.“

„Du hast recht,“ lachte Franz, „ich sehe schon, warum es nicht paßt, Du bist alt und schwach und trägst einen so schweren Korb; ich gehe mit meinem leichten Säbel neben Dir und bin jung und stark. Gleich gieb mir Deinen Korb, daß ich ihn tragen helfe.“

Mit diesen Worten griff er nach dem Korbe. „Um Gotteswillen, Franzchen!“ schrie die Alte ängstlich, „was wollen Sie thun, schämen Sie Sich! Wenn es die

gnädge Frau, oder wenn es der König sähe.“ Es half ihr aber nichts, er ergriff den Korb und sagte lachend: „und wenn auch, der König würde mich loben, wenn er sähe, wie ich mich ritterlich einer Dame annehme, und Mama würde mich loben, daß ich ihrer alten Märtens die Last erleichtert.“

So ging er neben ihr den Korb tragend, als jene Leute herbei kamen, er stolz und frei den Blick umher werfend, die Alte fast erdrückt von Beschämung. Allein sie sah, wie die Leute ihren Liebling ehrerbietig grüßten, und segnete sie dafür in ihrem Herzen. Jetzt kam aber ein Herr zu Pferde, der eine große Bulldogge neben sich her laufen hatte, die mit Wuth auf die alte Frau herangestürzt kam. Franz ließ den Korb los und zog seinen Säbel, indem er den gleichgültig heranreitenden Stutzer zurief:

„Rufen Sie Ihren Hund!“

Dieser aber lachte nur und erwiederte: „Lassen Sie ihn nur, mein junger Don Quixotte, er ist wie Sie auf alte Weiber versessen, und thut ihnen kein Leides.“

„Rufen Sie die Bestie, oder ich werde ihr den Bauch aufschlitzen.“

„Unterstehen Sie sich!“ schrie der wüthende Reisende.

Indeß hatte der Hund die Alte niedergeworfen und hielt einen Theil ihrer Kleidung im Maule fest. Ohne sich jetzt einen Augenblick länger zu besinnen, hieb ihn

Franz so mit dem Säbel über den Rücken, daß die Alte mit Blut überströmt ward, und das Thier heulend zu seinem Herrn lief. Der Reisende sprang vom Pferde und wollte sich auf Franz stürzen; allein er war unbewaffnet, und während sich die Alte mit Mühe aufrichtete und nun mit Blut überspritzt zitternd da stand, stellte sich unser junger Held dem Fremden entgegen und rief ihm zu:

„Kommen Sie mir nicht näher, mein Herr, ich könnte Ihnen sonst auch noch eine Lection geben, dafür, daß Sie es ruhig mit ansahen, daß eine wehrlose Frau von einer wüthenden Bestie angefallen ward.“

„O Sie Ritter von der traurigen Gestalt,“ schrie der Fremde, „der Sie gegen Windmühlen kämpfen möchten, Sie werden vielleicht denken, eben einen großen Riesen erschlagen zu haben, und es war doch nur ein edler Hund, der darauf angelehrt ist, unverschämte Bettlerinnen von seinem Herrn entfernt zu halten, ohne ihnen jemals Schaden zu thun. Er hatte einen richtigeren Blick, wie Sie, junger Held; er hielt diese alte Vettel für das, was sie ist, anstatt daß Sie in ihr eine hohe Prinzessinn, oder was sonst für eine Schönheit sehen.“

„Besteigen Sie Ihr Pferd,“ sagte Franz ruhig, „ehe ich anfange, Sie als einen Schurken zu behandeln; ich bin in der Laune dazu.“

„Wie heißen Sie?“ fragte der Fremde, der leichenblaß geworden war und dennoch nicht die Möglichkeit sah, seinem Zorne einen augenblicklichen Nachdruck zu geben.

„Franz von Steinfels heiße ich,“ erwiederte dieser in nachdrücklichem Tone, „und dort liegt das Gut meines Vaters, wo ich bis morgen Nachmittag mich aufhalte, dann aber gehe ich zu meinem Regimente nach B. ab. Er nannte nun dem Fremden Alles, was ihm zu wissen Noth war, wenn er Satisfaction haben wollte. Dieser bestieg sein Pferd, ritt nach N., und der verwundete blutende Hund folgte ihm. Es mußte ihm indessen besserer Rath über Nacht gekommen sein, denn unser Freund hörte nie etwas wieder von ihm.

Nicht sobald sah Franz den Feind sich entfernen, als er der noch immer zitternden Alten heiter zuzureden begann:

„Siehst Du nun, wie gut es war, daß ich dicht neben Dir blieb, Mutter Märtens? Nun, sei nur ruhig! Das Blut kannst Du abwaschen, es kommt nur von dem Hunde, Dir selbst fehlt nichts. Wahrlich, es war ein schönes Thier, und es ist recht schade, daß es keinen bessern Herrn hat, der es lehrte, die Schwachen zu beschützen, statt sie anzufallen.“

Endlich brach die Alte in lautes Weinen aus und sie weinte, trotz seines Tröstens noch, als sie in Freiburg

ankamen; aber nie vergaß sie ihm diese Scene, und wenn sie von edlen Prinzen und Helden in ihren Mährchen den Kindern erzählte, so sagte sie allemal: „Er war just so schön und so wacker, wie unser junger Herr.“

Nun hatte er ihr zum zweiten Male bei der Wasserfluth das Leben gerettet, und man hätte fast glauben können, sie sei nur noch auf der Welt, sein Lob zu preisen. Inez, die damals zugegen war, als die Alte von Louisen Abschied nahm, hatte sie bald in ihrer Hütte aufgesucht. Sie nahm die Knaben mit, die ihr kleine Geschenke bringen mußten, und ehe es sich die Besuchenden versahen, war die Alte bei dem Capitel von dem jungen Herrn. Inez wünschte nichts sehnlicher, als daß die Knaben von der edlen Gesinnung des Herrn von Steinfels ganz durchdrungen werden möchten, und an keinen geeigneteren Ort hätte sie dieselben führen können, um diesen ihren Wunsch erfüllt zu sehen. Sie überließ sich denn auch den seligsten Träumen einer glücklichen Zukunft, wenn sie Georges Augen bei den Erzählungen der Alten von dem Feuer der Nacheiferung leuchten sah. „Als der gnädige Herr so groß war, wie Sie,“ fing diese gewöhnlich ihre Rede an, oder auch: „als mein junger Herr noch ganz klein war,“ und dann geleitete sie ihre Zuhörer durch hundert kleine Anekdoten von demselben bis zu der Sturmnacht, und schloß stets mit tausend

Segenswünschen für ihn. Jetzt, wo Helene so sehr mit der künftigen Einrichtung ihrer Zimmer beschäftigt war, fand Inez manche Stunde zu diesen ihr so liebgewordenen Spaziergängen. Auch die Knaben freuten sich immer sehr darauf; fast immer hatten sie der guten alten Frau, wie sie dieselbe nur schlichthin nannten, etwas zu bringen, und sie erzählte ihnen dann, während sie spann, und Inez ließ sich sogar von ihr in dieser Kunst unterrichten. Sie wollte Alles lernen, was eine deutsche Hausfrau mindestens muß beurtheilen können.

Dann ging sie mit den Knaben auf die Deiche hinaus, und als George einst zu William sagte: „Sieh William, da kamen wir von England her," so erwiederte dieser: „Aber George, ich will nie wieder nach London, es ist so dunkel da, Freiburg ist viel hübscher," und George fügte hinzu: „Ich bin auch gern in Deutschland, die Deutschen sind sehr gut."

„Nicht wahr? mein Sohn," sagte Inez, welche diese Worte hörte, „wo giebt es ritterlichere Männer, liebenswürdigere Frauen, eine angenehmere Häuslichkeit, als in Deutschland? Wir vor Allem müssen recht die Deutschen lieben."

„Master Black war ja auch ein Deutscher," warf George ein.

„Und Du, George," fuhr Inez fort, „hast noch viel bei Herrn von Steinfels gut zu machen! Du warst

einst recht unartig gegen ihn, und er verschaffte Dir und uns dafür einen so angenehmen Aufenthalt. Versprich es mir, George, daß Du ihn recht lieben willst, Niemand verdient es so wie er. Aber nun sage mir, wie konntest Du nur so zornig werden, als Jenny auf seinem Arme saß?"

"Mutter, sie nannte ihn Papa."

"Nun, was schadet das? Sie ist noch so klein und ist es nicht traurig, daß sie nie einen Papa gekannt hat?"

"Aber sie darf niemals einen Papa haben."

"Und weshalb nicht?"

"Master Black will es nicht."

"Geh', William, geh' zu Phöbe und sage, daß sie Jenny badet," sagte Inez zu diesem, und er sprang fröhlich davon.

"George," sagte sie dann, "ich muß einmal ernsthaft mit Dir reden, Du darfst nicht mehr von Deinem verstorbenen Vater sprechen, wenn Du lauter Dinge von ihm vorbringst, die ihm und Dir keine Ehre machen. Wann könnte Master Black mit Dir von Jenny gesprochen haben, da sie noch nicht da war, als er starb."

"Es war an dem Tage, Mama, da er so wenig Luft hatte. Du wolltest nicht bei ihm bleiben, Phöbe sagte auch, Du habest Deinen Krampf und Master Black wollte nicht, daß ich zu Dir sollte. Ich war mit ihm

allein, und er hielt meine Hand sehr fest in seiner. Da sagte er: „„George, ich werde bald sterben; ich athme nur noch durch ein Haar, und es wird die Stunde kommen, wo auch dieses sich schließt.““ Mutter, meine Mutter! ich war sehr traurig und ich weiß nicht, ob ich weinte, aber Master Black sagte: „„Weine nicht, mein Sohn, Du mußt früh ein Mann werden, und Dein Bruder muß in Dir ein schönes Vorbild haben, da sein Vater es ihm nicht sein kann. — Du mußt die Mutter schützen gegen Gefahr; sie ist nur ein Weib, und Weiber sind schwach. — Darum weine nicht, Knabe! — Aber Du sollst sie auch lieben, wie Niemand, denn sie hat Deinen Vater einst mehr geliebt, als Alles auf der Welt, mehr als Tugend und Ehre.““

„O Jesus! Maria!“ schrie Inez auf. „Glaube ihm nicht, mein George! Er war wahnsinnig, er war krank, er wußte nicht, was er sprach. Sprich, sagte er nicht nachher, Du solltest ihm nicht glauben? Sagte er nicht, Du solltest Deine Mutter achten, sie verehren? Sprich, sagte er nicht so?“

„O, Mutter, er war so krank, Du hast Recht damit, und ich glaube, er hatte große Angst, denn er sah darauf ganz starr vor sich hin und sprach so leise, daß ich nichts mehr verstand. Ich nahm sein Tuch und wischte ihm die Stirne ab, die ganz voller Schweißtropfen stand, dann brachte ich ihm den Trank, von dem er oft nahm. Er

trank davon und dann faltete er wieder die Hände und sprach leise. „Sir," sagte ich, „soll ich Mama rufen?" „„Nein, nein, mein Sohn,"" sagte er, „„sie soll mich so nicht sehen, sie leidet selbst."" Nun faßte er meine Hände so ganz fest und sah mich so an — o Mutter, ich will es nie vergessen! und dann sagte er: „„Sieh mich recht an, mein George, daß ich weiß, Du verstehest mich, ich habe Niemand, als Dich, dem ich vertraue, und Du sollst zwanzig Jahr älter werden durch das, was ich Dir sage. Es kann sein, daß wenn ich todt bin, Deine Mutter Dir ein kleines Kind zeigt, und sagt, es sei Dein Bruder oder Deine Schwester, und daß ein Mann kommt und sagt, er sei Dein und Williams Vater; aber George, Du sollst nie einen zweiten Vater haben, und dies kleine Kind nie einen Mann Vater nennen, Deine Mutter hat es mir geschworen. Darum versprich mir, daß Du Dich widersetzest, wenn sie den Schwur brechen will; denn sie ist ein Weib und Weiber sind schwach."

„O mein George," jammerte Inez, „hätte ich Dich doch nicht mit dem kranken Vater allein gelassen! — Doch sprich, sagte er noch mehr?"

„Dann schwieg er lange Zeit, er war so schwach. Aber bald wieder sprach er: „„Merke Dir, der Mann, den das kleine Kind Vater nennt, er ist mein Todfeind, und Du sollst ihn hassen, und wenn Deine Mutter sei-

nen Namen annimmt, so hört sie auf, Deine und Williams Mutter zu sein, und ihr werdet von ihr genommen und bei fremden Menschen sein. Darum widersetze Dich, daß sie Dir keinen zweiten Vater giebt. Sei immer bei ihr, wenn sie mit fremden Männern allein ist, damit Niemand sie überredet, ihren Schwur zu brechen; denn sie ist ein Weib und Weiber sind schwach. — Aber geht sie mit Euch nach Deutschland und lebt bei meiner alten Tante und liebt Niemand, wie Euch, o George, dann liebe, dann verehre sie nächst Gott am meisten. O George, Deine Mutter ist ein Engel!""

"Sagte er das, mein Sohn?" rief Inez in Thränen, "und dann?" — —

"Dann weinte Master Black und sagte: ""Versprich mir nun, daß Du ihr beistehen, daß Du sie verhindern willst, ihren Schwur zu brechen, daß Du sie nicht mit Männern allein lassen willst; denn es giebt viele Böse, die schwache Weiber zur Sünde, zum Meineid reizen wollen."" Sieh, Mutter, da versprach ich, daß ich Dich immer gegen alle Gefahr schützen, und Alles was Master Black noch wollte, ich gab ihm die Hand darauf. Dann nahm er mich in seine Arme und betete über mir. Ich mußte mich neben ihn auf sein Bett setzen, und ich rieb immer seine kalten Hände. Oft wollte ich auch wieder weinen, aber Master Black wollte es

nicht gern, und ich biß auf meine Zunge, um das Weinen zu lassen. Zuletzt schlief er ein, und da rief ich Phöbe zu ihm und ging in ihre Kammer und dort weinte ich tüchtig; aber seit der Zeit habe ich es lassen können.“

Inez weinte still vor sich hin. Sie hatte im Fortwandeln ihren Arm um den Hals des Knaben gelegt und führte ihn so langsam mit sich fort. Zuweilen zuckte der Arm und George sah sie besorgt an; allein sie winkte ihm fortzufahren. Sie hatte sich längst vor dieser Stunde gefürchtet, nun war sie gekommen, und alles Bittere, was die Mittheilung des Sohnes enthalten konnte, wollte sie in ihr empfangen. Jetzt aber warf sie beide Arme um den Knaben, drückte ihn mit heißer Mutterliebe an sich und rief jammernd aus:

„O grausamer, armer William! O geliebter George, mein Sohn! mein theures, theures Kind! Warum mußte durch die Schuld Deiner Eltern Dein junges Leben vergiftet werden! Sie tändelte mit seinen Locken, sie küßte seine Augen, sah hinein in ihren tiefblauen Himmel und rief freudig aus: „Aber Du bist schuldlos und wirst doch glücklich sein!“

Dann setzte sie sich mit ihm am Deiche, der untergehenden Sonne gegenüber, nieder und sagte entzückt:

„Sieh, mein Sohn, da sinkt das schöne Gestirn, das Gott über alle seine Menschen zum Segen herauf sen-

det, über gute und böse; er liebt, er segnet sie Alle, auch die Bösen, wenn sie bereuen und sich wieder dem Guten zuwenden. Da sinkt die Segensreiche und noch scheidend wirft sie liebevoll segnende Blicke auf uns. Ach, und sie hat heute wohl Manches gesehen, was ihrer Liebe unwerth war; aber sie verzeiht, sie hofft auf ein Morgen, wo Alles besser sein soll, und so geht sie schön und rein unter. Morgen lächelt sie uns wieder liebevoll zu, und wir hüten uns, sie etwas Böses sehen zu lassen. — Und der Erlöser, er gab sein Leben hin, damit alle Menschen glücklich und ewig selig werden können, auch die, die einst gefehlt haben, wenn sie ihre Sünden bereuen und gut werden. Und ihm sollen und wollen wir nachstreben. Dein Vater war oft sehr krank, und er sprach Manches, was ihm nachher so leid that; ach, er litt so sehr! Aber da, wo er jetzt ist, bei dem allgütigen Gott, da sind seine bösen Worte nicht aufgezeichnet, denn Gott wußte wohl, daß nur das große Leid, was Dein Vater zu tragen hatte, sie ihn sprechen ließ. Jetzt gewiß, mein George, sieht er nur mit Liebe auf uns und alle Menschen herunter, die es gut mit uns meinen. Und habe ich nicht Alles gethan, was Dein Vater von mir verlangte? Bin ich nicht nach Deutschland zu seiner Verwandtinn gegangen? Habe ich sie nicht gepflegt in ihrer Krankheit und still und eingezogen bei ihr gelebt?"

„Gewiß, meine Mutter,“ rief George freudig, „und Du trägst noch immer die schwarze Kleidung, und Du willst nicht, daß Jenny einen Vater und William und ich einen zweiten Vater bekommen, und wenn die Tante nicht gestorben wäre, so würdest Du nicht mit uns nach Freiburg gegangen sein.“

„Wäre nicht das Wasser gekommen, so würde dies doch nicht geschehen sein; aber Gott hat es eben Alles so gefügt, er wird uns ferner leiten und seinem Willen nur sollen wir gehorchen. Schwache, thörichte Menschen können nicht über unser Schicksal bestimmen. Und dann versprich mir nun, daß Du Frau von Steinfels und alle ihre Angehörigen recht lieben willst. Sie ist uns eine gütige Wohlthäterinn; ihre Töchter sind meine Freundinnen geworden: der Major, der Baron, Oskar und Herr von Steinfels, sind es nicht alles Männer, die mehr als alle Andern, die wir je gekannt haben, unsere Achtung, unsere Liebe verdienen? Darum, George, so lange wir leben, wollen wir sie nächst Gott am meisten lieben.“

George sagte: „Wir thun es schon, und wenn Miß Louise wollte, ich sollte mir eine Kohle durch die Hand brennen lassen, wie der Knabe, der dem Alexander das Rauchbecken hielt, ich würde es gleich thun.“

„Miß Louise ist zu gut, um von Dir zu verlangen, daß Du Dir Schmerzen verursachtest, ohne Jemand da-

mit zu helfen; sie will nichts von Dir, als daß Du gut und vernünftig bist und sie und alle ihre Freunde liebst."

George versprach es und mußte ihr dann noch geloben, Niemand etwas von dem Gespräche mit Master Black zu sagen.

"Denn er wußte nicht, was er sprach," sagte sie, "und Du hast vielleicht manche seiner Worte nicht einmal recht verstanden."

"Doch, Mutter," sagte der Knabe heftig, "kein Wort sagte ich anders, als Master Black es sprach. Oft sehe ich ihn auch des Nachts, wenn ich schlafe, und er fragt mich dann, ob ich noch weiß, was ich ihm versprochen, und dann wiederhole ich ihm Alles, und am Morgen mir selbst."

Inez sah ein, daß es ihr nicht gelingen würde, gegen die tiefen Eindrücke, die das Kind am Sterbebette des Vaters empfangen, einzuwirken; sie fühlte sich in jeder Hinsicht zu schwach dazu. Es war überhaupt ihr nicht gegeben, irgend etwas, was ihr Mühe machte, mit Beharrlichkeit zu verfolgen, und sie brach das schmerzlich bittere Gespräch mit den Worten ab:

"Nun gut, es war auch brav von Dir, das Du auf alle Worte Deines Vaters achtetest und sie in Deiner Seele bewahrtest; Du bist aber noch zu jung, um sie recht zu verstehen, und manche von ihnen klingen so

sonderbar, daß sie von Fremden sehr übel für Deine beiden Eltern ausgelegt werden könnten. Versprich mir also noch einmal, daß Du sie niemals Jemandem mittheilen willst.“

„Ich versprach es Dir schon, meine Mutter,“ sagte der Knabe mit einiger Verwunderung im Tone, und sie wandelte nun wieder mit ihm dem Hause zu, wo man sie mit einiger Unruhe erwartete, denn nie war sie so lange ausgeblieben.

In der Nacht glaubte Helene ein leises Gehen im Hause zu hören, auch kam es ihr vor, als ob sie die Thüre zu den neuen Zimmern schließen hörte; sie lauschte, aber es blieb Alles still, und da sie eben aus dem Schlafe erwacht war, so überredete sie sich, daß ein Traum sie getäuscht. Allein am Morgen sah sie abermals jenen schmerzhaften Zug um den Mund und den matten Blick in den Augen ihrer Freundinn, die ihr sagten, daß sie diese Nacht ihren Krampf gehabt haben müsse.

„Inez,“ redete sie sie an, „Du bist diese Nacht aufgewesen; sage mir, warst Du in Georges Cabinett?“

„Ja, Helen, ich habe dort meine Andacht verrichtet.“

„Aber höre, lieber Schatz, wenn Du mir nicht versprichst, vernünftig zu werden und Deine Geißelungen aufzugeben, so sage ich es an Ottfried.“

„Du weißt,“ sagte Inez halb scherzhaft, „daß ich arme Katholikinn keinen Beichtiger hier habe. Da beichte ich denn vor dem Bilde dessen, der mir im Leben zwar oft die Absolution verweigerte; aber jetzt kommt es nur auf mich an, ob ich mir einbilde, daß er es thut, oder nicht, und ich glaube, seit einiger Zeit öfter das erste.“

„O Liebe, Du wirst hoffentlich immer glücklicher werden; der Trauerflor, den jener Unglückliche über Dein Leben warf, wird immer mehr verschwinden. Die Sturmnacht war der Wendepunkt Deines Schicksals und die Blume des Glückes, deren Saamenkorn in jener Nacht zum Leben geweckt ward, blühet eben so herrlich und kräftig heran, wie die, welche Du Gute der alten Tante auf ihr Grab gepflanzt hast.“

„Du bist eine holde Trösterinn,“ sagte Inez schwermüthig, „und o wie gern glaubte ich an eine schönere Zukunft; aber ein ahnendes Gefühl sagt mir, ich werde nie mehr glücklich sein. Eine schwarze Kluft liegt zwischen mir und allem Schönen, allem Guten, was die Erde mir bieten könnte.“

„O Du Undankbare!“ schalt Helene, „Ist die Freundschaft, die Liebe Deiner süßen Kinder, die Achtung und Zuneigung so vieler guten Menschen, ist dies nicht allein schon viel Gutes und Schönes, und bietet nicht das Leben es Dir dar?“

„O gewiß, es ist eine schöne Gabe der Erde; aber wie lange werde ich mich ihrer freuen? Was kann alles zwischen heute und morgen treten? Giebt es Gefühle, die unabhängig von allen Verhältnissen sind? Eine Freundschaft, eine Liebe, die sich einzig und allein auf den Gegenstand beschränkt, ohne Frage nach seiner Vergangenheit, nach seinen Verhältnissen, oder der es gleichgültig wäre, wie diese sich gestaltet hätten? Mir genügt nur eine solche Liebe, eine solche Freundschaft."

„Du hast die letztere doch bei mir gefunden," sagte Helene, (die längst glaubte, ihre Freundinn sei von so dunkler Herkunft, daß sie alle Erinnerungen daran scheute.) „Sprich, forschte ich jemals nach Deiner Vergangenheit, oder sprach ich je den Wunsch aus, mehr davon zu wissen, als was Du mir selbst anvertrautest?"

„Nein, nein, Du Heilige! Du thatest es nicht!" rief Inez und warf sich in der leidenschaftlichsten Aufregung zu Helenens Füßen nieder, die vergebens bemüth war, sie aufzurichten. „O schenke mir immer diese Freundschaft!" flehte sie. „Zeige mir eine solche Liebe, und Inez ist das glücklichste Geschöpf der Erde!"

„Komm, Du Geliebte, an mein Herz, hier gehörst Du her, hier sollst Du empfänglich gemacht werden für die Empfindung eines Glückes, das Du Ärmste nie gekannt hast. Der Sommer mag die Früchte meiner Freundschaft zeitigen, im Herbste soll die Zeit der Erndte

kommen. — — Doch nun laß uns in den Garten gehen, laß uns sehen, ob die Rosenknospen schon aus den Blättern gucken, laß uns horchen, ob der Kuckuk ruft. O daß wir armen Marschbewohner keine Nachtigall haben! — Aber was ist Dir nun wieder?"

"Nichts! Es war nur der Kuckuk, vor dem ich erschrak."

"Nein," sagte Helene ungeduldig, "heute bist Du wunderlich! Komm an die Luft; Du bist krank."

Dies Gespräch war wenige Tage vor der Ankunft unsers Helden vorgefallen; allein schon war der Eindruck wieder verschwunden, den es einen Augenblick auf Helene gemacht hatte, und der in der erneuerten Ahnung bestand, Inez trage den Fluch irgend einer fremden oder eigenen Schuld mit sich. Sie dachte jetzt nicht mehr daran, sondern erklärte sich das Auffallende in ihrem Betragen lieber so: ein Wesen wie Inez, das so empfänglich jedem äußern und innern Schmerz, das so durch den Argwohn, das Mißtrauen, die Rohheit des unglücklichen Black gelitten hatte, konnte nur von einer Liebe Glück hoffen, die ihr das unumschränkteste Vertrauen bewies, und sie war überzeugt, daß Niemand mehr fähig sei, ihr eine solche Liebe zu weisen, als Franz. Louise glich ihrem Bruder so sehr, und auf sie lenkte Helene die Blicke der Freundinn.

„Sieh nur meine Schwester an," sagte sie zu Inez, „wie glücklich schaut ihr Auge drein, wenn Oskar mit so sichtbarem Entzücken Deinen Liedern horcht; gönnt sie ihm nicht jede freudige Wallung seines Herzens? Wie fröhlich entließ sie ihn neulich, als er nach S.. verreis'te, um dort Bälle und andere Feste mitzumachen, die dem königlichen Prinzen zu Ehren veranstaltet wurden, und wie heiter hörte sie ihm zu, als er erzählte, wie schön, wie geistreich diese und jene Dame gewesen, mit der er getanzt, gesungen oder sich unterhalten hatte."

„Ach ja, Helene, sie ist ein Engel, aber sie ist eine Frau; ein Mann denkt nicht so."

„Doch, Inez, ich kenne einen Mann, der eben so denkt und fühlt, es ist — — —"

„Stille, stille," flisterte Inez, indem sie ihre Hand auf Helenens Mund legte, „Männer gehen mich ja gar nichts an." Sie trieb nun tausend neckende Possen, die Helene nicht dazu kommen ließen, den Namen zu nennen, aber sie war den Tag über bezaubernd heiter.

Als Steinfels vorhin in die Hütte der alten Märtens trat, glaubte er Louisens Stimme im Stübchen der Alten zu vernehmen, er lauschte; allein jetzt schnurrte nur das Rad, begleitet von dem Lachen eines Kindes. Er öffnete rasch die Thür und stand — — — vor

Inez. Beide sahen sich einige Secunden sprachlos an, und die Stimme der Alten, die ihren jungen Herrn wie einen Himmelsboten begrüßte, war die erste, die sich hören ließ.

„Sie hier, in der kleinen Hütte, Mistreß Black?“ fragte dann Steinfels.

Und Inez fragte ebenfalls: „Aber Sie, Herr von Steinfels?“

„Ich ahnete nicht das Glück Sie hier zu treffen,“ stammelte er in der größten Verwirrung.

„Ich komme oft mit meinen Knaben zu der guten alten Frau, sie erzählt ihnen hübsche Geschichten.“

„Und immer von Ihnen Sir,“ sagte der freundliche William, der sich an Steinfels schmiegte. Auch George trat an ihn heran, und indem er sich ein wenig verbeugte, reichte er Steinfels seine Hand. Es war fast rührend, den hohen edlen Mann in dem ärmlichen Stübchen, dessen Decke so niedrig war, daß er sich ein wenig bücken mußte, zwischen den blühend schönen Knaben zu sehen, angeblickt von der Alten, die ihn mit Freudenthränen bewillkommte und Er erröthend und bescheiden, wie ein junges Mädchen, Inez gegenüber, die ihn mit Schmerz und Freude betrachtete, denn es entging ihren Augen nicht, welche Veränderung in seinen Zügen vorgegangen war, aber — Er war da! —

Franz faßte sich indessen bald und sagte zur Alten:

„Ich wollte mich im Vorbeifahren nach Dir umsehen, Mutter Märtens; hast Du Dich denn ganz von dem Fieber wieder erholt? Ist Dein Haus wieder trocken?“ fügte er hinzu, indem er spähende Blicke an den Wänden umher warf.

„Alles, gnädger Herr, ist gut mit mir, und Fräulein Louise hat mir einen warmen Anzug geschenkt, und Fräulein Helene Lebensmittel, und hier die schöne Dame und die lieben Kinder, alle beschenken mich und sind freundlich mit mir, weil der gnädge Herr mich arme alte Frau auf seinem eignen Arme — —“

„Nun,“ fiel ihr Franz in die Rede, „da ist es gut, so sei nur vergnügt und hoffe ferner auf Gott. Aber Mistreß Black, darf ich Sie zu Hause geleiten?“

Inez nahm das Anerbieten an; er rief seinen Diener mit der Droschke herbei, hob Mistreß Black und die Knaben hinein, nahm selbst den Sitz des Kutschers ein, und führte, das Herz voll Seligkeit, mit geschickter Hand die Schönste der Schönen, in das Thor seines Stammhauses ein.

Die Hausgesellschaft in Freiburg hatte sich eben aus dem Garten in das Wohnzimmer der Frau von Steinfels zurückgezogen und blickte verwundert durch die Scheiben, als sie das Rollen eines Wagens auf der Zugbrücke hörte.

„Gott des Himmels, da kommt Franz mit der Black!“ schrie Frau von Steinfels auf.

„Gott sei Dank!“ rief Louise, und Helene jubelte: „O der prächtige Franz!“ Alle eilten ihm an die Hausthüre entgegen und riefen „Willkommen Franz! tausendmal willkommen!“ obgleich die Gesichter der Mutter, des Majors und Oskars die höchste Verwunderung ausdrückten. Franz hob seine Gefährtinn aus dem Wagen, und sein Herz bebte ihm, als er die Hand der geliebten Frau erfaßte. Als er die Mutter begrüßte, sagte er heiter: „Mama, ich mußte durchaus einmal den Mai mit Euch verleben.“

„Wie herrlich ist das von Dir,“ rief Oskar, „aber wie hast Du nur Urlaub erhalten?“

„Meiner Gesundheit wegen,“ erwiederte Franz, und es fiel erst jetzt Allen auf, daß er um vieles mager und bläßer aussah, als da er sie verließ. Die Mutter gerieth darüber in Besorgniß. „Ich dachte gleich,“ sagte sie, „daß Dir die gräßliche Nacht der Überschwemmung schaden würde, Du warst so viele Stunden in den nassen Kleidern.“

„Nun, es ist nur gut, daß er da ist,“ sagte Helene; „ich wette, in acht Tagen ist er wieder hergestellt, davon lassen wir uns aber nichts merken; Du bist dann noch eine gute Weile krank im Rapport, und wir haben einen köstlichen Sommer vor uns.“

Frau von Steinfels rief bald Helenen allein und flisterte ihr zu: „Aber wo bleiben wir mit Franz? Wollte nur Mistreß Black jetzt zur Stadt ziehen! Dadurch, daß Du ihr Idas Zimmer eingeräumt hast, ist es nicht paßlich, daß Franz oben wohnt.“

„Ich habe schon überlegt, Mama, er bezieht gleich die Zimmer, die August künftig bewohnen wird, er hat dann den George, der von nichts mehr redet, als von meinem Bruder, in der Nähe, und auch diesem wird es angenehm sein, den interessanten Knaben von der wahren Seite kennen zu lernen.“

„Aber Helene, wird es dem Major angenehm sein, wenn schon vor ihm Jemand in den neubekleideten Wänden wohnt? Du weißt, Franz raucht, wenn er in seinem Zimmer ist, und der Major haßt den Tabacksrauch.“

„Sei nur ruhig, Mama, ich will schon alles ordnen, Inez darf mir jetzt keinenfalls zur Stadt; „„der Sommer ist kommen, der Sommer ist da““ trällerte sie, küßte die Mutter und ging zu ihrem Verlobten, dessen Arm nehmend, mit ihm im Vorzimmer auf und niedergehend und ihm vertraulich zuflisternd. Bald sah Frau von Steinfels an Helenens lächelnder Miene, daß ihr Alles nach Wunsch gelungen sei; sie sah, wie sie die Hand des Majors an ihre Lippen drückte und dann zur Thüre hinaus eilte.

Wo es galt, Verhältnisse zu ordnen, war Niemand so geschickt als Helene, und sie bewies dies Talent auch hier. Alle Theile hatten bei der neuen Einrichtung gewonnen, und sie genoß die Genugthuung, dies zu hören und ihre Freundinn obendrein noch weiter von dem Bilde entfernt zu wissen, welches in Helenens Augen von so trauriger Bedeutung war. Inez hatte selbst gleich an dem Abende, da Franz eintraf, den Gedanken ausgesprochen, zur Stadt zu ziehen, allein Helene hörte sie nur an, um sie auszuschelten, und wie gerne ließ Inez sich halten.

Ottfried ward durch Frau von Steinfels veranlaßt, gleich heraus zu kommen. Er fand, daß der Patient etwas Fieber habe, verschrieb einiges, empfahl leichte Diät, viel Bewegung und Zerstreuung, und man dachte nur darauf, ihm diese zu verschaffen; Franz versicherte, daß er keine angenehmere kenne, als mit den Seinen vereint zu sein und verbat alle Extravaganzen. Helene bat am Abend ihre Freundinn zu singen, George ward entsendet die Guitarre zu holen, und Franz sah ihm verwundert nach.

„Mistreß Black,“ sagte er, „mich dünkt, George ist viel größer und schöner geworden, seit ich von hier war.“

„Ich glaube es gern,“ erwiederte sie, „die Luft auf dem Lande, das heitere Leben thut ihm wohl, und er

träumt nur von großen edlen Männern, denen er nachzukommen strebt. O Herr von Steinfels, dies Kind ist mein höchster Stolz."

"Und William und Jenny," setzte er hinzu, "Sie können auf alle Ihre Kinder stolz sein. Wie Cornelia, bedürfen Sie keines schöneren Schmuckes, als Ihre Kinder." Er stand mit ihr am Fenster, und sie sahen zu den beiden jüngsten Kindern hin, die sich im Hofe mit dem großen Neufoundländer Hund herumjagten. Louise und Oskar standen am andern Fenster und sahen ebenfalls der lieblichen Gruppe zu, welche die Kinder von Zeit zu Zeit bildeten, wenn sie vereint den trefflichen Hund umfaßten.

"Inez!" rief Louise, "sind Sie nicht bange um Jenny? Wie leicht könnte das kräftige Thier sie umwerfen."

"Nicht doch, Louise," erwiederte Inez, "der Hund ist verständig und Jenny gewandt." Doch ward Franz jetzt selbst um das zarte Kind besorgt. Die Kinder hatten einen Stock, den sie irgendwo hinschleuderten, damit der Hund ihn suche und hole, und während er hiermit beschäftigt war, liefen sie nach einer andern Richtung hin. Der Hund, der sich freute, ihnen den Stock bringen zu können, schnoperte in der Luft umher, um die Richtung zu erwittern, in der sie ihm unterdeß entkommen waren, und hatte er diese entdeckt, so stürzte er auf sie los, und es gehörte der Kunstgriff da-

zu, den sie anwendeten, nämlich schnell zur Seite zu treten, wenn er ihnen ganz nahe war, um nicht umgerissen zu werden. Aber jetzt begann der edle Hund, zu merken, daß sie ihn neckten, und er gab Acht, wenn sie davon liefen und jagte hinter ihnen her, ohne sich um den Stock zu bekümmern. Sie schrieen: „Such! such! verloren! apporte!“ aber der Hund rührte sich nicht. Jetzt nahm William einen andern Stock und warf ihn hin. Der Hund paßte nun besser auf und stürzte sich auf die Kinder, als sie sich eben verstecken wollten. Franz riß schnell das Fenster auf und rief ihm zu, aber schon hatte er Jenny überrannt und sie lag auf dem Steinpflaster. Ohne sich lange zu besinnen, sprang Steinfels zum Fenster hinunter und eilte zu ihr hin. Er hob sie auf, wehrte den Hund ab, der sie ihm fast entreißen wollte, und sah mit Schrecken, daß das Kind blutete. Aber die Kinder waren gewöhnt, Schmerzen ohne Weinen zu ertragen, und die Kleine hatte nur große Thränen in den Augen, als Franz sie fragte: ob sie sich weh gethan; „am Kopfe,“ sagte sie leise. Er brachte sie der Mutter, die ihm vom Fenster aus nachgesehen hatte und ihm im Vorzimmer entgegen trat, und legte sie ihr in die Arme. Er holte Wasser und Leinwand herbei. Die Wunde war unbedeutend; allein sie brachte die Beiden in eine so liebliche Berührung; die vereinte Sorge um das kleine Geschöpf machte,

daß sich ihre Hände einigemale nahe kamen, und als das Kind wieder beruhigt, als das Blut aus seinen Haaren abgewaschen und die Wunde zu bluten aufgehört, fühlten Beide, daß die in ihren Herzen nur tiefer geworden.

Die Guitarre war noch immer in Georges Hand, der ein stummer Zuschauer jener Scene gewesen; er sah seine Hülfe war nicht nöthig, und so stand er noch, das Instrument in der Hand, als Inez die Kleine wieder auf den Teppich nieder ließ.

„Nun necke künftig nicht wieder den großen Hund,“ warnte sie.

„O Mama,“ sagte Jenny, „Phöbe sagt: ein Hund sei ein Sclave, er muß Alles thun, was kleine Miß will.“

„Nun, da gehe hin zu Phöbe und erzähle ihr, wie Dich der Hund eines Bessern belehrt; auch ein Hund will sich nicht hintergehen lassen, und Du warst nicht redlich gegen ihn,“ sagte Franz.

„Ja, lauf hin zu Phöbe,“ sagte Inez, „und erzähle ihr, wie übel der Pollo Deinen Scherz genommen.“ Sie stand schnell auf und ging in das andere Zimmer.

Franz sagte zu George: „Wo ist denn William geblieben?“

„Ich habe es ihm verwiesen, Sir,“ sagte er, „daß er die Schwester nicht geschützt hat. Wenn i ch nur da gewe=

sen wäre, ich wollte den Hund schon gestraft haben; er durfte sie nicht niederreißen. — Wissen Sie, Sir, wie Sie einst die gute, alte Frau gegen den großen Hund vertheidigten?"

Franz wußte nicht, was er meine; er fragte, und George fing nun an, ihn auf jene Scene zurückzubringen.

"Ich erinnere mich jetzt," sagte Steinfels, "aber da war ich viel größer als William und trug einen Säbel."

"O," sagte George, "Master Black sagte mir, ich müßte nur zu Allem Muth haben, dann könnte ich es ausrichten. Der Muth machte den Schwachen stark, und ich bin nicht schwach."

"Nein," sagte Franz, "das bist Du nicht. Komm, drücke meine Hand einmal."

Der Knabe that es, und der Druck war rasch und heftig. Franz aber nahm ihn in seine Arme, drückte ihn an sein Herz und sagte:

"Du wirst einst ein tüchtiger Mann werden. Doch nun gehe und bringe Deiner Mama das Instrument, damit sie ihre Freunde mit ihrem Gesange erfreut."

George ging mit noch erhöhtem Stolz in das andere Zimmer; aber Steinfels folgte ihm nicht, sein Herz war zu voll, er wollte Inez nicht ansehen, wenn sie sang; er fürchtete sich zu verrathen. Doch entging ihm keine Sylbe des Gespräch, und als jetzt George das

Instrument abgegeben hatte, fragte Helene: „Wo ist denn Franz? Ihm solltest Du ja eins Deiner hübschen Lieder singen. Ich bin gewiß, sie werden ihm besser bekommen, als die bittern Arzeneien, die ihm Ottfried verschrieben hat.“

„Nein,“ sagte Inez, „keines dieser kleinen Lieder mag ich heute singen; sondern eins, das George so liebt: das Lied vom braven Manne.“

„Das hörte ich noch nicht von Ihnen,“ sagte Oskar, „o geschwind, Mistreß Black, stimmen sie die Saiten, singen Sie es uns, ehe Franz kommt. Warum giebt er nicht besser Acht, wenn es Ihnen gefällig ist, zu singen.“

Inez präludirte: — war denn dies die Guitarre, die unser Freund hörte? Jetzt sang sie. Hatte er je vorher singen gehört? Die Guitarre ruhte nur leicht in ihrem Arme, ein Rosaband hielt sie um ihren Nacken fest, und Franz konnte im Spiegel die schöne Sängerinn bequem sehen. Schöner war sie ihm nie vorgekommen; ihre Augen leuchteten in hoher Begeisterung, und das Lied vom braven Manne klang wie ein Triumphgesang der Liebe. Man hätte glauben können, der brave Mann sei der Gegenstand der höchsten Verehrung, der anbetendsten Hingebung der Sängerinn.

Oskar brach von einem Orangenbaume einen Zweig und überreichte ihn ihr, als sie geendet hatte, indem er scherz-

haft sagte: „In Ermangelung der Lorbeern nehmen sie einstweilen diese Orangenblüthen für ihren himmlischen Gesang.“

Sie aber saß in Sinnen verloren, die Augen melancholisch auf die Thüre gerichtet; mechanisch nur streckte sie die Hand nach dem Zweige aus, und diese sank, als sie ihn ergriffen, schlaff mit ihm nieder. Helene umfaßte sie jetzt und sagte:

„Es hat Dich angegriffen, Geliebte, Du singst mit zu vielem Gefühl.“

„Kann man das? Oder kann man ohne Gefühl singen?“ fragte sie.

Und unser Freund dachte: „Kann man überhaupt etwas schöner ausführen, als Du, Geliebte?“ Er eilte hinaus, sich in den einsamen Gängen des Gartens die nöthige Fassung zu holen. Bald suchte ihn Oskar auf und schalt ihn, daß er nicht im Zimmer gewesen sei, als Mistreß Black ihnen heute zum ersten Male ein deutsches Lied vorgesungen habe. Steinfels gestand ihm, daß er ein unbemerkter Zeuge ihres himmlischen Gesanges gewesen, und daß ihn sein Herz tausendmal zu den Füßen der Unwiderstehlichen hinziehe; allein er könne sich ihr nicht entdecken, ehe er hoffen dürfe, daß sie ihm ihre Gegenliebe schenke.

„Und,“ sagte Oskar, „ehe Du etwas über ihre Vergangenheit weißt?“

„Ach," sagte Franz, „was geht sie mich an, diese Vergangenheit? Ich will nichts mehr, als daß sie mir in der Gegenwart sagt, daß sie mich liebt, und daß ich für ihre Zukunft leben darf."

„Und Capitain Hugo?" sagte Oskar, „hast Du seiner vergessen?"

„Unglücklicher," rief Franz, „woran mahnst Du mich? O, Du liebst mich nicht, wenn Du je wieder diese widerlichen Erinnerungen in mir weckest. Ihre holde Gegenwart hatte die schwarzen Schatten, die jener Name in meiner Seele heraufbeschwört, so gänzlich vertilgt, und nun? — — Geh, laß mich allein," bat er, „daß ich mich wieder finde."

„O mein Freund," sagte Oskar wehmüthig, „ich glaubte nicht, daß Du Dich je verlieren könntest."

„Da siehst Du nun, wie leicht man irret," sagte Franz kalt, „und von Dir, dem Liebenden, hätte ich kaum eine so große Vernunft erwartet. Bitte, laß mich allein," wiederholte er, und Oskar, der seinen Freund darauf kannte, daß er aus der Einsamkeit, wenn irgend ein Sturm im Innern ihn gezwungen hatte, sie aufzusuchen, stets wieder ruhig und besonnen hervorkam, verließ ihn.

Am andern Tage fand Frau von Steinfels den Sohn noch bleicher. Ottfried ward wieder citirt, und er rieth, als Franz sich entfernt hatte, kleine Landpartieen zu machen, ihn zum Reiten zu veranlassen; kurz, er wiederholte die vorige Verordnung.

Die Damen nahmen nun Gelegenheit, täglich neue Ausfahrten zu veranstalten, und endlich brachte Helene sogar Spazierritte für die Morgende auf das Tapet. Franz ergriff diesen Vorschlag mit großer Leidenschaftlichkeit; es handelte sich nur um ein paßliches Pferd für Mistreß Black, und Ottfried wußte ihm endlich eins nachzuweisen, das gleich erhandelt ward. Franz ging im Garten mit Inez und Helene spazieren, als ihm Oskars Reitknecht ein Billet überbrachte, worin ihm diese Nachricht ward. Er eilte in das Haus, gab dem Diener einige Zeilen wieder mit und kehrte zu den Freundinnen zurück.

„Oskar ist ein prächtiger Mensch,“ sagte er; „er hat mir richtig ein Pferd von einem Cameraden erhandelt, welches sich zum Damenpferd eignet, und nun, Mistreß Black, sagen Sie mir nur, daß sie es mit einem andern, als diesem schwarzen Kleide besteigen wollen.“

„Mein Reitkleid ist grün,“ sagte sie, „und so werde ich schon durch die Nothwendigkeit gezwungen, die Trauer abzulegen, wenn ich reiten will, und ich möchte es so gern.“

„Und Du mußt es nun schon,“ sagte Helene, „nach-

dem das Pferd da ist, und dann sollst Du überhaupt Dein Versprechen halten und die Trauer gänzlich ablegen.“

Franz blieb stehen, er sah sie an, seine ganze Seele trat in seine Augen. Sie blickte, wenn auch nur eine Secunde lang, hinein; aber dieser Blick sagte ihr alle Wünsche seines Herzens.

„Gut,“ sagte sie, „ich will von morgen an nicht mehr trauern.“

„O, warum heute noch?“ fragte er. „Geh Helene, geh mit Deiner Freundinn, überrede sie, daß sie schon heute in einem andern Kleide sich uns zeige.“

Inez zögerte ängstlich.

„Mistreß Black,“ sagte er mit einiger Leidenschaftlichkeit, „ich werde genesen, wenn ich Sie nicht mehr trauern sehe!“

„Komm, Helene,“ rief sie aus, „ich will gern Alles thun, um Deinen Bruder gesund zu machen. Aber,“ sagte sie dann, plötzlich wieder stehen bleibend, „ich sprach noch nicht mit George darüber.“

„Mich dünkt, Mistreß Black,“ sagte Steinfels ernst, „Sie sollten dem Knaben nicht so sehr große Rechte einräumen.“

„Ach,“ versetzte sie, „wenn Sie wüßten, wie sein Vater ihn von allen gräßlichen Scenen, die ich mit ihm während seiner Krankheit hatte, Zeuge sein ließ; wenn

Sie gehört hätten, wie ich alle diese Dinge in seiner Gegenwart dem Vater gelobte, nur um ihn zu beruhigen, so würden Sie das Gefühl der Mutter ehren, die ihrem herrlichen Knaben gegenüber nicht wortbrüchig erscheinen mag. Er hat keinen Gedanken daran, daß man etwas nicht halten könnte, was man versprochen."

"O, Verzeihung, edle Frau!" sagte Steinfels. "Ich begreife jetzt vollkommen dies Verhältniß, und bitte Sie nur um die Erlaubniß, daß ich selbst mit George reden darf. Er beweis't mir viel Zutrauen und wird etwas auf mein Urtheil in dieser Sache geben."

Inez schwieg eine Weile; man sah auf ihrem ausdrucksvollen Gesichte, wie Freude, Schmerz und Grauen mit einander in ihrer Seele kämpften, dann aber schien ein himmlisches Vertrauen über alles den Sieg davon zu tragen, und sie sagte innig bewegt:

"O gehen Sie, reden Sie mit ihm; er verehrt, er liebt Sie, er wird in Alles willigen."

Franz hatte schon seit einigen Tagen in einem lebhaften Verkehre mit George gestanden. Er ließ ihn bei sich arbeiten; das kleine Cabinett stieß an Steinfels Wohnzimmer, und obgleich der eigentliche Eingang zu dem Stübchen von einem größeren Zimmer war, so führte doch eine schmale Tapetenthüre in das, welches Franz jetzt bewohnte. Diese war zwar halb mit dem Bilde verhängt; allein für einen so schlanken Knaben

blieb immer noch Raum genug, hindurch zu schlüpfen, und sie ward geöffnet, damit er immer zu seinem Freunde kommen konnte. Der Knabe sah mit Begeisterung zu diesem auf, wenn er mit ihm über seine Arbeiten sprach. Seinem scharfen Verstande entging es nicht, wie viel lebendiger und anschaulicher der Vortrag des Kriegers, besonders in den Wissenschaften war, die zu seinem Berufe gehörten, als der des Pastors Mädel, und er sagte der Mutter: „Wenn Steinfels mich immer unterrichtete, dann würde ich bald ein Mann sein können."

Bald brachte Franz ein System in diese anfänglichen Unterhaltungen hinein; er fing Mathematik mit ihm an, worin hier kein Unterricht zu hören war, und es war kaum zu entscheiden, wem diese Stunden mehr Vergnügen gewährten, dem Lehrer oder dem Schüler.

Eben nun war George von N. zurückgekehrt, und Franz traf ihn, wie er mit gewohnter Ordnung seine Bücher aus dem Tornister nahm, in welchem er sie mit sich führte, und sie auf seinem Schreibtische aufstellte. Es war fast Mittag und sehr warm Steinfels strich dem erhitzten Knaben die Locken von der Stirne und sagte:

„Du mußt jetzt leichtere Kleidung tragen, dies feste Tuch ist kein Anzug für warme Sommertage."

„Ich will Mama darum bitten, Sir!" erwiederte George.

„Thue das,“ sagte Steinfels, „und dann suche sie zugleich zu bewegen, daß sie selbst den Bitten ihrer Freunde nachgiebt un die warme schwarze Kleidung ablegt. Diese Farbe ht das Eigenthümliche, daß sie die Sonnenstrahlen anzeht, und so leidet Deine arme Mutter doppelt, soohl durch den Stoff, als durch die Farbe.“

„Mama darf si nur nicht ablegen, Sir; sie hat es Master Black versrochen, sie wollte, so lange sie lebte, immer diese schware Kleidung tragen.“

„Das sagt sie us eben, allein wir wissen, daß Master Black sehr leibnd und sehr heftig in seinem Leiden war; daher ist es hm zu verzeihen, daß er ein solches Versprechen annahn. Wäre er gesund gewesen, so würde er nie erlabt haben, daß Deine Mama, eine noch so junge Fru, die glückliche Mutter fröhlicher Kinder, ein langes Leben hindurch diese häßliche unbequeme Farbe trager wolle.“

„Aber, Sir, Maa war nicht so sehr krank, als sie es versprach.“

„Freilich, nicht körerlich,“ erwiederte Steinfels, „aber ihr Geist litt durch de Leiden Deines Vaters vielleicht mehr noch, als der :inige. Sie ist so gut und versprach gern Alles, wasihm gerade angenehm war. Aber denke, wenn es ihm ı seinen krankhaften Phantasieen nun lieb gewesen wäre, von ihr zu hören, daß sie mit

ihm sterben wolle, und ihr Schmerz um ihn, ihre Güte, ihre Liebe hätten sie hingerissen, es ihm zu versprechen: würdest Du es Recht finden, wenn sie, um ihr Wort nicht zu brechen, sich mit ihm hätte begraben lassen, und ihre Kinder unter fremden Menschen zurückgelassen hätte?"

"O, Sir!" sagte der Knabe, "Master Black sprach einmal sehr böse mit meiner Mutter, und da fragte sie ihn, was er noch von ihr wolle, ob sie seine Kinder verlassen und mit ihm sterben solle? "O nein, nein, Inez!" sagte da Master Black, und er weinte, was ich nie thun durfte, und dann war er wieder sehr gut mit ihr."

"Nun siehst Du," sagte Franz, "Dein Papa liebte so sehr seine Kinder und ihre Mutter; er wollte, sie sollte bei Euch bleiben, und gewiß wünschte er, alle seine Lieben glücklich zu sehen. Allein seine Überlegung war zu sehr geschwächt, als daß er sich hätte sagen können, wie viel Unangenehmes in dieser schwarzen Tracht liegt, und daß Gott selbst, dessen Gebote wir höher achten müssen, als das, was Menschen sagen, uns befiehlt, über kein irdisches Gut, das wir verloren haben, unmäßig zu trauern; er hat uns das Leben gegeben, damit wir uns seiner freuen sollen."

Er fügte noch Manches hinzu, den Knaben auf das Thörichte solcher unüberlegten Gelübde aufmerksam

zu machen, und endlich sagte George: „Ich werde meine Mutter bitten, daß sie nicht mehr schwarz gekleidet geht.“

Helene kam wenige Augenblicke darauf zu ihrem Bruder, der in seinem Zimmer geblieben war, und fiel ihm um den Hals mit den Worten:

„Wie herrlich, daß Du da bist. Ein Mann, wie Du, wird alle diese Dummheiten beseitigen, und Du wirst dann finden, welch' ein Juwel diese Frau ist. O hättest Du das Entzücken gesehen, mit dem sie an meine Brust sank, als der Knabe uns verlassen hatte! Doch Du weißt noch nicht, was geschehen ist. Georg kam und bat Inez, nicht mehr zu trauern: „Gott, dessen Wille mehr gelte, als das, was Menschen sprächen, wolle nicht, daß sie mehr trauere, sondern sie solle sich wieder freuen. Nur wenn Gott die Gelübde billige, die wir thun, dann müssen wir sie halten,“ setzte er hinzu, „aber ich will auch nie etwas versprechen, bis ich mich gefragt habe, ob Gott es auch will, daß ich mein Versprechen halten soll; denn es ist recht häßlich, sein Wort zu brechen.“

Zu Tische erschien Inez in einem weißen Kleide, und Alle umringten sie glückwünschend. Die kleine Jenny klatschte fröhlich in ihre Händchen und schrie: „O wie ist Mama so hübsch!“ Sie sprang dabei wie ein Lämmchen im Zimmer umher, und man mußte sie endlich haschen, um sie an den Tisch zu placiren, wo sie heute auf Helenens Wunsch zum ersten Male mit speisen

sollte. Franz allein stand in einem Fenster; er wagte nicht, sich Mistreß Black zu nähern. Was hätte er heute, was nun jetzt ihr sagen sollen, wenn er nicht sein Gefühl aussprechen durfte? Aber sie kam auf ihm zu und, o Himmel, sie reichte ihm die Hand entgegen! Sie wollte ihm danken, aber sie vergaß, was sie hatte sagen wollen, als sie ihn ansah.

„George,“ stammelte sie verlegen, „hat einen vortrefflichen Lehrer gefunden. O, daß er ihn länger behalten könnte!“

Steinfels ergriff die dargereichte Hand und drückte sie bebend an seine Lippen. Dann flisterte er:

„Es wird nur von seiner Mutter abhängen, ob ich ihm immer zur Seite bleiben soll.“

Inez erwiederte leise den Druck seiner Hand; aber dann wendete sie sich eilig nach der Tafel hin und sagte:

„Man erwartet uns, und ich wollte Ihnen recht danken, aber mein Herz ist zu voll, ich bin so glücklich.“

Er bot ihr den Arm und führte sie zu Tisch. Er fühlte, das die Hand zitterte, die sich nur leicht auf seinen Arm lehnte. Über Tisch waren Beide sehr still, und Helene machte bald neckende Glossen darüber:

„Inez!“ rief sie, „Du möchtest doch lieber Dein Nonnenkleid wieder anlegen, denn seit Du es abstreiftest, ist Deine fröhliche Laune verschwunden.“

„Ich finde das sehr begreiflich,“ sagte Frau von

Steinfels, „man gewöhnt sich nicht so gleich an einen ganz veränderten Zustand. Ich weiß, wie es mir war, als ich endlich auch Euren Bitten nachgab und die schwarze Farbe mit dieser grauen vertauschte, die ich nun Zeitlebens tragen werde. Ich glaubte erst jetzt ganz meinen lieben Steinfels verloren zu haben, und es vergingen mehrere Tage, ehe ich mich selbst wiederfand in dieser fremdartigen Tracht.“

„O,“ sagte Helene lebhaft, „es war doch noch ein Anderes mit Dir, Mama! Du warst viel älter, als Inez; dann warst Du so glücklich mit Papa gewesen!“ setzte sie unbesonnen hinzu, nicht die Gegenwart der Kinder bedenkend, und sie erröthete jetzt tief, als sie den Verstoß bemerkte; allein er war nun einmal begangen, und mit einem gewissen Trotz, der ihr eigen war, machte sie keinen Versuch, ihn zu verbessern, sondern fuhr eilig fort: „Ich bin nun heute noch jung und gesund, und deshalb will ich jetzt gleich hier vor so vielen Zeugen meinen Willen kund geben, daß ich durchaus nicht will, daß man mich je betrauere, wenn ich sterbe. Das beste Andenken, was ihr mir beweisen sollt, ist, daß ihr sobald als möglich mit den Lebenden weiter lebt, vergnügt seid, und mich wie Jemand betrachtet, der verreis't ist, dem es gut geht, und auf dessen Wiedersehen ihr euch einst freuet.“

„Helene,“ sagte der Major, „ich bin viel älter als

Du; die Strapazen des Krieges haben meinen Körper geschwächt: was ist natürlicher, als daß ich sehr viel früher sterbe, denn Du? Ich merke also, Du wünschest ähnliche Gesinnungen von mir zu hören, und ich bitte Dich — — —

Sie ließ ihn nicht ausreden, sondern legte ihren Arm um seinen Hals, mit der andern Hand verschloß sie ihm den Mund und sagte:

„Kein Wort weiter, wenn ich auch dummes Zeug rede! Mein Herr und Gebieter soll mir nicht auf allen Wegen folgen; ich lieber ihm. Aber Franz,“ fuhr sie fort, während der Major ihre Hand von seinem Munde nahm und sie dann wieder zärtlich an die Lippen drückte, „Du ißt wieder gar nicht! Mama, wir müssen Ottfried rufen lassen.“

So schwatzte sie bunt durch einander und trug fast allein die Kosten der Unterhaltung. Louise saß zwischen ihren beiden Lieblingen, William und Jenny, und achtete fast nur auf sie. Mitunter indeß sah sie den Bruder an, und es entging ihr die innere Bewegung nicht, in der er sich befand. Sie glaubte fast, es habe eine Erklärung zwischen ihm und Inez stattgefunden, und als man vom Tisch aufstand, ergriff sie zärtlich seinen Arm und ging mit ihm in den Garten. Hier in der dunkeln Kastanienallee sagte sie:

„Nicht länger, Franz, kann ich die Frage unter-

drücken, die ich Dir schon in meinem letzten Briefe vorlegte, und deren Beantwortung Du mir noch immer schuldig geblieben bist: liebst Du Mistreß Black?"

Sie sah ihn dabei so liebevoll an, daß er nur einige Augenblicke schwieg, dann aber erwiederte er:

"Mehr wie mein Leben! mehr wie Alles auf der Welt! Nun weißt Du es, Liebe, und nun sieh mich nicht immer so forschend an; ich habe es nicht gern, wenn Jemand mir alle meine Gefühle aus den Augen abfrägt."

"Hast Du es ihr schon gestanden?" fragte Louise in demselben Tone weiter.

"Aber," sagte er und sah sie verwundert an, "weshalb examinirst Du mich so?"

"Weil, wenn Du es noch nicht gethan hast, ich Dich beschwören möchte, Dich vorzusehen," sagte sie. "O, mein Franz, ich kenne Dich von Jugend auf; ich weiß, wenn Du Dich mit ihr verbändest und Du entdecktest späterhin irgend eine Schuld ihres frühern Lebens, Dein Herz würde darüber brechen. Darum" — —

"Was weißt Du von ihr?" fiel er heftig ein, "Sprich, wenn Du etwas von ihr weißt!" schrie er und drückte ihren Arm, daß es sie heftig schmerzte, allein sie sah ihn nur mitleidig an und fuhr fort:

"Mein armer Franz! Ich weiß nichts von ihr, als was mir meine Ahnung und die Erzählung des Capi-

tains Hugo sagen, und ich weiß selbst dieses nicht in Worte zu kleiden; aber ich möchte Dich recht flehend bitten, Dich von ihrem frühern Leben unterrichten zu lassen. Frage sie doch darum, sie wird aufrichtig sein, und vielleicht, mein Bruder, könnten doch ihre Verhältnisse der Art sein, daß Du Dir späterhin einen Vorwurf machen würdest, sie uns zugeführt zu haben.“

„Ich danke Dir, Louise,“ sagte Franz kalt, „ich verstehe Dich, Du meinst es vollkommen gut mit mir; aber Du weißt schon, ob man mit einer Frau glücklich zu werden glaubt: darüber hat man ganz allein selbst zu entscheiden.“

Er sah, daß er Louisen weh gethan hatte, allein er war in zu leidenschaftlicher Stimmung, und alles, was ihm von dem Ziele, das er einzig jetzt vor Augen hatte, zurückzuhalten strebte, machte ihn ungeduldig. Er zog sie fort mit sich in das Haus und sprach unterweges die gleichgültigsten Dinge. Louise ließ tiefbetrübt seinen Arm los, sobald sie dort eintraten und ging auf ihr Zimmer, wo sie sich so lange den schmerzlichsten Gedanken hingab, bis Oskar mit seinem Reitknechte auf den Hof kam, der, das neue Pferd am Zügel führend, hinter seinem Herrn ritt. Franz eilte ihm mit fast fieberhafter Aufregung entgegen. Das Pferd ward genau untersucht und in allen Tempos von ihm selbst probirt, und als er dann hinunter sprang, klopfte er es zärtlich auf

den Hals, und es schien, als flistere er leise Worte in das gespitzte Ohr des edlen Thieres. Er sah dann nach den Fenstern hinauf, und als er Mistreß Black und Helene an einem derselben erblickte, führte er selbst das Pferd bis zu ihnen hin, und lud jene ein, gleich einen Spazierritt darauf zu versuchen. Die Damen willigten fröhlich ein und legten die Reitkleider an. Franz, den die Aussicht, Mistreß Black an seiner Seite reiten zu sehen, entzückte, hätte sich gern mit der ganzen Welt versöhnt. Er schloß daher Louisen in die Arme, küßte sie und sagte: „Ich will mich recht freuen, Dich in Deinem Reitkostüme zu sehen.“

Helene besaß kein Reitkleid; sie setzte sich nach Landessitte hinter ihren Verlobten auf das Pferd und erwartete lachend die andern Paare. Franz stand neben dem Pferde, welches die Königinn seines Herzens besteigen sollte. Das Herz schlug ihm hörbar, wenn er sich dachte, daß er jetzt ihre Hand in der seinen halten würde. Da erschien sie neben Louisen auf der Plattform, und er eilte die Stufen hinan, sie hinunter zu führen. Sie trug ein Reitkleid von dunkelgrünem Sammet, und auf dem Haupte eine kleine baskische Mütze von demselben Stoffe mit goldnen Quasten daran. Franz führte sie mit einer Ehrfurcht, als ob sie eine Königinn wäre, und sie bestieg das Pferd leicht und graziös und saß sicher und fest im Sattel. Jetzt lachte sie über Helenens Possen, und ihr glück-

licher Freund hatte, während er sich auf Oskars Rappen schwang, Gelegenheit, ihre Schönheit zu bewundern, die ihm wieder in der neuen Stellung noch erhöht schien.

Die Luft war köstlich. Inez überließ sich den Gefühlen der wiedergeschenkten Freiheit, der zurückgekehrten Lust und begeisterte alle durch ihre fröhliche Laune. Man vergißt auch nie leichter, was das Herz beängstet, was es betrübt, als unter einem blauen Himmel, im Angesichte des Meeres, das in uns Bilder unendlicher Größe weckt, vor denen die kleinlichen Sorgen des Lebens in ein Nichts zusammenschrumpfen.

„Hätten wir es nur noch näher," sagte Helene; „der Fluß scheint zwar hier selbst schon das Meer zu sein, da man kein jenseitiges Ufer sieht, aber es ist doch noch ein erhabenerer Anblick, der Länge nach darauf hinunter zu schauen und sich denken zu dürfen, daß dieselbe Wassermasse nun bis nach den fernsten Welttheilen so ohne Unterbrechung fort geht."

„Laßt uns morgen nach C.. fahren," sagte Louise, und dort vom Leuchtthurme herab die See begrüßen."

Franz warf ihr eine Kußhand für diesen köstlichen Einfall zu, und der Major proponirte dann, schnell nach Hause umzukehren, damit Mama ihre Parthie fände und ihre Einwilligung zu dieser Tour mit um so besserer Laune gäbe. Man kehrte vollkommen fröhlich zurück, und Franz spielte sagar, statt Oskars, mit

Mama, Helenen und dem Major, Boston, damit nur Alles vergnügt bleibe. Er war heiter und gesprächig, und Frau von Steinfels freute sich mit mütterlicher Zärtlichkeit, wie gut ihm der Ritt bekommen sei. Helene hielt dies für die paßlichste Veranlassung, die verabredete Parthie zur Sprache zu bringen, und des Majors Augen blinzerten freudig, als er sie so gewandt mit der Mutter, die nicht sehr die weitern Fahrten liebte, verhandeln sah. Ehe Frau von Steinfels noch recht wußte, wovon die Rede war, hatte sie schon Alles bewilligt, und Helene rief gleich Oskar zu, er möge nur die Einrichtung wegen der Wagen treffen, Mama fahre selbst auch mit; „und die Kinder, Inez," sagte sie zu dieser, „nicht? sie dürfen auch mit."

„Bis auf Jenny!" erwiederte Inez, „wenn Frau von Steinfels es aber den Knaben erlauben will, so bin ich sehr dankbar dafür."

„Also nach C.. wollt Ihr?" fragte diese.

„Jawohl, beste Mama," erwiederte Helene, „und willst Du nicht Inez sagen, daß jedenfalls die Knaben mit müssen?"

So ging es in dieser glücklichen Republik her; nie und nirgends bemerkte man je eine Spaltung, und waren nicht immer Alle gleicher Meinung, so ward doch nie eine unangenehme Stimmung bemerkbar, sondern Jeder bemühte sich bald, eine Vereinigung herbei zu

führen: Louise mit Schmeicheln und Bitten, Helene mit Festigkeit und Keckheit, und alle Andern durch Nachsicht und Nachgeben.

Am nächsten Morgen war im Gutshause zu Freiburg ein fröhliches Gewimmel. Man hatte beschlossen, die Damen sollten fahren und die Männer wollten reiten. George und William spielten noch einmal mit Jenny cache-cache in den neuen Zimmern; die Kleine sollte bei Phöbe zu Hause bleiben, sollte die Brüder einen ganzen Tag lang nicht sehen, deshalb gab sich selbst der ernsthafte George nun noch freundlich zu dem Spiele her. Jetzt aber rief ihn Franz, und er eilte, seinen väterlichen Freund aufzusuchen.

„Höre, George! getraust Du Dir einen Ritt von mehreren Stunden zu machen, mögtest Du auf Louisens Pferde mit uns Männern reiten?" fragte ihn Franz.

„O Sir!" rief der entzückte Knabe, „auf einem Pferde, an Ihrer Seite, da reite ich einen Tag lang; bitte Sir! lassen Sie mich reiten."

„Aber es darf Dir nicht schaden, mein Knabe, wirst Du es mit Annehmlichkeit können?"

„O gewiß, Sir, ich werde sehr wohl dabei sein."

„Nun," sagte Steinfels, „so kleide Dich wärmer an und nimm ein Tuch für den Abend mit."

George that Alles wie es Steinfels befohlen hatte,

und sein stolzes Herz pochte vor Ungeduld, sich neben seinem Helden und auf einem großen Pferde zu sehen.

Der Wagen fuhr vor, die Pferde standen gesattelt und gezäumt von den Dienern gehalten, und die Cavalliere waren bereit, die Damen zu empfangen. Es war der schönste Junimorgen, welcher die Herzen zu lauter Freude aufforderte. Die Damen ließen etwas auf sich warten, und Franz untersuchte noch einmal selbst das Pferd und das Sattelgeschirr, welchem er den Knaben George, den er so väterlich lieb gewonnen hatte, anvertrauen sollte, da sagte der Major: „Nun endlich!“ Franz sah zur Thüre hinauf, und da erschien eben auf der Plattform Mistreß Black. Sie hielt die kleine Jenny an der Hand, und das Kind hüpfte so fröhlich, wie ein Lämmchen; bei jedem Schritt machte es einen zierlichen Sprung. Die Mutter war heute wieder so schön; sie trug ein Kleid von blaßlila Seide, auf das am Halse ein weißer Spitzenkragen herunterfiel, und einen Strohhut mit einem Kranze weißer Rosen. Sie verneigte sich gegen Franz, den ihre Augen gleich suchten und fanden, dann bog sie sich zu Jenny herunter und liebkoste sie; auch die Brüder drängten sich um das kleine Geschöpf.

Franz betrachtete mit Entzücken die Gruppe, die er in seinem innersten Herzen trug. Oskar redete ihn an, aber er hörte nicht; jetzt legte der Erstere seine Hand

auf den Arm des Freundes, und Steinfels fuhr erschreckt zusammen; dann aber lachte er und sagte:

„Es ist wahr, ich bekomme schwache Nerven; aber es muß bald besser werden.“

„Mein armer Franz!“ sagte Oskar mitleidig. „Aber Freund, ergreife das Alexander-Schwerdt und zerhaue den Knoten; Du bist ja ein Mann und ein Held!“

„Du hast Recht,“ sagte Franz, „ich will den Knoten zerhauen; aber sage nicht: „armer Franz!“ Solch' Jammern und Bedauern ist mir sehr zuwider, und vollends ist hier keine Veranlassung dazu. Sieh dort hin! Ein Mann, der hoffen darf, je diese Gruppe in seinen Besitz zu bringen, den können Könige beneiden.“

Er schritt hierauf eilig gegen die Plattform, Mistreß Black einen fröhlichen „Guten Morgen“ zurufend. Jenny kletterte an dem eisernen Geländer empor, und ihr blondes Lockenköpfchen schaute über das schwarze Gitter so lieblich nickend unsern Freund an, daß er sie durchaus erst noch an sein Herz drücken mußte.

„Komm, Jenny,“ sagte er zärtlich, „Du sollst einmal reiten.“

Mistreß Black reichte sie ihm über das Geländer hinüber, die Kleine jubelte laut und legte ihre Ärmchen um seinen Hals. Er drückte sie zärtlich an sich und küßte das hübsche Mündchen, dann reichte er sie Oskar, während er sein Pferd bestieg, und ritt jetzt mit ihr

im Hofe herum, bis Frau von Steinfels mit ihren Töchtern erschien, die gleich von dem Major und Oskar an den Wagen geführt wurden. Als Franz das Kind der Mutter wieder in die Arme legte, sah er ihre Augen voll Thränen, und sie warf ihm einen unbeschreiblich seelenvollen Blick zu. Er rief Phöbe, daß sie die Kleine zu sich nehme, gelobte dieser, ihr etwas mitzubringen, und mußte sich noch einmal von ihr liebkosen lassen. Das Herz der Mutter wallte in seliger Freude auf, als sie den edlen Steinfels so zärtlich um ihre Kinder bemüht sah, und hätte sie ihn nicht schon geliebt, er würde dies Gefühl jetzt in ihr erweckt haben. Wie war George heute so glücklich, so heiter, und mit welcher Feierlichkeit erbat er sich vorhin ein Halstuch für den Abend von ihr, „weil Herr von Steinfels es ihm befohlen.“ Als Franz ihr seinen Arm bot, sie an den Wagen zu führen, fühlte er sie zittern. Er hob sie hinein, schloß selbst sorgfältig die Thür, sah ihr noch eine Secunde lang in das entzückte Auge und schwang sich auf sein Pferd. William hatte neben dem Kutscher Platz gefunden, und unser Freund ermahnte den Letztern, ein wachsames Auge auf den Knaben zu haben.

Endlich war Alles zur Abfahrt bereit, und George drängte sich dicht an die Seite seines Helden, als es über die Zugbrücke den Weg nach N. zuging.

Man war früh ausgefahren; Frau von Steinfels

wollte im Städtchen einige Geschäfte besorgen, Mistreß Black der alten Magd der Tante ein kleines Geschenk überbringen, und man kehrte deshalb im goldenen Stier vor, in dessen ewig offener Pforte Stephan mit gehörigem Gefolge erschien.

„Gehorsamer Diener, meine Herren!" rief der Alte, aber das „Treten Sie näger" mußte der Chor hinter ihm hinzufügen, denn ihm blieb das Wort im Munde stecken, als er George auf einem hübschen Pferde und nun vollends die „schöne Dame" im zurückgeschlagenen Wagen erblickte. Er war ganz stolz, als sie ihm ihre beiden Hände reichte, ihn ihren lieben Freund nannte, und sich anklagte, ihren Dank so lange verschoben zu haben. Seitwärts aber machte er einige mißglückte Versuche, die übrigen hochachtbaren Gäste zu begrüßen, und nur den Lippen sah man das „gehorsamer Diener meine Herren" an.

„Nun, Herr Waßmer," rief Frau von Steinfels scherzend, „mich kennen Sie wohl gar nicht mehr? Ich sehe, Sie halten sich noch immer an Jugend und Schönheit?"

„Gehorsamer Diener," rief der Alte entschuldigend, „nein, nein, ich habe nicht vergessen, als der Herr von Steinfels sich eine junge schöne Gemahlinn aus der Fremde mitbrachte, daß sie auch freundlich und höflich gegen mich war, ich vergesse nichts, was mich jemals

erquickte. Doch Tönjes! Tönjes! geschwind ein schönes Frühstück herbei! Treten Sie näger, meine Herren," sprach er nun höflich und führte seine Gäste in das beste Zimmer seines Hauses. Hier ließ er bald ein köstliches Frühstück auftragen und lief selbst geschäftig hin und her, dieselben zu bedienen. Die Morgenluft, die frisch von der See herbeiströmt, weckt den Appetit, und Stephan rieb sich vergnügt die großen, breiten Hände und schob mitunter seine Perrücke, als er sah, wie es der Gesellschaft in seinem Hause schmeckte.

"Ja, ja," sagte er, "nichts macht bessern Appetit, als Marschluft und Bewegung, und Sie, schöne Dame, sehen auch schon ganz anders aus, als da Sie zu uns kamen. Wer in die Marsch kommt und nicht bald stirbt, der kann wohl hundert Jahre leben. Und hier der junge Mosjeh George, wie ist er gewachsen, und wie lachen jetzt die Augen im Kopfe, und wie prächtig saß er zu Pferde! Ach," setzte er hinzu, "es geht nichts über eine gute Gesundheit."

"Und Sie, mein guter Freund," sagte Mistreß Black, "sind ein Fels im Meere! Alle Stürme und Wasserfluthen schaden Ihnen nichts. Gott erhalte Sie!"

"Danke, danke, meine schöne Dame!" sagte Stephan vergnügt. "Aber," fügte er dann hinzu, "was hilft es, wenn der alte Felsblock endlich doch mürbe wird und umstürzt, so geht das Wasser darüber hin, und seine

Spur ist vergangen, und Niemand, als lachende Erben, gedenkt seiner."

"O nein," sagte Inez; sie stand auf und nahm seine Hand mit ihren beiden zarten und drückte sie ihm fast zärtlich, dann sprach sie gerührt: "Ich, mein guter Stephan, vergesse Sie nicht; Sie haben mir beigestanden wie ein Vater in jener gräßlichen Nacht, Sie haben mich behandelt als ein Gentleman, da ich bei Ihnen logirte, und ich werde Ihnen Thränen der Dankbarkeit und der herzlichsten Achtung nachweinen."

Stephan rückte wieder an seiner Perrücke, ein Zeichen, daß er sich der Rührung erwehren wollte, und dann sagte er:

"Ich hoffe, die lieben Kinderchen erinnern sich meiner auch noch."

Er sprach dies in einem Tone, der zwischen Frage und Versicherung lag, und George trat zu ihm heran und sagte:

"Die deutschen Gastwirthe sind besser, als die englischen, und William und ich, wir haben Sie lieb, Master Stephan, weil Sie gut für Mama waren."

"Und auch meine kleine Jenny," sag'te Mistreß Black, "spricht oft von ihrem Stephan und denkt der Leckerbissen, die Sie ihr zusteckten. Bald komme ich mit ihr zur Stadt, und dann sollen Sie sehen, wie auch ihr die Landluft wohlgethan."

Frau von Steinfels wollte jetzt ausgehen, und Inez verfügte sich in Helenens und des Majors Begleitung nach dem Hause der alten Marthe, und als man sich bald wieder im goldenen Stiere zusammenfand, stand der Wagen angespannt und die Reitpferde bereit, um unsere Reisenden dem Leuchtthurme zuzuführen.

Mit dem bekannten Wunsche: „Besuchen Sie mich bald ein bitjen wedder,“ geleitete Stephan mit seiner ganzen Dienerschaft die Gäste, und er stand noch kopfschüttelnd und seine Perrücke schiebend, als längst der letzte Pferdeschweif um die Ecke des Hauses verschwunden war.

Man fuhr nun auf den herrlichsten Wegen weiter durch die Marsch, die jetzt einem blühenden Garten glich. Links und rechts liegen die einzelnen stattlichen Gehöfte, und nur hin und wieder steht ein bescheidenes Häuschen dazwischen; aber alle, große und kleine, glänzen in holländischer Sauberkeit. Rohe Lehmwände, rauchige Dielen, mit Lumpen verstopfte Fensterscheiben sieht man hier nicht. Das Holzwerk an den Häusern ist mit bunter glänzender Oelfarbe angestrichen, und die Wände sind mit Ziegelsteinen aufgemauert, deren rothe Farbe oft aufgefrischt und der weiße Kalkstreifen, der sie verbindet, immer weiß erhalten wird. Die Fenster blinken hell und rein, und von Gesundheit strotzende Ge=

sichter erwiedern fröhlich nickend den Gruß der Vorüberfahrenden. Rein und sauber erhaltene Gräben theilen die Äcker von einander, und jeder Acker sieht wie ein großes Gartenbeet aus, so sorgfältig ist er bestellt. Die Weiden, die zwischen den Äckern liegen, tragen den schönsten Klee, das fetteste Gras, und die großen glatten Kühe ruhen behaglich wiederkäuend auf ihm; es kostet ihnen keine Mühe, das Futter zu suchen, sie liegen mitten im Überflusse, und es wächst ihnen, wörtlich genommen, in die Zähne hinein.

Unsere Freunde passirten noch einige kleine Flecken, und zu Mittag trafen sie im Hafen zu C. ein.

Auf einer zwischen dem Meere und dem Strome, der sich hier in dasselbe ergießt, gelegenen Anhöhe, nicht weit vom Leuchtthurme entfernt, steht ein freundliches Gasthaus. Ein runder Pavillon wird von den Wellen des Meers umspült und steht durch eine kurze Gallerie mit dem Hause in Verbindung. In diesem Pavillon, dessen Wände fast ganz aus Fenstern bestehen, ließen unsere Freunde sich ihr Mittagsmahl anrichten.

Das Meer lag heute glatt und still, wie ein Spiegel, und die stolzen Schiffe, die aus entfernten Welttheilen ihre Reichthümer der großen weltberühmten Handelsstadt zuführen, lagen matt vor Anker und erwarteten sehnsuchtsvoll die Fluth. Andere, die in See stechen wollten, zogen mit schlaffen Segeln vorüber, nur

durch die Ebbe getrieben. Am Strande begann man die Badekarren für die nahe Saison in Stand zu setzen.

William bezeigte, sobald er seinen Appetit bei Tische gestillt hatte, die größte Lust, sich das lebendige Treiben im Hafen und am Strande näher zu beschauen, er bat schmeichelnd die Mutter um Erlaubniß, und sie gab sie ihm mit den Worten: „George wird Dich aber begleiten, und ich wünsche, daß ihr nicht zu kühn seid.“

Die Knaben versprachen, vorsichtig zu sein, und eilten fort. Bald war das Diner nun beendet, und unsere Gesellschaft erhob sich mit dem Vorsatze, gleich den Leuchtthurm zu besteigen. Frau von Steinfels indeß fürchtete die steile Treppe und beschloß, hier zurück zu bleiben, die Knaben zu erwarten, und dann nachzusenden.

Der Leuchtthurm liegt hart am Meere, und hohe Felsblöcke, die, so weit die Fluthen ihn erreichen können, um seinen Fuß gewälzt sind, schützen ihn gegen die Gewalt der Brandung. Ein immerwährendes Getöse herrscht zwischen diesen Steinmassen und verkündet die Laune des mächtigen Elements, das hier waltet. Ruht das Meer, so klingt es wie ein geschwätziges Flistern und Plaudern; wird das Meer aber lebendiger, so erheben sich ängstlich die Stimmen am Fuße des Leuchtthurms zu lauter Rede, sie rufen dem Wächter zu:

„Habe Acht!“ Aber bricht nun der Sturm herein, so versinken diese sanften Töne bald in die Klüfte, und der Rasende schleudert Berge von Wasser über sie hinweg, und die Felsen dienen dann nur dazu, ihn aufzuhalten in seinem höchst verderblichen Laufe, der dem Werke, von Menschenhand aufgerichtet, mit Vernichtung droht.

Unsere Reisenden sollten aber heute die Küste und das Meer in ihrer größten Lieblichkeit sehen, und die kleinen Geisterchen zwischen den Felsblöcken flisterten kosend mit einander. Oskar eilte mit Louisen voran. Das jugendliche Paar, im Genusse eines reinen ungetrübten Glückes, gebehrdete sich wie zwei muthwillige Kinder. Bald liefen sie eine kleine Strecke auf dem festen Kies des Strandes; dann tanzten sie Arm in Arm weiter; dann haschte Oskar die schnellfüßige Louise, und nun nahm er sie gar auf seinen Arm und eilte mit der köstlichen Beute auf die Pforte des Leuchthurms zu, in der er mit ihr verschwand.

Helene ging neben ihrem verständigen Freunde her und machte ihre Glossen über die beiden großen Kinder. „Wie bedächtig sind wir dagegen!“ sagte sie. „Ich muß gestehen, wenn man zwanzig und vollends vierzig Jahre alt geworden, so erscheint Einem ein solches Spielen und Tändeln doch läppisch. Sehen die Beiden nun wohl etwas von diesen hübschen Anlagen, die man doch

zum Vergnügen der Spaziergänger hier an den Strand gelegt hat? Freilich," setzte sie spöttisch hinzu, "kommen sie augenscheinlich nicht fort, das gewaltige Meer und sein tobender Gemahl, der Sturm, wollen solche Spielereien nicht in ihrer Nähe dulden. Sieh nur, August, wie jämmerlich zerpeitscht sehen diese armen Gesträuche aus. — Ach," setzte sie seufzend hinzu, "ihr werdet nie Blüthen treiben, und man wird euch höchstens einmal zu Ruthen verwenden; aber es ist doch Unrecht von jenen Beiden, so an euch vorüber zu flattern, euch und euer trauriges Schicksal gar nicht zu beachten, euch kein Mitleid zu schenken. Sie sehen nur immer sich, die Egoisten," setzte sie in einem vorwurfsvollen Tone hinzu, "mag rechts und links Leben vergehen, was kümmert es sie? Sie haben sich, ihnen geht es gut."

"Liebe Helene," sagte der Major, "Du willst Dich wieder einmal in üble Laune hineinreden; aber es soll Dir nicht gelingen, laß Du die Beiden auf ihre Weise glücklich sein, und trübe Dir die eigne Zufriedenheit nicht mit tadelnden Bemerkungen."

"Es ist nur gut," erwiederte sie, "daß ich einen so aufmerksamen Mentor habe, der mich zur rechten Zeit zurückhält, wenn ich die Geißel erheben will, und unbarmherzig auf alles Schöne und Gute dareinschlagen möchte."

"Aber sage mir nur, Helene, was kann Dich nun

eben jetzt in dieser schönen Natur, in Gesellschaft Deines besten Freundes, so bitter stimmen?"

"O," sagte sie und erfaßte seine Hand, "laß uns auch einmal einen Wettlauf mit einander versuchen."

Der Major erröthete und sah sie ernst und durchdringend an. Einen Augenblick schien er fast geneigt, sich vom Zorne bemeistern zu lassen; aber dann besann er sich und sagte ruhig:

"Ich habe mehr als eine Festung im Sturmschritt erobern helfen; aber der Lauf galt der Ehre, dem Ruhme. Hier würde es umgekehrt sein, und ich bitte Sie daher, sich dieses Vergnügen allein zu verschaffen, ich werde unterdeß Frau von Steinfels Gesellschaft leisten."

"Gut," sagte Helene, indem sie ganz von ihrem Trotze bemeistert ward, "es könnte doch auch leicht sein, das ich hier siegte. "Viele Grüße an Mama!" setzte sie schnippisch hinzu und lief nun auf den Leuchtthurm los. In der Thüre wendete sie sich um und sah wie der Major eben in seinem gewöhnlichen Schritte an Franz und Inez, die noch mehr zurück waren, da Inez sich öfter nach den Knaben umsah, grüßend vorüber ging.

"O Gott!" sprach sie erschrocken halblaut vor sich hin, "er geht wahrhaftig! Was thue ich nur?" Sie schob die Unterlippe ein wenig vor und sagte dann: "Mag er!" Sie stieg einige Stufen der Treppe hinan.

denn kehrte sie zurück an die Pforte: „Es ist abscheu-
lich!“ sagte sie, „er sieht sich nicht einmal um!“ Wie-
der stieg sie einige Stufen hinan, aber dann siegte ihr
guter Geist: sie lief leicht wie eine Gazelle bei den
Beiden vorbei und sagte erklärend: „August will sehen,
ob ich auch so gut wie Louise laufen kann.“

Ehe sie ganz nach dem Gasthofe gekommen, holte sie
ihn ein. Er hatte die Hände auf dem Rücken, — sie
schlich leise an ihn heran und ergriff dieselben hastig
mit den ihrigen. Der Major wendete das Gesicht zu
ihr um, und sie sagte zärtlich:

„Es war recht hübsch von Dir, lieber August, daß
Du so langsam gingst; ich hätte Dich sonst nicht ein-
geholt.“

„Dieser Schritt ist meinem Alter und meinen Ver-
hältnissen angemessen,“ sagte er ernst, „und wenn Du
ihn nicht mir zur Seite gehen magst, da mußt Du es
freilich, wie eben jetzt, machen und Dich außer Athem
bringen, oder unsere Wege führen ganz aus einander.“

Sie ließ jetzt seine Hände los und sagte: „Nein, das
ist nicht zum Aushalten; nun ist mir doch die ganze
heutige Parthie verdorben! Du bist doch recht em-
pfindlich.“

„Das bin ich, wo es die Würde des Mannes be-
dingt; hier obendrein galt es Deinem eigenen Wohle,
wenn ich Deinem Einfalle nicht folgte; denn würdest

Du an der Seite eines Gatten glücklich sein, der sich zum Spielball Deiner Laune hergäbe?"

"Komm nur, August," sagte sie gutmüthig plaudernd, "wir wollen gar den dummen Leuchtthurm nicht besteigen, er steht nicht fester, als Du. Laß uns nach der andern Seite am Strande hinunter gehen, oder willst Du gern auf den Thurm? Siehst Du, dann gehe ich gleich mit."

Er legte stumm ihre Hand in seinen Arm und ging mit ihr den Strand hinunter, und gewiß fand hier bald eine zärtliche Aussöhnung Statt.

Oskar und Louise waren unterdeß längst in das Kämmerchen des Leuchthurms getreten, in welchem acht große und starke Spiegelscheiben, die immer hell polirt erhalten werden, am Abend dem Lichte der Lampen, die hinter ihnen angebracht sind, den Weg nach der See hin bahnen, um dort den Schiffen als ein Hoffnungsschimmer aufzugehen, der ihnen in dem sichern Hafen winkt. Das Meer lag wie ein endloser Spiegel da, und in Andacht versunken sah unser junges glückliches Paar darauf hin.

"Sieh, Geliebte," sagte Oskar, "ein Bild unserer Zukunft: so hell und ruhig erscheint sie mir! Hand in Hand wandeln wir durch sie hin, bis uns der Himmel aufnimmt, der den Ocean begränzt."

"Und sieh, mein Oskar, die weißen Segel, die dort

wie Boten des Friedens und der Freude, wie Tauben und Schwäne, am fernen Horizont auftauchen.“

„Und sie bringen Schätze aus entfernten Welttheilen, mit denen ich Dein Leben schmücken will.“

So sprachen sie und hielten sich innig umarmt; aber die Luft des Zimmers ward ihnen bald unbequem; die Sonnenstrahlen hatten es stark geheizt, und es war nicht möglich, lange darin zu verweilen. Sie wunderten sich jetzt erst, Niemand von den Ihrigen neben sich zu sehen, als Oskar Helenens flatternden Shawl am Strande gewahrte, und sie nun den Major auf dem Wege zum Gasthofe und seine Verlobte in raschem Laufe ihm nacheilen sahen. Sie sprachen ihre Verwunderung darüber aus, und wendeten nun auch ihre Gedanken dem dritten Paare zu, als dieses ihnen eben auf der Treppe begegnete.

„Es ist oben zu heiß,“ rief Oskar ihnen entgegen; „kehren Sie mit uns um, Mistreß Black, Sie haben oft genug das Meer gesehen.“

„Aber nie so ruhig wie heute,“ erwiederte sie und stieg an ihnen vorüber weiter; „aber bald,“ fügte sie hinzu, „treffen wir im Gasthofe zusammen.“

Franz ging schweigend an den Geschwistern vorüber; er sah nicht den liebevoll bittenden Blick der Schwester, nicht den besorgten des Freundes, er fühlte nicht dessen flüchtigen Händedruck: er sah nichts, als die glänzende

Gestalt vor ihm, die ihn mit unsichtbarer Gewalt mit sich fort zog.

Jetzt standen sie oben weit über der Erde ganz allein neben einander; stillschweigend blickten sie auf die See, die nicht das Bild ihrer Herzen zeigte; hier wogte und stürmte die Leidenschaft, und endlich rief Franz den Namen „Inez!“ Sie wendete sich zu ihm, ihre Arme hoben sich unwillkürlich und stumm schloß er sie an sein überseliges Herz. — — Sie entwand sich endlich seinen Armen und brach in Thränen aus.

„Was ist Dir, Du Himmlische?“ rief er erschreckt. „Gedenkst Du der Vergangenheit? Gedenkst Du des schönen Landes Deiner Geburt oder des reichen Englands, und sehnst Dich hinweg von dieser armen Küste?“

Sie sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an, indem sie die Hände über die Brust kreuzte, und sagte mit dem Ausdrucke der tiefsten Leidenschaft:

„Die ganze Welt hat nichts für mich, das mir theurer wäre, als der kleine Fleck, worauf Dein Fuß, Du Herrlicher, ruht!“

„Inez, Du liebst mich?“ rief er wie außer sich.

„O,“ sagte sie entzückt, „ich bete Dich an, Du Mann meiner Seele! Was sagt das Wort „Liebe?“ Ich sprach, ich hörte es oft, und ich mag das Gefühl, was ich für Franz, den Abgott meines Herzens! empfinde, nicht so benannt wissen.“

Er kniete jetzt vor ihr nieder, und wir überlassen die Glücklichen einige Augenblicke dem stürmischen Entzücken, mit welchem sie sich ihr Gefühl für einander mittheilen, und belauschen sie erst wieder, als Franz endlich spricht:

„Nun, meine Inez, trockne Deine Thränen, meine, meine Inez! Nie soll Dein holdes Auge wieder andere, als die der reinsten Freude weinen. Sieh," sagte er und führte sie wieder zu dem Fenster hin, „so rein und ungetrübt, als Himmel und Meer da sich in einander spiegeln, so soll Dein Leben an meiner Seite sein. Wie der Fels am Fuße des Thurms will ich alle Gefahren von Dir abwehren. Sicher, wie jene Schiffe, sollen unsere Kinder neben uns auf der Bahn des Lebens einherschreiten; ich will sie ausrüsten mit Schätzen des Wissens und der Tugend und nur leben, um Dich glücklich zu machen!"

Die schöne Inez war aufgelös't in Liebe und Seligkeit. Sie kniete endlich vor ihm nieder und sah ihn so verklärt an, daß er vergaß, sie aufzurichten. Dann barg sie ihre schöne Augen in seine Hände und bebte plötzlich zusammen, und mit einem Schrei des Entsetzens würde sie vollends zu Boden gesunken sein, wenn er sie nicht mit starken Armen aufrecht gehalten und an seine Brust genommen hätte. Sie aber war ganz verändert: ihre Augen blickten in düsterer Wildheit auf

die See hinaus, sie streckte die Hand gegen diese hin und sagte:

„Siehst Du das Wölkchen, was dort am Horizont heraufsteigt? Es bedeutet Sturm! Nicht das Bild meiner Zukunft ist das Meer in diesen himmlischen Augenblicken gewesen, nein, es war das der Gegenwart. Aber das falsche birgt Ungeheuer in seinem Schooße: — es sind die Erinnerungen der Vergangenheit, — und ehe der Abend hereinbricht, wird der Sturm der nächsten Zukunft sie heraufbeschwören, und wo ist dann der reine Spiegel, der jetzt zu unsern Füßen ausgebreitet liegt? O," sagte sie dann und ihre Hände falteten sich zum Gebete, „O Herr des Himmels und der Erde! laß Ihn glücklich sein! Geleite meine Kinder, daß ihr holdes Leben geborgen bleibe, und laß mich bald ein einsames Grab finden, wo ich mich mit allen Erinnerungen meines Lebens verberge!"

„Und sind sie denn so schrecklich," sagte Franz im schmerzlichsten Tone, „daß Inez sie nicht an meiner treuen Brust vergessen könnte?"

„O ich darf nie wieder an ihr ruhen!" rief sie aus. „Der Himmel hatte mir noch diesen Tropfen Seligkeit aufbewahrt. Ich danke Dir, Madonna!" sprach sie gerührt, „Du hast mein Gebet erhört, Du hast die arme Inez nicht in Sehnsucht und Liebe vergehen lassen, ehe sie, wenn auch nur eine Minute lang, an der

Brust eines tugendhaften, reinen Menschen geruhet hat. Ach es war der schönste Traum meines ganzen Lebens, aber es war mein Schicksal, daß er erst dann erfüllt werden sollte, wenn es zu spät sei. Schon hat sich ein Engel mit dem flammenden Schwerdte vor meinem Paradiese aufgestellt. Geh, Du Herrlicher," sagte sie flehend; "geh!" wiederholte sie heftig, "laß Inez allein, suche die Deinen auf, sie gehören zu Dir, nicht ich, die Verworfene! — —"

Steinfels schauderte zusammen bei diesen Worten, und das Entsetzen malte sich in seinem Gesichte, als er Inez ansah, die wie wahnsinnig vor ihm stand.

"Was ist es, Unglückliche!" fragte er mit hohlklingender Stimme, "welches Verbrechen ruht auf Dir?"

"Rühre mich nicht an," schrie sie, "Du entehrst Dich, denke Dir alles, was Du willst, wodurch ein Weib sinken kann, ich widerspreche Dir nicht."

"O!" rief er bitter, "wie konntest Du mit diesem Bewußtsein eintreten in das Haus meiner Mutter, wie konntest Du annehmen die Freundschaft meiner Schwester? O Inez! wie konntest Du meine Liebe zu Dir sehen, ohne Dich von mir abzuwenden, wenn Du jetzt die Wahrheit sprachst!"

Sie sprach nicht, der Krampf hielt ihre Zunge gefesselt, und sie sank auf die Bank zurück, von der sie eben aufgestanden. Er sah sie sinken, aber er rührte

sie nicht an; stumm, die Arme in einander verschränkt, blieb er vor ihr stehen und hörte das Keuchen ihrer Brust, er sah, wie sie die Hände angstvoll in einander klammerte, es rührte ihn kaum. Aber endlich erwachte doch wieder die Liebe oder das Mitleid, und er strich ihre Marmorstirne, während er sie mit einem Arm umfing und weinte bittere Thränen auf ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte. Er rief ihr mit dem zärtlichsten Namen zu, und nun kam sie wieder zu sich. Sie blickte verwundert um sich und ward sich nur nach und nach wieder der Gegenwart bewußt. „O!“ schrie sie entsetzt, „was habe ich gesagt? Es ist alles unwahr!“

„O Geliebte!“ rief er freudig, „jetzt verstehe ich Dich, Du wolltest mich prüfen. O Du Arme, bist so oft grausam von denen behandelt, die Dir tausendmal schwuren, daß sie Dich liebten. Du wolltest sehen, ob meine Liebe besser, reiner, fester wäre. O sei Du doch die Ärmste, die niedrig geborne Tochter des kleinsten Bürgers, sage mir nur, daß keine Schuld zwischen uns steht, über alles Andere hebe ich Dich mit starkem Arme hinweg. Mag die ganze Welt sich mir entgegen stellen, meine Liebe ist stärker, denn sie!“

„Du sollst Alles wissen,“ sagte sie, indem sie sich gefaßt erhob, „und dann magst Du entscheiden, wo Inez hingehört.“

„Ich will nichts wissen, als nur das einzige Wort:

Ja oder Nein! auf meine Frage: steht keine Schuld zwischen Dir und mir? O Inez, wenn Du mit einem einzigen Nein mich selig machen kannst, warum es verzögern?"

"Dies kleine Wort," sagte sie mit brechender Stimme, "hat einen so gewichtigen Klang, ich darf es nicht freventlich aussprechen! Ja," setzte sie schwärmerisch hinzu, "gäbe es eine Liebe auf Erden, die nie fragte; könnte Inez von heute an ein neues Leben beginnen; o jede Sonne sollte Dir neue Blüthen meiner Liebe bringen. Ich wollte Deine Sclavinn sein! O wenn Du es wolltest, ich wohnte mit Dir auf diesem Thurme, ganz allein ein ganzes Leben lang, oder im tiefsten Schacht der Erde. Ich wollte Niemand, selbst meine Kinder nicht mehr sehen, wenn Du es nicht wolltest, wenn ich Dich nur sehen, nur Deine Hand in der meinen halten, nur Deine Stimme hören sollte. Aber ich darf Dich nicht hintergehen, ich will keine Leiden mehr durch Vorwürfe und Argwohn erdulden. Ich wußte es, wenn ich mich anklagte, so warst Du mir verloren; aber ich liebe Dich um so mehr, weil ich weiß, daß Du weit über ein Wesen, wie ich bin, erhaben stehst. Könnte ich denken, daß Du mich noch liebtest, sobald Du selbst mich für schuldig halten mußt, dann liebte ich Dich nicht mehr. Aber ich will wahr gegen Dich, Du Wahrhaftester der Menschen, sein, keine Falte des Herzens

will Dir Inez unverhüllt lassen, und kannst Du dann vergessen das Ehmals und mir versprechen, daß Du nur die Inez von heute in mir lieben willst, daß ich nie Vorwürfe, nie argwöhnische Nachforschungen von Dir zu ertragen haben soll: o dann, mein Geliebter, nimm mich hin, zu was Du willst! Ich will Deine Magd, Deine Sclavinn, Deine Hausfrau, Deine treue, Deine überglückliche Gattinn sein.«

So sprach sie leidenschaftlich und verwirrt durcheinander, und Franz ging, wie ein im tiefsten Herzen Verwundeter, neben ihr. Als sie schwieg, sagte er: »Wenn Du das Nein nicht sagen kannst, Inez, so giebt es nichts mehr zwischen uns zu thun! — — Wir müssen jetzt hinunter zu den Freunden, wir müssen uns sammeln, damit sie nicht merken, was vorgefallen ist zwischen uns. Ich will ihnen nichts Unklares mittheilen, entweder meine Mutter kann Inez segnend als ihre Tochter, als mein achtungswerthes Weib aufnehmen, oder — — sie erfahre nie, daß ich Dich geliebt.«

Er reichte ihr den Hut, der zur Erde gesunken war, mit zitternden Händen befestigte sie das Band; dann nahm er ihren Arm in den seinen und geleitete sie sorgsam die Treppe hinunter. Mitunter trug er sie mehr als sie ging, und als er den Arm um sie legte, fühlte er das ängstliche Schlagen ihres Herzens. Als sie aus dem Thurme hinaus traten, athmete sie hoch

auf und sagte leise: „Gottlob! O Ihr Heiligen, erbarmt euch meiner!“

„Inez,“ sagte Franz mitleidig, „wenn wir uns trennen müssen, so vertrauen Sie mir Ihre Knaben an; ich will ihr Freund, ihr zweiter Vater sein, und will auch für Sie sorgen, als ob das heiligste Band uns mit einander verknüpfte.“

„O, wie schön!“ sagte sie zerstreut. „Oder,“ hub er wieder an, „kann Inez mir angehören?“

„Sie selbst, Sir, sollen entscheiden, i ch kann es nicht. Meine Begriffe von Recht und Unrecht sind noch so wirr, Manches, was ich sonst entschuldigt, scheint mir jetzt ein Verbrechen. Sie sollen mich belehren, gönnen Sie mir nur noch einige Tage den Aufenthalt in Ihrem Hause. Ach,“ sagte sie bitter, „wenn es durch meine Gegenwart entehrt ist, so ist es doch einmal geschehen! Aber laß, o mein Geliebter! so lange ich mich dem schweren Geschäfte widme, die Geschichte meines Lebens niederzuschreiben, eine Luft mit Dir athmen, laß mich Deine Heldengestalt zuweilen sehen, Deine liebe Stimme hören, damit ich Muth behalte, wahr zu sein. Und wenn Du Inez dann nicht so schuldig fändest — — —“

„O Herr des Himmels!“ rief er entzückt, „sprich es aus, es ist nicht so! es kann nicht so sein! In diesem himmlischen Auge liegt kein Schuldbewußtsein!“

„Franz, ich kann Dir gegenüber nicht sagen, nicht zeigen, was ich war, nur wie ich bin, aber —"

„Nun sei so wie Du bist meine, meine Inez!" rief er mit Leidenschaft, „laß uns fliehen bis an das Ende der Welt, wo Niemand Dich kennt, und sei mir nur ewig die Inez von heute."

„O Franz!" rief sie aus, „hättest Du oben im Thurme bei meiner ersten Selbstanklage diese Worte gesprochen, dann wäre ich jetzt seliger, als irgend ein sterbliches Wesen; aber jetzt weiß ich wie Du denkst, und ich achte, ich liebe Dich ja nur noch mehr, seit ich weiß, wie Du die Sünde hassest. Sei still! ich sage Dir Alles, aber nun nichts mehr."

Sie langten jetzt bei dem Gasthause am Meere an, wo sich unterdessen ein Ereigniß zugetragen hatte, von welchem noch alle Gemüther der Freunde erschüttert waren. Doch ehe wir weiter gehen, wollen wir dem Major und Helenen auf ihrem Pfade den Strand hinunter folgen.

Wie immer war Helene nie liebenswürdiger, als wenn eine kleine Scene zwischen ihr und ihrem Verlobten stattgefunden und wenn er sich dabei mit männlicher Festigkeit und Würde gezeigt hatte. Auf ihre starke Seele wirkte nur alles bedeutend ein, woran sie mit Bewunderung hinaufblicken konnte, und ihm gegenüber

gab sie sich oft demüthig und so ächt weiblich, daß der redliche Major die köstlichsten Blicke in dies schöne Herz that, das ihm selbst nicht ohne Fehler geschienen, als er es als eine Zugabe zu ihrer übrigen Liebenswürdigkeit, die ihn entzückte, empfing. So hing sie nun hingebend und vertraulich an seinem Arme und trieb tausend harmlose Possen, die ihn belustigten, ohne daß er sie durch großen Beifall verzogen hätte. Auf einmal fiel er ein:

„Sieh nur den tollkühnen George! da klettert er an der äußersten Spitze des Stackwerks umher.“

„Aber wo ist William?“ schrie Helene entsetzt, „mein Gott, George verschwindet auch in den Steinen!“

„Ängstige Dich nicht,“ sagte der Major; „bleibe hier stehen, ich will mich nach den Knaben umsehen.“

Er ließ sie los, und Helene sah mit beschämendem Erröthen aber freudigem Stolze ihren Verlobten mit einer unglaublichen Schnelligkeikeit dem Stackwerke zu laufen. Dieses bildet hier eine Zunge von Steinblöcken, die einer neben den andern gewälzt sind, und diese legt sich mit ihrer Spitze in die See hinein. Die Knaben waren von einem Steine auf den andern gehüpft. William hatte in wilder Lust endlich eine ziemlich bedeutende Kluft bis zu den letzten dieser Steine übersprungen, und verlor nun, als er sich so rings von Wasser umgeben sah, auf einmal den Muth, diesen

Sprung zurück zu machen. George hatte ein zappelndes Seethier zwischen den Steinen erblickt, das die Ebbe hier fest hielt, er bückte sich darnach, und unterdeß war der Bruder ihm entkommen. Jetzt hörte er sich von ihm gerufen, er blickte auf und sah ihn angstvoll auf jener Klippe stehen. Er war rasch bei ihm auf dem vorletzten Steine und ermunterte ihn zu ihm her zu springen, denn mit Entsetzen bemerkte er, daß das Wasser zwischen den Steinen stieg. „Die Fluth kommt,“ rief er aus, „mach eilig, daß Du zu mir kommst!“ Aber grade durch das steigende und unruhiger werdende Wasser fühlte sich der auf einmal ganz furchtsam gewordene William entmuthigt. Er fing an zu weinen und setzte sich endlich auf den Stein nieder, indem er versuchen wollte, ob er durch das Wasser waten könnte. George ward endlich zornig und rief:

„Schäme Dich Junge! Du weinst wie ein Mädchen?“ Er sprang nun selbst zu ihm hinüber, und dies war der Augenblick, wo der Major ihn gesehen. Er riß nun den weinenden William in die Höhe, um ihn mit Gewalt zu zwingen, den rettenden Sprung zu thun; allein die Todesangst hatte das Kind erfaßt, es klammerte sich krampfhaft um des Bruders Füße, und indem George mit ihm rang, glitten sie Beide zwischen den Steinen in das Wasser.

Die Fluth läßt, wenn sie zurücktritt, eine schlüpfrige

Masse an den Steinen hängen, und diese machte es den Knaben unmöglich, sich wieder in die Höhe zu arbeiten. Sie standen sehr tief, William sogar bis an die Schultern im Schlammwasser, und George bückte sich endlich auf die Gefahr, darin zu ersticken, in dasselbe hinab, nahm den Bruder auf den Arm und hob ihn mit fast wunderbarer Kraft auf den nächsten Stein.

„Sei nur muthig!“ rief er ihm zu, „und lauf vorsichtig weiter, „und wenn Du Jemand siehst, der mir helfen kann, so sende ihn, und sonst, William, sage an die Mutter — —“

„O,“ schrie William freudig auf, „da kommt der Major!“

„Was zum Henker!“ rief dieser, indem er gewandt über die Steine bis zu ihnen heran kam. „Was habt ihr denn angefangen, Burschen, und wo ist denn nun George?“

„Hier, Sir, im Wasser,“ rief dieser, „geben Sie mir nur Ihre Hand!“

Es ward dem Major eben nicht schwer, ihm heraus zu helfen; indeß schwoll die Fluth mit Macht an, und es war hohe Zeit, daß sie das Ufer erreichten.

Aber wie sahen die Knaben und selbst der Major aus! Helene indeß sah ihn nicht sobald mit den geretteten Knaben am Ufer, als sie, nicht beachtend ihr

weißes Gewand, ihm mit Thränen um den Hals fie und ausrief:

„August, mein geliebtester Freund, vergieb mir; ich will nie wieder unartig sein. Du bist ein Mann, wie ich ihn einzig lieben kann. Aber ihr ungehorsamen Knaben,“ schalt sie, „wie schlecht habt ihr den Befehl der Mutter, nicht zu kühn zu sein, befolgt.“

„O,“ sagte George, indem er den Schlamm so viel als möglich von sich abzustreifen suchte, „wir waren gar nicht kühn, im Gegentheil, William hatte nur keinen Muth und darum polterten wir in das ekelhafte Wasser.“

„O, George, sage es nicht an Mama, daß ich keinen Muth hatte,“ bat dieser wieder weinend.

„Gewiß will ich es ihr sagen,“ erwiederte George, „damit sie Dich auslacht. Du bist ein rechter Junge! fürchtest Dich und weinst wie ein Mädchen.“

„Nun zum Lachen seht ihr Beide nicht aus,“ sagte Helene, jetzt wieder vollkommen heiter, „wir wollen nur alle tüchtig laufen, daß wir euch in trockne Kleider schaffen.“

Frau von Steinfels hatte sich erst eine Zeitlang mit der freundlichen Wirthinn des Hauses unterhalten; jetzt aber ward sie doch um die Knaben besorgt und ging hinaus, sich nach ihnen umzusehen. Sie machte sich schon

Vorwürfe, ihnen nicht den Diener nachgesendet zu haben, als sie um die Ecke des Hauses kam und den wunderlichen Zug erblickte. Helene theilte ihr flüchtig mit, was sich zugetragen hatte, und sie eilten in das Haus, um die Kinder von den nassen Kleidern zu befreien. Leider hatte die Wirthinn des Hauses nur Töchter, doch Helene meinte, es gehe ganz gut, die Knaben in deren Anzüge zu stecken. Sie dachte auf diese Weise Inez das Ereigniß auf eine scherzhafte Art mittheilen zu können.

Der Major ging mit den Kindern und einem Diener in die Badeanstalt, wo gleich Bäder bereitet wurden. Unterdeß langten Oskar und Louise an, und Helene erzählte mit großem Triumphe die Art, wie der Major die Knaben gerettet und sie beschämt habe.

„Welch' wunderbare Fügung der Vorsehung!“ rief Louise aus. „Wenn Du nun nicht den Einfall hattest, den Strand hinunter zu gehen, so war der Major nicht da und die Kinder ertranken. Großer Gott!“

„So kann denn selbst die Laune eines unartigen Mädchens von höchst wichtigen Folgen sein,“ sagte Helene scherzend, „und am Ende,“ setzte sie leichtfertig hinzu, „gewöhne ich sie mir nun gar nicht ab, wie ich es mir vor einer Stunde ernstlich vornahm, denn wer weiß, wozu sie noch alles dienen kann.“

Oskar war dem Major nachgegangen, und Beide kehrten jetzt mit William zurück, der in ein allerliebstes

Mädchen verwandelt war, und verschämt wie ein solches that.

„Wir sind in einer seltsamen Verlegenheit gewesen,“ sagte der Major; „der George war unter keiner Bedingung zu bewegen, die weibliche Kleidung anzulegen. Er bestand darauf, sein eignes, nur oberflächlich gereinigtes Zeug wieder anzuziehen. Nun hat der Wirth ihm einen ganz neuen Anzug von einem jungen Marqueur gebracht, der ihm aber freilich doch noch zu groß ist; ich bitte Sie daher Alle, ihn nicht auszulachen, wenn er in dem sonderbaren Costüme erscheint; sein stolzes Herz würde schmerzlich dadurch verwundet werden.“

Es war gewiß sehr gut für George, daß der verständige Major diese Warnung ausgesprochen; denn eben trat er in seiner Verkleidung ein. Die Schöße des Rocks, der so weit war, daß er ihn kaum zu halten vermochte, hingen fast bis auf die Erde herab, und Ärmel und Beinkleider waren bedeutend aufgekrempelt. Er trat aufrecht und stolz einher, doch sein Gesicht glühte vor Zorn, und Helene sagte leise zu dem Major: „Wer könnte den herrlichen Knaben auslachen?“ Ihretwegen hatte er vielleicht die meiste Furcht gehabt, und sie fand sich wahrhaft gerührt durch dies Bild.

„Mein George,“ sagte sie und reichte ihm die Hand, „Du bist brav und hast Muth zu Allem, nur nicht etwas Böses zu thun.“

Er mußte nun ausführlich erzählen, wie er mit dem Bruder in die gefahrvolle Situation gekommen war. Einfach und wahr, wie immer, erzählte er die Begebenheit, und Oskar, der in Louisens in Thränen schwimmenden Augen den Wunsch zu lesen glaubte, daß sie sich lobend gegen den Knaben aussprechen wollte, und der dieses nicht wünschte, reichte George die Hand und sagte:

„So war es recht, so muß ein Bruder handeln. Aber,“ fuhr er ablenkend fort, „wo bleiben nur Franz und Mistreß Black?“

Man theilte sich gegenseitig mit, wo man sie zuletzt gesehen hatte, und Helene sagte: „Ich werde sie aufsuchen.“ Der Major wollte ihr folgen, aber sie lehnte seine Begleitung mit der Bemerkung ab: „seine Kleidung sei vielleicht feucht und am Strande sei es kühl, und Du mußt mir Deine theure Gesundheit erhalten, August!“

Sie traf die beiden Getrennten und doch so innig Vereinten ohnweit des Hauses. Sie hatten sich so weit gesammelt, daß nur das spähende Auge Spuren einer Veränderung in ihren Zügen entdeckte; doch da sie bald bemerkte, daß sie ihr nichts von dem mittheilen wollten, was unter ihnen vorgefallen war, so ließ auch sie sich nichts von ihren Gedanken merken, sondern rief Inez heiter zu:

„Du wirst mit einem Carnevals-Scherz überrascht werden. George und William stecken in fremden Fe-

dern, und ich sage es Dir nur, damit Du nicht lachst, denn nicht der Übermuth, sondern die Noth hat sie so seltsam verkleidet."

"Was ist mit ihnen?" riefen Steinfels und Inez zu gleicher Zeit.

"Was sagt das Sprüchwort davon," erwiederte sie neckend, "wenn zwei Personen denselben Gedanken zur selben Zeit in dieselben Worte kleiden? Aber welche Angst um nichts! Die Knaben haben in einer Pfütze gesteckt und nun trockne Kleider von fremden Leuten anziehen müssen."

Sie hing sich nun an Inez Arm und plauderte weiter. "Mein Gott, Du zitterst! wie bist Du nervenschwach! Wir müssen hier her zur Cur in das Seebad, damit Du vollends gesundest; jede Kleinigkeit affizirt Dich gleich auf das Höchste, Du zitterst und bebest, und Deine Knaben sitzen schon wieder wohlgemuth neben Mama hinter dem Theetische."

Inez trat eiligst ein und als die Knaben ihre Schritte vernahmen, stürzten sie auf sie zu und überhäuften sie mit Liebkosungen; Inez schloß sie in ihre Arme, küßte sie mit überfließenden Augen, zog sie mit sich fort zu dem nächsten Stuhl, auf welchem sie sich niederließ, und sagte: "Mein George, erzähle Du mir nun, was mit Euch vorgegangen ist."

Er fing noch einmal seine Erzählung an; kein Wort

sagte er anders als vorhin, und als er an die Stelle kam, wo er den Bruder auf den Arm genommen, sagte er:

„Jetzt dachte ich daran, wie Herr von Steinfels doch die alte Frau auf seinen Arm eine steile Leiter hinangetragen, und ich bückte mich in das Wasser und hob ihn in die Höhe und auf den Stein. Er war recht schwer so mit dem Schlamm in dem Zeuge; aber Mutter, ich hatte Muth und nun war ich nicht schwach.“

„Du bist mein Stolz und meine Freude!“ sagte Inez, „und ich kann Euch in dieser Stunde nicht zürnen; aber versprecht es mir, daß Ihr nie wieder Euer Leben muthwillig in Gefahr bringen wollt. Denn o all' Ihr Heiligen! wenn ich meine Knaben in dieser Stunde verloren hätte!“

Sie sprach nicht aus, was sie dachte; aber jeder fühlende Leser erräth, was sie empfinden mußte, als sie sich sagte, daß in dem Augenblicke, wo sie in Liebesseligkeit in den Armen eines andern Mannes lag, wo sie das Gelübde der ewigen Treue brach, was sie dem sterbenden Gatten gegeben hatte, ihre Söhne in Lebensgefahr schwebten. „Und wenn ich mich nicht ermannt hätte,“ dachte sie, „so wären sie mir unrettbar verloren gewesen. Versprecht mir,“ rief sie mit Leidenschaft, „daß Ihr Euch nie wieder muthwillig in Gefahr stürzen wollt.“

„Nein, nie wieder, nie, nie, Mama!“ sagte William.

George schwieg noch, und Inez fragte:

„Nun und Du, George, willst Deine Mutter nicht durch dies Versprechen beruhigen?“

„Mutter,“ sagte er, „ich will nichts versprechen, ehe ich überlegt, ob Gott auch will, daß ich es halten soll und kann; denn Mutter, es ist häßlich, sein Wort zu brechen.“

„Und meinst Du denn,“ fragte sie, „daß Gott es jemals billigen würde, wenn Du, der Du einst die Stütze der Deinigen werden sollst, Dein Leben muthwillig in Gefahr brächtest.“

„Du hast Recht, Mutter, das darf ich nicht, und ich verspreche Dir, ich will es nie thun; aber,“ fügte er hinzu, „ich that es auch heute nicht, ich mußte William doch helfen.“

„Gewiß,“ sagte Inez; „aber wenn Du ihn, der noch so kindisch unvorsichtig ist, vorher verständig gewarnt hättest, so würde diese gefahrvolle Hülfe nicht nothwendig gewesen sein. — Aber nun erzähle weiter,“ sagte sie, und als sie hörte, daß ohne den Beistand des Majors ihr George wahrscheinlich ertrunken wäre, da flog sie zu dem würdigen Manne hin, der so anspruchslos da saß und mit Frau von Steinfels sprach; sie erfaßte seine Hand und drückte sie, ehe er sie daran verhindern konnte, an ihre Lippen und sagte:

„O Sie, mein Schutzgeist, Sie haben mir mehr als mein Leben gerettet! Wie danke ich Ihnen nur, Sie Würdigster?“

„Sie beschämen mich,“ sprach der Major mit einiger Verlegenheit, denn noch immer hielt Mistreß Black seine Hand und drückte sie jetzt an ihr Herz; „ich that sehr wenig, was der Erwähnung verdiente, danken Sie nur der Vorsehung, die irgend einen Menschen dieses Weges sendete.“

„Doch! Mutter, der Major hat mich gerettet, denn das Wasser stieg immer höher, ich fühlte es, und ich konnte nicht an den glatten Steinen hinaufkommen.“

„O, Ihr Heiligen!“ schrie Inez entsetzt, und würde wahrscheinlich ihren Krampf bekommen haben, wenn nicht Helene schnell auf sie zugeeilt wäre und sie in ihre Arme genommen und nun mit dem heitern Tone, der ihr so gut stand, gesagt hätte:

„Nun sei nur froh, es ist ja Alles gut! Mein August freut sich, daß er eine so gute Manier fand, mir zu beweisen, daß er viel besser laufen kann als ich, und nun sieh doch den William an, sieht er nicht zum Lachen in dieser Verkleidung aus?“

George erröthete und sagte: „Wenn nur William Muth gehabt hätte, so wären wir gar nicht in den Schlamm gekommen. Dafür trägst Du nun auch Mädchenkleider.“

„Mich friert recht in dem garstigen Zeuge,“ sagte William.

Steinfels, der bis jetzt ein stummer Zuhörer dieser Scene gewesen, sagte nun: „Ihr sollt bald anderes Zeug haben,“ und eilte hinaus. Er ließ sich schnell sein Pferd satteln und ritt nach dem eine halbe Stunde vom Hafen entfernten Städtchen, wo ein Beamter wohnte, den er kannte, und der Knaben von der Größe unserer kleinen Freunde besaß.

Man empfing ihn hier mit großer Herzlichkeit, und als er von der possierlichen Verlegenheit erzählte, in welcher sich die Söhne der Dame, die ein Gast seiner Mutter sei, befänden, boten ihm seine freundlichen Bekannten gern Alles an, was er wünschte. Man packte gleich Alles ein, und der Reitknecht, den Steinfels mitgenommen, jagte damit voran dem Hafen zu, während er ihm langsamer folgte, um seinen Gedanken, die, sobald er sich allein sah, wie Furien über sein armes Herz herbeistürzten, nachzuhängen und Alles aufzubieten, um sich immer und immer wieder zu überreden, daß noch Alles gut werden könnte. Wie war sie ihm eben noch wieder so anbetungswürdig in ihrer Mutterangst, in ihrer Zärtlichkeit, in ihrer Dankbarkeit erschienen! Nein, ein Wesen, welches alle diese Empfindungen so ausdrückte, es konnte nie eine Verworfene gewesen sein.“

Als er zur Gesellschaft zurückkehrte, fand er George

in großer Aufregung; Frau von Steinfels wünschte, daß er mit fahren sollte, alle Andern stimmten darin ein, und der Knabe bat und bestand endlich mit einer Art Trotz darauf, daß er reiten dürfe. Jetzt sah er Steinfels mit flehenden Blicken an und sprach:

„O Sir, nicht wahr, ich darf mit Ihnen reiten, darum haben Sie mir das gute Zeug gesendet.“

„Nein, mein Sohn,“ sagte Steinfels ernst, „Du würdest Dir in der Nachtluft Schaden thun, und mein Leben ist mir nicht theurer, als das Deine.“

George sah traurig aus, allein er sprach nun kein Wort mehr darüber. Man arrangirte sich, die Frauen nahmen die beiden Knaben zwischen sich, und so langte man gegen Mitternacht in Freiburg wieder an.

Oskar hob erst sein Dijonröschen aus dem Wagen, und als er es in das Haus gebracht hatte, sprengte er nach N. zurück. Franz half den andern Damen, und eine Secunde lang hielt er die Hand, deren ungetrübter Besitz ihm die höchste irdische Seligkeit verliehen haben würde; aber er hielt sie so leicht, und kein Beben verrieth das Gefühl, mit welchem er sie gefaßt hatte, denn er wußte es, wenn Inez nicht das Wort von sich nehmen konnte, dann würde ihm jeder Moment, wo er ihr seine Liebe gezeigt hatte, ein Vorwurf für das ganze Leben werden.

Man trennte sich, sobald man in das Haus getreten

war, und Jeder suchte so schnell als möglich in die Einsamkeit seines Zimmers zu kommen, denn Jeder hatte heute ein innigeres Gebet zu Gott emporzurichten. Frau von Steinfels glaubte seit heute Morgen, wo sie die Blicke sah, die Franz und Inez mit einander austauschten als er sie in den Wagen hob, mit Gewißheit, daß Beide sich liebten, und sie bejammerte zum ersten Male, daß sie sich nicht größere Rechte über den herrlichen Sohn zu erhalten gewußt. Er hatte ihr noch nie Kummer verursacht, und sie war noch nie in den Fall gekommen, sich seinen Wünschen zu widersetzen. Wo man liebt und zugleich achtet, giebt man ja sogern nach, und so unangenehm ihr auch Anfangs der Besuch der Creolinn war, so erlaubte sie ihn doch, als ihr Franz, der sich bei der Überschwemmung wieder neue Lorbeern in den Augen der Mutter erworben hatte, mit so viel Nachgiebigkeit gegen sie davon abließ. Als aber die Vorsehung selbst seine Wünsche zu begünstigen schien, und vollends, als sie den wohlthätigen Einfluß bemerkte, den der Umgang der interessanten Frau auf Helenens Stimmung hervorbrachte, wünschte sie sich Glück, den holden Gast, der ihnen Allen so viel Zerstreuung bereitete, aufgenommen zu haben. „Aber o wir kurzsichtigen Menschen!“ jammerte sie jetzt. „Wer hätte sich träumen lassen, daß aus diesem Gefühl des Mitleidens, welches mein Franz allen Verlassenen schenkt, Liebe

hervorsprossen könnte für eine Frau, die in keiner Hinsicht sich zur Gattinn meines Sohnes eignet.“

Frau von Steinfels war indeß zu der Weisheit des Lebens gelangt, daß sie zuletzt Alles Gott überließ, was sie nicht ändern konnte, und ihn flehte sie an, ihren Sohn mit seiner Weisheit zu erleuchten, damit er den rechten Weg zum Glücke fände.“

Helene dankte ihrem Schöpfer, daß er ihr eben in dem Augenblicke, wo sie geglaubt habe, für ihr ganzes Leben elend geworden zu sein, einen Gefährten zugeführt habe, den sie immer höher achten müsse. — — Sie war überzeugt, daß in den nächsten Tagen das Schicksal ihres Bruders sich entscheiden müsse, und fand eine süße Genugthuung darin, ihn mit einer Frau verbunden zu sehen, die sie fast mit Leidenschaft liebte. Wir finden es öfter, daß Menschen, besonders Frauen, die einer großen aufopfernden Liebe fähig sind, und denen es vom Schicksale versagt ist, sie dem Gegenstande zuzuwenden, den sich ihr Herz zuerst dafür erkoren, es nicht vermögen, das rege gewordene Gefühl zu unterdrücken, es nun in Freundschaft für eine Person ihres eignen Geschlechts ausströmen lassen, und dann mit aller Blindheit, die man der Liebe Schuld giebt, sich in das neue Verhältniß hineinstürzen, mit derselben Phantasie, wie sie der Liebe eigen ist, tausend Schwä-

chen des gefeierten Gegenstandes in eben so viele Vollkommenheiten zu verwandeln, oder mindestens sie zu übersehen versucht sind, und jede gute Eigenschaft mit dem Nimbus erhabner Tugenden zu umgeben wissen. So erschien denn auch Inez ihr in einem so hohen Glanze, daß alle Mißverhältnisse, die sich einer Verbindung ihres Bruders mit ihr entgegenstellten, dadurch verdrängt wurden. „Zudem," sagte sie sich, „lebt sie in einem fremden Lande, und Niemand wird dort nach ihren frühern Verhältnissen forschen; sie ist eine Creolinn, auf Havannah, in einem andern Welttheile geboren, und wer fragt da nach Freiherren- oder Grafenkronen?" Alle Gedanken an irgend einen Tadel, der ihre Freundinn hinsichtlich ihres Rufes treffen könnte, wies sie längst mit Abscheu und ihrem gewöhnlichen Eigensinne zurück, und sie hatte manchen unangenehmen Auftritt mit Oskar und Louisen darüber, die nicht ganz so unbedingt der Creolinn vertrauten. Aber jeder Widerspruch reizte Helene zu immer größerer Hingebung an ihre Freundinn, und besonders fühlte sie sich durch Oskars Eigensucht, wie sie es nannte, dazu aufgefordert.

„Er ist glücklich," sagte sie sich, „und ob da neben ihm Herzen verbluten in unglücklicher Liebe, was gilt es ihm?"

Auch Oskar hatte heute vollends die feste Überzeugung gewonnen, daß Franz für die Creolinn eine große Leidenschaft empfinde, die ihn blind über alle Mißverhältnisse hinwegzureißen drohte; allein er wußte, daß ein einziger Beweis von der Unwürdigkeit dieser Frau seinen Freund von ihr reißen würde. Er hatte die feste Überzeugung, daß ihr früheres Leben nicht ohne Schuld sei, eben so, daß Capitain Hugo ihm darüber Aufklärung geben könne, und kaum war er zu Hause angelangt, als er an diesen schrieb. Er sagte ihm, daß ein Freund von ihm, der Erbe eines alten unbefleckten Namens, großes Interesse an der schönen Inez nehme, und daß seiner Familie Alles daran liege, zu erfahren, ob diese Frau durch ihr früheres Leben es verdiene, daß man ihr alle die Opfer bringe, die, so viel man bis jetzt von ihr sehe und wisse, nur durch äußere Verhältnisse bedingt würden. Sein Freund sei zwar jetzt verliebt, aber so sehr von der Achtung erfüllt, die er seinem Namen und seiner Familie schuldig wäre, daß man fest überzeugt sei, er werde sich losreißen, wenn es die Ehre erfordere, und später den Mann segnen, der ihn vor dem Unheil bewahrte, einen so wichtigen Schritt seines Lebens bitter bereuen zu müssen. Denn wenn er später entdecken sollte, daß diese Frau unwerth sei, seinen Namen zu tragen, so würde es ihm das Leben kosten können. Er fügte noch Manches hinzu, um den Capitain zur größten Un-

partheilichkeit aufzufordern, und suchte nun beruhigt sein Lager auf, mit dem Gedanken, daß diese Zeilen schon in wenig Tagen in den Händen des Gentlemans sein und ihm eine aufrichtige Antwort eintragen würden, die er dann seinem Freunde offen mittheilen wollte.

Louise war vielleicht die einzige Person von unsern sämmtlichen Freunden, die nächst den Kindern zuerst entschlummerte. Sie war heute so unendlich glücklich gewesen und sie hoffte für alle ihre Lieben das Beste, seit ihr eignes Geschick sich so plötzlich, so unerwartet gewendet hatte. Dankend erhob sie ihre Lilienhände zu Gott und sank bald dem süßesten Schlummer in die Arme.

Es herrschte nun Todtenstille in dem Hause zu Freiburg. Nur zwei Personen konnten die nächtliche Ruhe nicht finden, und ihr Lager blieb unberührt. Inez stand lange in schmerzlich stürmischen Gedanken-Wogen vertieft vor dem Bette ihrer Kinder. Als sie sich überzeugt, daß sie fest schliefen, hauchte sie einen leisen Kuß auf jedes Stirne und flehte die Madonna an, sie ferner zu beschützen. Sie wickelte sich dann fest in ihren Shawl, nahm ein Licht und schlich mit lautlosen Tritten die Treppe hinab durch die leeren Zimmer in das Cabinett, wo das Bild des armen William hing.

Leise trat sie ein; sie war lange nicht hier gewesen,

und sie lauschte ängstlich an der Tapetenthüre, die zu dem Zimmer führte, welches der Mann bewohnte, den sie anbetete, aber den sie um alle Schätze der Welt in diesem Augenblicke nicht hätte begegnen mögen. Alles war still darin, denn der unglückliche Bewohner dieser Räume stand vor dem geöffneten Fenster und blickte starr in die Nacht hinaus. Sie drückte ihre heißen Lippen auf das Schloß der Thür und sprach ein. segnendes Gebet für die Ruhe des geliebten Mannes, den sie zu ihrem Troste schlafend wähnte. Sie setzte das Licht auf Georges Schreibtisch und betrachtete mit Rührung die Ordnung, die der Knabe hier walten ließ, ohne daß ihr Auge ihn bewachte; dann trat sie vor das unglückliche Bild und sprach mit bebender Stimme:

„O William! bei der Freude, die auf Deinen Zügen ruht, die Du Glücklicher mir danktest, vergönne mir, daß auch ich mich einmal eines reinen Glückes erfreue. Es war ja ein Irrthum, Du Armer, als ich glaubte, ich liebte Dich; ach, ich weiß ja erst jetzt, was Liebe ist. Zürne mir nicht, wenn ich Dich und mich täuschte, ach, ich habe furchtbar für diesen Irrthum gebüßt! — — — Jetzt, wo Dein Blick heller, wo Deine Erkenntniß weiser ist, wirst auch Du Dein Unrecht gegen mich einsehen, Du wirst es wissen, daß Du Deiner armen Inez nicht jenen Mann zuführen durftest, der Dich in

allen Fähigkeiten der Seele und des Geistes überstrahlte; Du wirst es wissen, daß ich ein besseres Loos verdiente, als das mir an Deiner Seite werden konnte; Du wirst es wissen, daß ich gelitten, wie nie ein Weib, und Du mußt mir zugestehen, daß ich Deinen Kindern eine gute Mutter geworden bin, sobald der Nebel sank, der meine Sinne umfangen hielt, und in den Geburt und Verhältnisse mich gehüllt hatten. Und, o William! Du mußt wünschen, daß ich ihnen einen bessern Vater gebe, als Du selbst warst.“

Sie hatte ihre Stimme immer mehr erhoben und sprach die letzten Worte in einem fast beschwörenden Tone. Dann aber rief sie plötzlich:

„O William, zürne mir nicht! Verstehe, wie ich es meine. Lieben kann niemals Jemand seine Kinder, wie Du; aber Du warst nicht weise! Du konntest sie nicht zur Tugend leiten wie Er, Du konntest ihnen kein Vorbild sein, wie Er! Ach, William, höre meine Anklage: Du warst nicht edel! An Dir war nichts, was Deine und meine Seele über das Irdische zu erheben vermochte, — und Er, William? — — Ja, ja, ich sehe es,“ sagte sie jetzt in wahnsinnigem Entzücken, „Du billigst meine Liebe, Du segnest sie! Du erläßt mir alle jene thörichten Gelübde, die mir die Angst und die Furcht vor Dir, Du Schrecklicher, entriß, jetzt weißt Du es besser! Du willst nur Deine Inez und Deine

Kinder glücklich sehen, Du stellst sie gern unter den Schutz des edelsten Mannes."

"O," sagte sie dann mit einer seligen Freude, "wie will Inez für Dich beten! Wie will sie Dich segnen, daß Du ihr erlaubt, glücklich zu sein; wie will ich tugendhaft, gut und fromm bleiben; kein Gedanke meiner Brust soll jemals mehr Gottes und der Heiligen unwerth sein; ich will nur leben für meinen Gatten und meine Kinder; ich will meine Jenny zu einer so guten deutschen Hausfrau erziehen, als Du, armer William, vergebens Dich bemühtest, aus mir zu machen! Sieh, jetzt weiß ich, was Du meintest, ich kann nun Alles sein. O William, wärst Du nur gütig gegen mich gewesen! O William, hättest Du mich nur mit Liebe angeleitet! Ach, ich konnte dann ja Alles sein, wie jetzt! Aber Du marterteſt mich mit Argwohn, ehe ich ihn verdiente, Du stießest mich von Dir mit Zorn und Heftigkeit, die ich noch nicht kannte, und dann führtest Du mich selbst in jenes Verhältniß, daß Dein und mein Leben vergiftete. Ach, William, ich Verzweifelnde hielt mich an dem Strohhalm, den Du selbst mir zuwarfest, und dann fluchtest Du mir! — — O," schrie sie hier wie wahnsinnig, "Du Unglücklicher! Du Verblendeter! Wahnsinniger! Der Du sogar die Ruhe Deines herrlichen Knaben nicht schontest, o Du Abscheulicher! Der Du das zarte junge Leben, das liebevolle

Gemüth nicht mit dem Anblicke Deiner körperlichen und geistigen Leiden verschontest, und so einen Wurm in dieser holden Blume erzeugtest, der Lebenslang an ihr nagen wird. O Du mehr als Mörder!!" — —

Ihre Kräfte verließen sie bei diesem heftigen Ausbruche der Leidenschaft, und sie fiel kalt und starr zur Erde.

Steinfels hörte vorhin das Geräusch, als Inez die Thürklinke berührte; er hörte das Gebet, das sie für ihn zum Himmel sendete, und seine erste Regung war, die Thür zu öffnen und ihr zu sagen, daß nichts sie trennen sollte. "Gott ist die Liebe," dachte er, "und um der Liebe willen wird er ihr vergeben, wenn sie strauchelte auf dem Pfade der Pflicht; jetzt ist sie ein Muster aller Frauen."

Schon hatte er das Schloß der Thüre erfaßt, als er den Namen "William" von ihren Lippen aussprechen hörte; er zauderte noch, und welch' menschliches Herz wird ihn verdammen, wenn er stehen blieb und ihren Worten lauschte. Bald ward es ihm klar: er hatte sie verloren; dann wieder hoffte er zu hören, daß ihre Schuld nur ein edler Irrthum sei, und er lauschte mit lautloser Brust noch an jener Stelle, als sie zur Erde stürzte. Er riß schnell die Thüre auf und eilte zu ihr hin; er versuchte alle Mittel, die ihm zu Gebote stan-

den, sie in das Leben zurückzubringen; allein es war vergebens: sie lag da kalt und starr, die Arme steif ausgestreckt, die Daumen fest in den Händen verschlossen, und die Lippen eingekniffen.

Er ging eilig zu Helenens Zimmer, und indem er an der Thüre ihres Schlafgemaches klopfte, rief er leise ihren Namen. Sie fuhr erschreckt empor.

„Kleide Dich an, Helene," rief er ihr zu, „und eile Inez zu Hülfe; sie liegt erkrankt in Georges Zimmer."

„Erwarte mich," rief sie gefaßt, „ich komme gleich!" und nach einigen Minuten war sie bei ihm.

Er sagte ihr nur flüchtig, daß er noch aufgewesen sei, daß er Inez habe fallen hören, und sie erstarrt gefunden.

„Du mußt sie mir hinauf in ihr Zimmer tragen helfen," sagte sie, „und ich wecke Phöbe."

Steinfels hob sie auf und trug sie — ach, mit welchem Gefühle! — bis auf ihr Sopha; dann flisterte er: „Gott segne Dich Inez und gebe Dir Frieden!" und ging wieder hinunter in sein Zimmer.

Noch wanderte er hier in stummen Schmerz versunken auf und nieder, als Helenens Stimme ihn aus seinen Träumen weckte. „Nun?" rief er ihr entgegen.

„Ihr ist jetzt besser," sagte sie beruhigend, „aber sie ist

in Verzweiflung, sie glaubt, Du habest sie in jenem Zustande gesehen, den sie selbst sich wahrscheinlich furchtbarer denkt, als er ist. Mein Gott, wie viele Frauen leiden an Krämpfen! und wie ist sie, die Arme, dazu gekommen? Du wirst sie ja nie deshalb weniger lieben, und gewiß verlieren sie sich einst, wenn sie Dein glückliches Weib und fern von dem Bilde ist.«

Franz blieb auf einmal vor Helenen stehen und sah ihr in die klugen glänzenden Augen, als ob er sie durchschauen wollte bis auf den innersten Grund ihres Herzens. »Komm Helene,« sagte er dann und zog sie zu sich in das Sopha nieder, »setze Dich hier her zu mir, sammle alle Kräfte Deines Verstandes und Deines Herzens, höre mir so aufmerksam zu, als ob Du einer Entscheidung über Leben und Tod horchtest, und dann rathe mir als liebende Schwester, als tugendliebende Jungfrau, als die Tochter meiner Mutter, als Mitglied einer bisjetzt geachteten Familie und als treue Freundinn. Sprich, bist Du in der Stimmung; fühlst Du Dich stark genug, allen diesen Ansprüchen zu genügen?«

»Was wäre ich,« sagte Helene ernst, »wenn ich nicht so viel Stärke besäße? Ich denke, Du kennst mich.«

»Wohlan,« sagte Steinfels, »so höre, von welchen Zweifeln ich bedrängt bin, und hilf mir sie lösen, wenn Du kannst.«

Er fing nun bei dem ersten Momente an, da sich

die Liebe zu Inez in sein Herz geschlichen, noch ehe er sie kannte, und wie bei der Erzählung des Capitains schon der Gedanke vor seine Seele getreten sei, der Ritter der verlaßnen Witwe, der Beschützer ihrer Kinder werden zu wollen. Wie dann, als er sie kennen lernte, er die feste Überzeugung sich geschaffen, daß aller Tadel, der sie treffen könnte, nur ihren Verhältnissen zuzuschreiben sei, und daß kein ernster Vorwurf auf ihr ruhen könne. „Verschmähte Leidenschaft,“ sagte er, „getäuschte Hoffnungen und beleidigte Eitelkeit konnten ja einen Mann, wie den Capitain, leicht zu einem giftigen Urtheile bestimmt haben.“ Dann aber erzählte er weiter, wie der Brief des Letztern an Oskar, aus welchen er ihr die bezügliche Stelle mittheilte, ihn doch wieder in furchtbare Zweifel versenkt habe, und wie selbst Oskars Art und Weise, sich über Inez zu äußern, ihm ein bitteres Gefühl gegeben, wie dann aber wieder Alles immer zuletzt in dem einen Gefühle seiner Leidenschaft zu der schönen Inez untergegangen sei, und wie er sich überredet habe, daß er ihr Unrecht thue. Dann erzählte er ihr ausführlich die Scene auf dem Leuchtthurme, und als er zu der Stelle kam, da sie ihm die Arme entgegen gebreitet, sagte er:

„Sieh Helene, da stürzte ich mich in den Himmel, von welchem der arme William sprach, und die Minute, die ich in ihm verlebte, wird mich nun vielleicht

für den Rest meines noch übrigen elenden Lebens entschädigen müssen.«

Seine Stimme nahm jetzt den schmerzlichsten Ton an, und als er das Wort: »eine Verworfene!« wiederholte, sprang er auf und eilte wieder mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder. Helene ließ ihn sich austoben, und so gewaltsam auch die Empfindungen ihres Herzens waren, so verhielt sie sich doch ganz ruhig und warf nur schmerzliche Blicke auf die Heldengestalt ihres Bruders, der das Opfer einer so furchtbaren Leidenschaft war. Als er endlich wieder zu ihr niedersaß, fragte sie ruhig:

»Und nun, mein Bruder, wie ward es weiter?«

»Ja, wie ward es nun weiter?« sagte er, und strich sich über die Stirne, als wolle er sich auf etwas lange Vergangenes besinnen.

»Sei ein Mann, mein Bruder!« sagte Helene. »Es gilt hier zu handeln.«

»Richtig!« sprach er, »Du sollst mich gleich stark sehen. Denn ich wendete mich von ihr ab, als sie das Wort sprach, und sie fiel in Krämpfen zurück. Ich rührte sie nicht an, mir schauderte vor ihr, ihre Brust keuchte, ich hörte in diesen Tönen nur noch immer das schauderhafte Wort und fühlte kein Mitleid. — — — Dann aber siegte die Menschlichkeit, mir gehörte sie nicht mehr an, aber sie war noch ein leidendes Weib; ich hob sie auf

und gab mich auf Augenblicke wieder der Hoffnung hin, sie könne unschuldig sein. Ich rief sie mit meinen Klagen wieder in das Leben zurück, ich beschwor sie mir zu sagen, daß keine Sünde zwischen ihr und mir stehe. Aber, o Helene, sie konnte es nicht!! Begreifst Du, meine Schwester, was ich Dir sage?"

"Vollkommen, mein geliebter Bruder," sagte Helene, die bleich wie eine Leiche vor ihm saß, aber sich ihr Bewußtsein durch den Zorn und den Stolz zu erhalten wußte. "Fahre fort," sagte sie, als er schwieg.

"Ja was giebt es noch zu sagen?" sprach er weiter, "einen Augenblick sagte sie, alles was sie gesprochen, sei unwahr, ich gab mich wieder der Hoffnung hin, aber dann — — o Gott! und nun diese Nacht!" Er erzählte ihr nun noch, was er mit angehört, ehe der Krampf sie überfallen, und dann sagte er jammernd: "O was soll daraus werden." —

Helene stand auf und trat an die Ecke des Sophas, in der er sich niedergeworfen hatte. Sie nahm ihre beiden Hände und erfaßte damit sein brennendes Haupt, drückte es an ihre Brust und sagte:

"Hier ruhe einen Augenblick, Du Armer! aber dann erinnere Dich, daß Du ein Steinfels bist, erinnere Dich der Devise Deines Hauses:

Der Mann soll sein ein Fels, fest, unerschütterlich,
Die Frau ein Diamant, rein und ohne Tadel."

„O Helene!“ sagte er, „Du bist meine Vertraute, meine Schwester, vergiß, daß ich einen Augenblick schwach war, und nun rathe, was beginne ich?“

„Du darfst nichts beginnen,“ sagte Helene fest und mit Stolz. „Wenn Du mich liebst, mein Franz, so reitest Du gleich heute Morgen zu Ida. Ich werde sehen, ob Inez sich so weit erholt hat, um mir Rede stehen zu können, und will sie in diesem Falle bitten, mir Aufschluß über ihr früheres Leben zu geben. Und ist sie kein Juwel: — so wirst Du ein Fels sein. Jedenfalls sende ich Dir im glücklichsten Falle einen Boten, im unglücklichsten komme ich selbst, Dich aufzusuchen.“

Franz hatte manches gegen diesen Vorschlag einzuwenden. „Ich beraube sie des Trostes,“ sagte er, „um den sie mich bat. Ach, Helene, sie liebt mich, wie ich sie! Fühle mein Glück und mein Elend.“

„Das letzte ist noch nicht entschieden,“ sagte sie tröstend, „aber es ist besser, wenn sie Dich fern weiß; sie wird so freier und ungestörter mit mir reden, sie wird nicht lauschen auf Deinen Schritt, sie wird nicht an das Fenster eilen, um Dich vielleicht zu sehen, nichts wird sie zerstreuen, wenn Du fern bist.“

Franz sah bald vollkommen ein, wie verständig Helene alles aufgefaßt hatte und vertraute ihren Händen

die heiligste Angelegenheit seines Lebens an. Er beschwor sie nur, freundlich mit der Armen zu sein.

„Wie könnte ich anders,“ sagte sie; „noch liebe ich sie, noch hoffe ich, daß Alles gut steht.“

„Und wenn nicht,“ sagte er, „o Helene, so vergiß Deinem Bruder zu Liebe die Beleidigung, die Dir und uns allen geworden, und löse sanft und schonend das Verhältniß. Berede sie, daß sie mir ihre Söhne anvertraut, ich will sie mit mir nehmen und als ein Vater ihnen zur Seite stehen; sie sollen unter meiner Aufsicht zu tüchtigen Männern erzogen werden.“

„O Du Guter!“ sagte Helene, „Du kommst einem Wunsche meines Herzens zuvor. Ja, der Gedanke, den George an Deiner Seite, nach Deinem Beispiele aufwachsen zu sehen, wird ihr und Dir ein Trost sein, wenn Ihr Euch trennen müßtet.“

Längst war der Morgen angebrochen, schon ward es laut im Hause, als Helene endlich auf Umwegen, um nicht gesehen zu werden, in ihr Zimmer zurückkehrte. Sie schellte der Jungfer, um sich ankleiden zu lassen, und während dieser Beschäftigung legte sie alle Verhältnisse bei sich zurecht. Sie war völlig damit auf's Reine, noch ehe sie ihre Toilette ganz vollendet hatte.

„Christine! hast Du Phöbe schon gesehen?“ fragte sie das Mädchen.

„Ach ja, gnädiges Fräulein, sie wäscht eben einige Tücher im Waschhause aus, die ganz voll Blut sind, das ihre Dame diese Nacht ausgeworfen hat.“

„Mein Gott!“ rief Helene erschrocken aus, „und das erfahre ich erst jetzt und nur zufällig? Geschwind, Christine, lauf und sage an Johann, daß er den Doctor Ottfried holen läßt.“

Das Mädchen stürzte fort zu dem alten Bedienten, und Helene eilte die Treppe hinauf. Sie fand Inez bleich und erschöpft auf dem Sopha liegend, George neben ihr stehend und ihre Stirn trocknend, die feucht und kalt war.

„Miß Helen,“ rief er ihr entgegen, „Mama ist recht krank; ich habe William zu Herrn von Steinfels gesendet, daß er Master Ottfried holen läßt.“

Inez streckte ihrer Freundinn die Hand entgegen; sie wollte reden, aber Thränen raubten ihr die Sprache. Helene sah sie an: „dieses Auge, so fest und sicher, — es konnte keine unreine Seele dahinter wohnen!“ so dachte sie, und gab sich ganz dem Mitleiden mit dem bedauernswerthen Zustande ihrer Freundinn hin. Sie sorgte verständig für Alles, und als Ottfried, den Steinfels gleich selbst geholt hatte, anlangte, als William ihm sagte, wie krank seine Mutter sei, war das Gemach schon ganz in ein Krankenzimmer verwandelt.

Er war zum Tode erschrocken gewesen, als Steinfels

ihm von dem Blutsturze sagte; doch fand er jetzt den Zustand der Patientinn nicht so schlimm, als er gefürchtet hatte; er verschrieb Einiges und empfahl ungestörte Ruhe. Selbst die Kinder bat er unten hinunter zu bringen, und Helene, die sich gleich als Krankenwärterinn angestellt hatte, vertauschte ihr Zimmer mit dem der Kinder, und quartirte sich dicht neben ihre Freundinn ein.

Franz dachte nun nicht mehr an die Tour nach Lalau; er hatte die Knaben beständig um sich und war ihnen Beides, Vater und Mutter; er sorgte für Körper und Geist bei ihnen, und sie hingen mit verehrender Liebe an ihm. Wenn er zu George sagte:

„Wir wollen reiten, mein Sohn; geh, bestelle die Pferde!“

So sah ihn der Knabe mit einem glühenden Blicke an, der allen Dank eines beglückten Herzens ausdrückte; er verneigte sich dann ein klein wenig und sagte: „Gut, Sir!“ aber wenn er zur Thüre hinaus ging, so schien er zu wachsen, so stolz trug er sein schwarzes Lockenhaupt.

Inez erholte sich schneller, als man hätte glauben sollen; allein noch immer lehnte sie die Besuche der übrigen Familienmitglieder ab und blieb nur in einem stillen Verkehr mit Helenen. Diese ließ sich unten selten

sehen. Der Major war an dem Tage nach jener Tour, die so wichtige Folgen herbeiführte, nach Lalau abgereis't, und so fand Helene leicht Entschuldigung, wenn sie bei der kranken Freundinn blieb. Oft ruhte der Blick des Bruders fragend auf ihr, wenn sie auf Augenblicke im Familienkreise erschien; allein sie sprach nicht, und er mochte nicht deutlicher fragen: doch war es Allen, als ob sich bald die Wolken, die über ihren Häuptern schwebten, entledigen würden, uud vielleicht heilbringend, vielleicht zerstörend auf das Glück des Hauses einwirken sollten.

In dieser Zeit der Stille, wo Frau von Steinfels fast immer mit Louisen und der kleinen Jenny allein war, kam Ottfried eines Tages und erzählte, der alte Waßmer sei diesen Morgen gestorben, und daß ihm der Gerichtsdirector gesagt, der Alte habe vor einigen Tagen sein Testament gemacht, und Mistreß Black werde ein bedeutendes Capital von ihm erben.

„Ich sagte ihr eben diese angenehme Neuigkeit," fuhr er in seiner Erzählung fort, „und sie war wirklich sehr gerührt darüber. „„Gott sei Dank!"" rief sie aus, „„so ist denn für meine kleine Jenny gesorgt, dies Geld soll sie ganz allein behalten, und die Ungerechtigkeit der Tante und des Vaters ist wieder gut gemacht.""

„Die Veranlassung zu diesem plötzlichen Tode ist fast

komisch," erwiederte Ottfried, auf die Frage der Frau von Steinfels.

"Vor einigen Tagen kommt ein Reisender im goldenen Stiere an und bestellt beim alten Waßmer auf gestern Mittag ein Diner für vierzig Personen von der Badegesellschaft aus C. Der Mann macht eine gute Zeche, zahlt generos, auch bei dem Accord über das Couvert des Diners knickert er nicht; es soll nur Alles exquisit sein, denn es sind hauptsächlich Hamburger, sagt er, die sich auf das Essen verstehen."

"Stephan verspricht die Möglichkeit, und der Fremde reitet angeblich nach C. zurück. Frau Aalheit beginnt nun ein mörderliches Schlachten unter dem Geflügel des Hofes; man sendet Boten meilenweit, um Forellen und andere schöne Fische herbeizuholen; Waßmer verschreibt aus der großen Handelsstadt kostbares Gemüse und andere Leckereien, und gestern um vier Uhr Nachmittags steht die Tafel auf das Herrlichste servirt, das ganze Haus glänzt und bis an die Rinnsteine ist weißer Sand mit Blumen und grünen Sträußern ausgestreut. Sämmtliche silberne Knöpfe der Röcke u. s. w. sind mit den übrigen Reichthümern des Hauses blank geputzt, die Perrücke sauber aufgekämmt und das Halstuch des alten Waßmer zeigte eine beinahe handbreite Spitze."

"Wir Stammgäste wurden gestern mit mehr Höf-

lichkeit, als gutem Essen bewirthet. Ich gratulirte wirklich dem Rittmeister, daß er auf Freiburg speis'te, und wir trösteten uns auf heute mit allerlei Beauresten."

"Um vier Uhr also stellt sich Stephan mit sämmtlichem Gefolge an der Pforte des Stiers auf und horcht auf jedes nahende Hufeisengeklapper. Manchem Leiterwagen wird vorläufig ein "Gehorsamer Diener" entgegengerufen, ehe er um die Ecke des Hauses erscheint, und so stehen Stephan und sein Gefolge bis nach sechs Uhr, und kein einziger Gast läßt sich blicken. Um sieben Uhr bringt ihm die Post einen Brief, worin ein anonymer Bösewicht schreibt: ""daß man sich ohnmöglich das Vergnügen habe versagen können, einen Wirth, der so geschickt Rechnungen zu machen verstehe, einmal eine solche ohne den Wirth machen zu lassen, und man wünschte ihm den besten Appetit zu dem Diner ohne Gäste.""

"Der Alte ist, wie gewöhnlich, nicht heftig geworden; aber der alte Küper, der die Physionomie des Herrn genau studirte, hat gleich zu dem jungen Stephan gesagt:

"Mit dem Herrn geht es nicht gut; wenn er nur losbräche, oder so etliche Stuhlpolster entzwei schlüge."

"Ach was," sagt der junge Stephan, "mein Ohm wird nicht noch mehr Schaden anrichten, und ärgern thut er sich nicht."

„Na, na,“ sagt der Alte, „ich gebe immer auf seine Nasenlöcher Acht, wenn sich die so weit aufblasen, da kocht es innerlich, und sie stehen heute just wie zwei Ofenlöcher offen.“

„Diese Nacht ward ich gerufen; der Alte saß noch in seinem ganzen Staate in seinem Comtoire am Schreibtische, wo er wahrscheinlich berechnet hat, wie viel Schaden er von dieser Prellerei haben würde, und ob alle die Gelder, die ihm Schimpfworte, Ohrfeigen u. s. w. in seinem Leben eingebracht, sich wohl so hoch belaufen mögte, denn es leidet keinen Zweifel, daß jener Reisende, den Stephan fünf Thaler für eine Ohrfeige bezahlen ließ, der anonyme Briefsteller ist.“

„Er saß noch da; auf einen Schlag fällt ein solcher Stier nicht! Ich schlug ihm gleich eine Ader, allein es kam kein rechtes Blut mehr; ich wendete alle Mittel an, aber das Leben war aus dem kraftvollen Körper mit einem Male aufgezehrt, er kam nicht wieder zum Bewußtsein, und um acht Uhr heute Morgen starb er vollends.“

Frau von Steinfels bedauerte doch den alten guten Stephan; dann aber lenkte sie wieder das Gespräch auf Inez und erkundigte sich, ob sie nicht bald hergestellt sein werde. Ottfried hatte keine Besorgniß, daß der Blutsturz sich wiederholen werde. Man hatte ihm mitgetheilt, in welcher Gefahr die Kinder auf den Klippen

gewesen waren, und er schob auf den Schrecken die Krankheit der Mutter und warnte nur vor allen Gemüthsbewegungen; Frau von Steinfels wagte daher nicht eher auf einen Besuch zu dringen, bis Inez selbst sie dazu auffordern würde.

Unterdeß schritt die Arme zur Vollendung ihrer Lebensgeschichte, die sie angefangen, sobald ihr Ottfried erlaubt hatte, das Bett zu verlassen. Helene hatte ihr in einer vertraulichen Stunde gesagt, daß ihr Bruder ihr die Entscheidung seines Schicksales anvertraut habe.

„O," sagte Inez, „dann bin ich ruhig; Dir will und kann ich Alles viel leichter gestehen, Du sollst mich ganz kennen lernen. In seinen Augen möchte ich ein Engel sein, und ich bin nur ein schwaches Weib gewesen, eitel und ohne feste Grundsätze; aber vielleicht entschuldigst Du mich, und ich darf noch glücklich werden."

Helene verhütete nun jede Störung, wenn Inez schrieb, sie selbst setzte sich an das Fenster, um sie zu verhindern, daß sie an dasselbe trat, wenn George mit Steinfels das Pferd bestieg.

In dieser Zeit war es, wo der Blick des Bruders oft mit bittender Frage auf ihr ruhte; allein sie wollte weder ihn noch Inez zu früh betrüben. Schnell mit einem Male sollten Beide den Schmerz der Tren-

nung erfahren, den sie ihnen nicht erlassen konnte, das sagten ihr schon die ersten Blätter, die Inez ihren Händen übergab. So sorgfältig nun aber auch Helene ihre Gesichtszüge bewachte, daß keiner der armen Beichtenden verrathe, was in dem Busen der Freundinn vorging, so fühlte doch Inez bald aus diesem Schweigen ihr Urtheil heraus, und als sie Helenen am Abende die letzten Blätter übergab, und als sie dann nach einer Stunde in das Zimmer der Freundinn trat, und diese in Thränen aufgelös't, aber blaß und schweigend da saß, da schrie sie auf:

„Sprich es aus, Helene, es ist vorbei, ich darf nicht auf Vergebung hoffen!“

Helene stand auf und umarmte in bitterm Schmerzgefühle die Freundinn; dann sah sie ihr ruhig und groß in die schönen melancholischen Augen, die voll Thränen standen und sagte:

„Auf Vergebung dürfen wir Alle hoffen, und bei einer richtigen Erkenntniß unserer Fehler, bei einer aufrichtigen Reue und dem ernsten Vorsatze der Besserung wird unsere Hoffnung zur Gewißheit werden. Aber Inez! arme unglückliche Inez! die Gattinn meines Bruders darfst Du nie werden! Du darfst keine Meineidige werden! Nur so büßest Du die Verirrungen Deines Lebens am Herrlichsten ab, mit den Schmerzen der Liebe, deren Irrthümer Dich ins Verderben stürzten.“

„Ich fühlte, ich wußte es ja längst,“ sagte Inez mit ersterbender Stimme, „aber die Hoffnung spiegelte mir immer neue Täuschungen vor.“

„Täuschungen aller Art,“ sagte Helene ohne Bitterkeit, „sind überhaupt die Feinde Deines Lebens gewesen; sie haben von frühester Kindheit an Dein Glück untergraben, und ach,“ setzte sie schmerzlich hinzu, „unter seinen Trümmern wird das meines Bruders, des besten Mannes, mit verschüttet werden.“

Inez jammerte laut. Als sie sich wieder etwas gefaßt, fuhr Helene fort:

„Aber es ist besser, ein kurzer heftiger Schmerz, den die Zeit heilen wird, als ein nagender Wurm für das ganze Leben. Es ist euch Beiden das Beste eine schnelle Trennung, und noch heute müßt ihr sie überstehen.“

„O Madonna! Du Schmerzensreiche! erbarme Dich!“ schrie Inez auf, und es drohte ihr ein neuer Krampfanfall; allein Helene redete mit Ernst und Feierlichkeit auf sie ein, und endlich ward sie selbst begeistert durch die höhere Lebensansicht der Freundinn; sie sank zu ihren Füßen nieder und rief:

„Hier hast Du mein schwerdtdurchbohrtes Herz, Du strenge Heilige! Ich entsage dem irdischen Glücke, um des ewigen werth zu sein. Aber nun gelobe mir, daß Du, so lange ich lebe, Deinem Bruder nicht die Blätter übergeben willst, die meine Bekenntnisse enthalten. Wenn

ich nicht mehr auf einem Planeten mit ihm bin, dann Helen, dann — —"

Helene umarmte sie weinend und rief aus:

"Alles, Alles gelobe ich Dir, o Du, die Du ein Meisterstück der Schöpfung geworden wärst, wenn die Welt nicht die Schönheit Deiner Seele entstellt hätte." —

Sie theilte nun der Freundinn die Wünsche ihres Bruders in Bezug auf die Knaben mit, und Inez fand eine große Beruhigung darin. Sie bat endlich Helene, ihn einzuladen, um eilf Uhr heute Morgen zu ihr zu kommen, sie selbst wolle ihm ihre Trennung verkünden und ihm ihre Kinder übergeben. "Einen Augenblick nur will ich mit ihm allein sein," fügte sie hinzu, "dann, Helen, bringe die Knaben."

Die eilfte Stunde des Morgens nahte sich, und Inez saß wieder in tiefer Trauerkleidung auf dem Sopha und erwartete mit einem Herzen, dessen ängstliche heftige Schläge sie zu tödten drohten, den angebeteten Freund ihrer Seele. Die Phiole mit den Tropfen stand neben ihr, und von Zeit zu Zeit nahm sie ein wenig von dem Gemisch, welches sie sich in einem Glase Wasser davon bereitete. Ihre Augen waren auf die Thüre gerichtet, und als jetzt die große Hausuhr eilf Schläge vollendet hatte, fuhr sie angstvoll in die Höhe; da hörte sie seinen leichten Schritt über die Treppe hinauf zu

ihrem Zimmer heraneilen; er öffnete leise die Thür und — — lag zu ihren Füßen. Er bebte schmerzlich zusammen, als er die schwarze Kleidung erblickte, die sie nur so kurze Zeit mit heiteren Farben vertauscht hatte. Und wie bleich, wie verklärt erschien sie ihm! Noch wußte er nicht, was ihm bevorstand; Helene hatte Alles bis auf einen einzigen Moment aufgespart.

Inez wollte sich aufrichten, allein er hielt sie liebend zurück, und als sie die Veränderung in seinen Zügen erblickte, warf sie sich schluchzend um seinen Hals; aber bald riß sie sich wieder los und sagte:

„Das war noch ein Tropfen irdischer Seligkeit, nur einmal noch wollte ich an diesem schönen Herzen ruhen! Franz, wir müssen uns trennen!"

„O Inez, wozu sich heute aufregen!" sagte er schmerzlich bittend. „Ich denke, noch hier zu bleiben, ich hoffe noch, daß Alles gut werden soll. Sie müssen erst vollends genesen, und dann reden Sie mit meiner Helene, sie wird liebevoll prüfen. Das Auge der zärtlichsten Freundschaft wird auf diese Verhältnisse blicken, ein Herz voll Liebe wird Richter sein."

„Ich bin gerichtet," sagte Mistreß Black, „und schuldig befunden!"

„Von wem?" schrie er wie außer sich, „wer maßt sich ein Recht dazu an? Niemand soll Richter sein zwischen Dir und mir! Sage Du mir selbst Alles,

Geliebte, es soll Dir Niemand wehe thun; ich bin Dein bester, Dein einziger Freund. O, ich wußte es schon, Niemand liebt so wie ich, und ich will Dich besitzen, mag auch die Hölle zwischen uns treten!"

"O Franz!" rief Inez entsetzt, "da sehe ich nun, wie ich Alles verderbe, was in meine Nähe kommt. Ich selbst habe mich gerichtet, und will meine befleckte meineidige Hand nicht in Deine reine legen."

Helene trat jetzt mit den Knaben ein. Inez winkte sie zu sich, schloß sie heftig in ihre Arme, küßte sie zärtlich und sagte dann:

"Meine geliebten Söhne, Eure Mutter ist nur eine schwache Frau, und sie kann Euch nicht zu tüchtigen Männern heranbilden. — Herr von Steinfels will Euch mit in eine große Stadt nehmen, wo ihr recht viel lernen sollt, und ihr sollt suchen, zu werden wie er. — Wenn Du vierzehn Jahre zählst, mein George, dann kehrt Ihr zu mir zurück, und ich gehe mit Euch nach England."

Helene hatte sich liebevoll dem Bruder genähert, und ihrem Zureden gelang es, daß er wieder zu sich selbst zurückkehrte. Er hörte die rührende Unterhaltung der armen Inez mit George an, der sie jetzt an das Versprechen erinnerte, welches sie Master Black gegeben hatte, und daß er sie nicht verlassen dürfe.

„Thörichtes Kind,“ sagte sie endlich fast ungeduldig, „Du sprichst unverstandene Worte nach. Geh jetzt hinunter mit William, morgen sollt Ihr wieder zu mir kommen.“

„O Mutter,“ sprach der Knabe, beängstigt durch sein kindliches Versprechen, „denke doch, was ich Dir auf dem Deiche sagte: ich darf ja keinen zweiten Vater haben und muß immer bei Dir sein.“

„Was fürchtest Du, Knabe?“ sagte jetzt Steinfels mit männlicher Stimme. „Glaubst Du, daß Deine Mutter hier in diesem Hause Deines Schutzes bedarf? Oder glaubst Du, daß ich Dir nicht ein Vater zu sein vermag?“

„O Sir!“ sagte George bittend.

„Nun denn,“ fuhr Steinfels fort, „so geh hinunter mit Deinem Bruder und erwartet mich in meinem Zimmer.“

Einen Augenblick noch zögerte der Knabe; er sah den festen edlen Steinfels an, dann murmelte er halblaut vor sich hin: „Gott will es also wieder, daß ich mein Versprechen nicht halten soll,“ und zog seinen Bruder dabei mit sich fort aus dem Zimmer.

„Inez,“ sagte Helene jetzt, „nun denke an Alles, was Du mir gelobt.“

Die unglückliche Inez streckte ihre Hände gefaltet vor

sich hin, senkte das schöne Haupt ergebungsvoll und flisterte: „Ich will es halten, sage Du ihm auch, was Du mir gelobt hast.“

„Franz!“ sprach Helene nun mit bewegter Stimme, „Inez entsagt Dir, weil sie fühlt, daß sie keine Frau für Dich ist, und ich habe sie in dieser Ansicht bestärkt. Ihr ganzes Leben liegt klar vor mir, und die arme Inez ist sehr zu bedauern; aber es steht so Vieles zwischen Dir und der Witwe des Lieutenants Black. — Es gereicht ihr aber zum Troste, wenn Du nicht nach ihren frühern Schicksalen forschest, und ich habe ihr in Deinem Beisein versprechen wollen, daß Du, so lange sie lebt, nie etwas von mir erfahren sollst.“

Der arme Steinfels stand von Schmerz erstarrt, und Helene mußte ihm erst wieder zuflistern: „daß er ihr versprochen, ein Fels zu sein, wenn — —“

„Halt ein, Helene!“ rief er laut, „es ist Alles, wie Du sagst, ich glaube, ich vertraue Dir auch; nur trage ich keinen Stein statt eines Herzens in der Brust! — — — Besorge nur Alles nun für mich,“ sagte er entschlossen, „ich muß so bald, als möglich, von hier.“

„O Franz!“ rief Inez mit dem Tone der Verzweiflung, und er lag zu ihren Füßen.

„Lebe wohl! Du Schönste der Schönen!“ sagte er schmerzlich.

„Gott segne, er erhalte Dich! Sei meinen Söhnen

ein liebevoller Vater!" flehte sie, "und gedenke ohne Haß ihrer unglücklichen Mutter!"

"O Inez!" stöhnte er aus voller Brust, dann aber raffte er sich auf und eilte gegen die Thüre, — noch einmal wendete er sich um zu ihr und sagte:

"Gott segne auch Dich, Inez, für die eine selige Minute, die Du mir geschenkt hast."

Er entfernte sich nun eilig, und Helene bot alle ihre Gewalt über Inez auf, um sie von allerhand wahnsinnigen Vorsätzen zurückzubringen, und endlich gelang es ihr, sie wieder in die ergebungsvolle Stimmung des Morgens hinein zu versetzen. Sie veranlaßte sie sogar, sich auf das Bette nieder zu legen, und brachte ihr dann die kleine fröhliche Jenny. Allein Inez wies das Kind von sich; sie wollte kein anderes Gefühl, als das eines namenloses Schmerzes, in sich aufkommen lassen, und Helene nahm die Kleine mit mütterlicher Zärtlichkeit an sich. Ach, bald sollte ihr ja Alles entrissen werden, was sie bisher am meisten zu lieben gewohnt war!

Sobald Inez wieder einigermaßen ruhig war, trug Helene das Kind zu Louisen, und sagte, indem sie es ihr in die Arme legte:

"Nimm Dich seiner mütterlich an; ich bin gewiß, es wird bald vollends eine Waise sein."

"Aber," sagte Louise erschreckt, "gestern noch war ja Inez um so vieles besser."

„Ach,“ erwiederte Helene, „es liegt auch eine lange Nacht zwischen heute und gestern, und sie ist noch immer schwach. Aber hast Du Franz nicht gesehen?“

„Er ist mit dem Knaben den Weg nach der Stadt zu hinunter gegangen,“ erwiederte Louise. „Ach, Helene, mir ahnet nichts Gutes für Franz, und ich wollte, er ermannte sich auf irgend eine Weise und machte dieser traurigen Ungewißheit ein Ende, denn sie reibt ihn auf.“

Eben trat Franz hastig ein und fragte: „Wo ist die Mutter? Ich muß sie sprechen.“

Louise eilte fort, sie zu rufen, und er sprach nun feierlich zu Helenen:

„Sage mir, ist kein anderer Ausweg? Sprich, meine Schwester! Trifft jenes schauderhafte Wort sie? Ist sie eine Verworfene? Oder sind es nur äußere Verhältnisse, die zwischen ihr und mir stehen?“

Helene sah ihren Bruder mit einem schmerzvollen Blicke an, allein ihr ganzes Wesen trug das Gepräge hohen Seelenadels und der reinsten weiblichen Würde, wodurch die Worte, mit denen sie seine ernste Frage beantwortete, eine heilige Kraft der Überzeugung gewannen.

„Franz,“ sagte sie feierlich, „als Du mir in jener Nacht das schwere Amt übertrugst, zu untersuchen, zu prüfen, zu entscheiden, da war ich so sehr von der

Wichtigkeit dieses Auftrages durchdrungen, daß ich mein Urtheil bis zu dem Augenblicke zurückhielt, wo Inez mir in voriger Nacht endlich die letzten Blätter ihrer Bekenntnisse übergab. Ich habe im Gebete, im Kampfe mit Freundschaft, Liebe und Verachtung gerungen, und mein Bruder! jetzt sage ich Dir:

„Inez gehört nicht zu uns!“

„Wenn auch jenes Wort zu hart, zu strenge vielleicht von ihr gewählt war. Aber eine Gattinn meines Bruders darf sie nie werden. Sie selbst fühlte es in hellen Augenblicken längst, und ich habe es ihr offen gesagt. Sie ist kein Juwel! und dieser schnelle Abschied wird Euch Beiden das Nützlichste sein.“

Jetzt kam Frau von Steinfels, und Franz sagte:

„Mama, ich muß nach B. zurück; ich denke, meine Geschäfte werden mich besser zerstreuen, die Landluft scheint mir nicht mehr heilsam.“

Frau von Steinfels umarmte mit Thränen den unglücklichen Franz und sagte: „Gewiß, mein Sohn, wirst Du Dich bald wieder erholen und Dich auf den Standpunkt erheben, zu welchem ich mit so großem Stolze zu Dir hinauf sah.“

Er sagte ihr, daß er die Knaben mit sich nach B. nehme, um sie dort bei einem würdigen Gelehrten in Pension zu geben. Sie billigte Alles, da sie den heißesten Wunsch ihres Herzens so plötzlich erfüllt sah, ihn

von Mistreß Black getrennt zu wissen. Sie ließ sich gern von Helenen zu Inez führen, an deren Bette die verständige Tochter die Mutter als Wächterinn zu sehen wünschte, während sie mit Phöbes Hülfe die Sachen der Knaben ordnen konnte.

Gegen Abend waren alle Koffer gepackt, und als Franz mit George vom Spazierritt zurückkehrte, begegnete ihm auf der Zugbrücke in Freiburg der Wagen des Gerichts-Directors aus N., in welcher dieser mit dem Advocaten Palow und einem Schreiber saß. Franz hielt an, um den Wagen vorbei zu lassen, und der Gerichts-Director rief ihm zu: „Sie wollen uns schon wieder verlassen, Herr von Steinfels? Nun, Sie machen die Reise in angenehmer Gesellschaft,“ fügte er hinzu, indem er auf George wieß, dem er einen freundlichen Gruß zuwinkte und Beiden „glückliche Reise!“ nachrief.

Als Steinfels jetzt über die Zugbrücke einritt, sah er den Reisewagen der Mutter stehen, an welchen Leute beschäftigt waren, ihn im Stand zu setzen. Das Pferd, welches er einst für Inez gekauft hatte, ward von dem Kutscher umhergeführt. Dieser Anblick weckte die bittersten Gefühle in ihm.

„Alles drängt mich fort von Ihr,“ dachte er, „und ich bin ein Fremdling in meinem eignen Hause geworden! O mit welcher Seligkeit sah ich einst diesen Wa-

gen in das Thor meines Eigenthums rollen, als Sie mir aus ihm entgegen lächelte! Und dies Thier, das einst so stolz unter seiner schönen Gebieterinn tanzte! wie steht es jetzt da! gebückten Hauptes, traurend wie ein Leichenpferd. Bringt das Pferd in den Stall," rief er dem Kutscher zu, "ich will es nicht mitnehmen!"

Er schwang sich vom Pferde und eilte in das Haus auf sein Zimmer; er wollte einen Augenblick allein sein und befahl George, mit William in den Garten zu gehen, aber als er bei sich eintrat, fand er auch hier Alles verändert. Die offnen gepackten Koffer standen da, und Helene erwartete den Bruder, um ihm Inez letzte Bestimmungen über die Knaben mitzutheilen.

"Du bist von ihr zum Vormunde über ihre Söhne ernannt," sagte sie, "und mit der unumschränktesten Vollmacht. George wird, wenn er vierzehn Jahr alt ist, nach England gehen müssen, da der letzte Wille des Vaters dies so bestimmt, und bis dahin will Inez in N. wohnen bleiben. Das Vermögen, welches die Knaben von der alten Großtante geerbt, ist hier sicher untergebracht, und die Interessen werden Dir überantwortet werden. Alles siehst Du hier aus diesen Papieren, welche Palow für Dich in Abschrift angefertigt, und übrigens — —"

"O ich bitte Dich, Helene," rief er schmerzlich aus, "martere mich nicht mit diesem trockenen Geschäftsvor-

trage. Schließe alle diese Sachen in mein Portefeuille; so lange ich in diesem Hause bin, kann ich nichts mehr denken, als daß mein Leben ein elendes Ding ist, ein fremdes Wesen, das ich um anderer Menschen willen mit mir herumschleppen muß. Aber es ist eine Last! Ich sage es Dir Helene, es ist mir eine schwere Last.“

„Deine Vorfahren“ sagte sie mit Stolz, „verstanden es besser mit einem Schmerz fertig zu werden; wir kennen viele Beispiele davon: sie stemmten ihm die Felsenbrust entgegen, und daran stumpften sich seine Pfeile ab.“

„Recht so!“ sagte Steinfels, „der Schmerz, der von Außen kommt, hat auch mich nie wankend gesehen, aber, liebes Kind, der, den ich überwinden soll, sitzt in des Herzens innersten Kern, und wie ein Wurm, dessen man nicht habhaft werden kann, wenn man nicht die ganze Frucht, welche er langsam zu zerstören droht, vernichtet, so wird er an mir nagen. Als die Natur mein Herz bereitete, beging sie einen Fehlgriff, sie schuf es zu weich und für den Schmerz empfänglich, und Dir gab sie das, welches sich besser für eine Männerbrust geeignet hätte.“

„ O Franz!“ sagte Helene mit Würde, „ich habe Dich einst in der schmerzlichsten Stunde meines Lebens in mein Herz blicken lassen!“

„Das hast Du,“ sagte er mit Härte, „aber was ich

darin erblickte, war ein Irrthum, wie sich späterhin auswies.“

„Ach die Liebe“ erwiederte sie schmerzhaft, „irrt und verirrt sich leicht, aber ein edles Gemüth, ein kräftiger Geist muß es über sich gewinnen, die Irrthümer seines Herzens zu erkennen. Es muß ernstlich streben nach dieser Erkenntniß, und statt sich in weichliche Klagen zu verlieren, statt zu grübeln, wie Alles hätte sein können, muß man die Dinge des Lebens begreifen, wie sie eben sind, und sich über sie erheben! O laß es mich nicht denken, daß mein Bruder schwächer sei, als ich.“ —

„Helene!“ sagte Franz gerührt „Du hast überwunden, Du sollst mich nicht mehr schwach sehen.“

„O“ sagte sie, „mein Bruder, denke auch nicht, daß ich glaube, dieser Zustand könnte lange bei Dir währen! Sei Du nun den Knaben ein liebevoller Freund, sorge, daß sie einst Männer werden, wie Du. Und nun nimm Du selbst die wichtigen Papiere in Empfang. Es ist doch immer eine große heilige Pflicht, für zwei heranwachsende Weltbürger Sorge zu tragen, daß sie einst dem Namen ihres Erziehers Ehre bringen.“

Oskar war unterdeß gekommen; er hatte eine Antwort vom Capitain Hugo empfangen, allein sobald er hörte, daß Franz entschlossen sei, morgen abzureisen, nahm er sich vor, Niemand ihren Inhalt mitzutheilen.

Während des Spazierrittes hatte Franz seinem jugendlichen Begleiter, soweit er es schicklich und möglich fand, die Verschiedenheit der Begriffe auseinandergesetzt, wie Master Black seine Verfügung verstanden habe, und der kluge Knabe, der von Ehrerbietung für seinen Mentor, und von hoher Lernbegierde erfüllt war, der seine Mutter und Schwester im Kreise so vortrefflicher Menschen auf das Beste geschützt wußte, sah wohl ein, daß sich kein größeres Glück für ihn und seinen Bruder hätte ereignen können, als so edlen Händen anvertraut zu werden. Steinfels erzählte ihm von jener Stadt, von den Lehrern, die er ihnen geben würde, von dem vortrefflichen Manne, in dessen Hause sie künftig leben sollten, und von all den Herrlichkeiten, die sie dort sehen und hören sollten. Als Helene am nächsten Morgen die Knaben noch einmal an das Bett der Mutter führte, daß sie noch einmal sie segne: da sprach George schon dem weinenden William mit Begeisterung von der Zukunft vor, die sie in B. erwarte.

Aber wer beschreibt den Schmerz der Mutter, als sie nun wirklich die Kinder von sich lassen sollte! Sie schloß sie immer und immer wieder an ihr Herz. Sie badete sie fast mit ihren Thränen, und endlich sagte Helene:

„Du giebst sie Franz! Oder reut es Dich, Inez?“

„Geht, geht!“ rief Inez, „geht zu ihm, liebt ihn, verehrt ihn nächst Gott am höchsten!“

„Ach," sagte sie dann, „Alles trennt sie von ihrer Mutter, selbst der Glaube! Und sie werden bald ihm ganz allein gehören!"

„O Inez!" sagte Helene, „Du glaubst an einen Gott, der ein liebender Vater aller Menschen ist, und Alles zu ihrem Besten fügt. In diesem Glauben hast Du angefangen, Deine Söhne zu erziehen, und mein Bruder wird damit fortfahren, er wird sie die Lehre des Erlösers verstehen lehren und für ihre Mutter zu beten."

„Geht!" rief Inez jetzt wie verklärt, „und sagt Eurem Beschützer, daß ich an Gottes Throne für ihn und Euch beten werde."

Helene wollte die Knaben hinaus führen, allein William riß sich von ihrer Hand los und eilte wieder zu der Mutter. „Komm, George," rief er, „wir wollen bei Mama bleiben!" Und noch einmal umschlang Inez die Knaben, und Helene wagte nicht, sie der Umarmung zu entreißen. William schluchzte laut, aber Georges Thränen rannen still, ihm selber unbewußt, über die erbleichte Wange.

Eine Stunde später fuhr ein verschlossener Reisewagen über die Zugbrücke den Weg nach B. zu. An den Fenstern des Gutshauses standen weinende Gestalten und wehten mit den Tüchern, aber Niemand schaute

aus dem Wagen; ein edler Freund tröstete in ihm zwei tiefbetrübte Knaben, obgleich sein eigenes Herz ohne Trost war. Oskar und Louise gingen hinaus auf die Plattform vor dem Hause, um noch einmal den Wagen zu sehen, ehe er um die Ecke des Weges verschwinden würde, und Helene umarmte die in Schmerz aufgelös'te Mutter. Da trat Phöbe mit einem verstörten Gesicht herein und rief Helenen. Diese schrack zusammen, als sie die Stimme des Mädchens hörte. Sie hatte ihr aufgetragen, nicht von ihrer Gebieterinn zu gehen, bis sie selbst, die nur noch einmal von dem Bruder Abschied nehmen wollte, zurückkehren würde; allein troß dieses Befehls kam Phöbe an den Wagen gestürzt, um noch einmal die Hände der Knaben mit Küssen zu überschütten. Helene sprach noch mit Franz, doch sobald sie Phöbe erblickte, machte sie ihr Vorwürfe, Mistreß Black verlassen zu haben, und sendete sie sogleich zurück. Als der Wagen abfuhr, wollte sie gleich selbst zu der armen Inez gehen; aber die Mutter zog sie mit sich fort, und sie hatte Inez so matt und ergeben verlassen, daß sie auch nicht fürchtete, ein neuer Ausbruch ihres leidenschaftlichen Gefühles werde Statt haben können. Sie lag im Bette und Phöbe, die, wenn Mistreß Black leidend war, am Besten ihr zu helfen verstand, war ja nun bei ihr. Als aber das treue Mädchen hier, wo sie nie ungerufen eingetreten war, und mit einem so ängst-

lichen Gesichte erschien, ward Helene von einer schmerzlichen Ahnung getroffen. Sie drängte Phöbe vor sich zur Thüre hinaus, rief Louisen zu, der Mutter beizustehen, und flog die Treppe hinauf zu Inez, die, wie das Mädchen ihr sagte, sehr krank geworden war.

Sie fand sie außer dem Bette, mit bloßen Füßen auf dem Sopha sitzend; ihr Gesicht glühte in Purpurröthe, und ihre Augen blickten stier und bewußtlos vor sich hin.

„Geschwind, Phöbe," rief Helene, „sende Jemand mit meines Bruders Pferd zur Stadt, Ottfried, den Doctor, zu holen."

„Inez, liebe Inez," redete sie dann die Kranke an, „sage mir, wie ist Dir?"

Allein sie erhielt keine Antwort, und bald stellten sich furchtbare Krämpfe bei der Armen ein.

„Wo sind die Tropfen?" rief Helene der eintretenden Phöbe zu, „geschwind, Phöbe, die Tropfen."

Das Mädchen suchte an der Stelle, wo sonst die Phiole stand, und fand sie nicht; sie suchte weiter, endlich hinter den heruntergelassenen Vorhängen, und mit einem furchtbaren Schrei reichte sie Helenen die leere Phiole, die gestern noch voll war, hin.

„Unselige!" schrie Helene, „was hast Du gethan? War es nicht Opium, Phöbe?"

Diese nickte mit dem Haupte, denn der Schrecken hatte ihr die Sprache geraubt.

„Was fangen wir an?“ rief Helene in Verzweiflung, „es vergeht fast eine Stunde, ehe Ottfried hier sein kann. Rufe den Rittmeister,“ sagte sie darauf gefaßt, „aber sprich kein Wort zu irgend Jemand von dem, was wir glauben.“

Oskar kam und er fand Helene bemüht, die Kranke, die furchtbar zu leiden schien, zu unterstützen.

Oskar!“ rief sie ihm zu, „es hat sich hier ein entsetzliches Unglück zugetragen; Inez hat wahrscheinlich ihren Krampf bekommen, während Phöbe die Knaben noch einmal sehen wollte; sie wird sich mit zitternder Hand selbst Opium, den sie dagegen zu nehmen gewohnt war, eingetröpfelt und zu viel genommen haben: kurz, ich fürchte, sie ist vergiftet! Was beginnen wir nur?“

„Ich eile, Ottfried zu holen,“ sagte er und wollte fort.

„O,“ rief sie, „wissen Sie sonst keinen Rath? Zu ihm ist gesendet; aber wenn er kommt, wird es zu spät sein.“

„Mistreß Black,“ redete Oskar die Leidende mit Strenge an, „sagen Sie ein einziges Wort, kann Ihnen geholfen werden?“

Sie wehrte ihm heftig mit der Hand, als er sich ihr näherte und schüttelte stumm das Haupt. Er eilte daher fort und warf sich auf das Pferd, um Ottfried die schreckliche Vermuthung mitzutheilen, damit er die

Mittel mitbringe, die hier vielleicht noch helfen konnten. Im Vorbeieilen sagte er der Mutter und Louisen, daß Inez ihren Krampf auf erhöhte Weise habe, und daß sie ja nicht hinaufgehen möchten. Helene hatte ihm diesen Auftrag gegeben, denn sie wollte Niemand weiter in das düstere Geheimniß blicken lassen, sie sah doch, es würde Alles zu spät und vergebens sein.

Phöbe warf sich jammernd über ihre Gebieterinn, die sie mit Helenens Hülfe wieder in das Bett getragen hatte, und es war, als ob die Stimme ihrer treuesten Freundinn die Seele der Sterbenden noch einmal in das Leben zurückrufe; sie sagte plötzlich:

„Phöbe, Du Treue, bleibe immer bei meiner Jenny, liebe sie, wie mich.“

„O Inez,“ sagte Helene, „wenn Du reden kannst, so sage mir, wie viel Du von Deinen Tropfen genommen hast?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie, „aber jedenfalls wohl genug.“

„Sage nur noch, daß Du es unwissend gethan,“ schrie ihr Helene in Verzweiflung zu; „ich mag es nicht denken, daß die Inez, die gestern noch so reuig, so gottergeben war, heute mit einem Verbrechen aus der Welt gehen sollte.“

Inez schwieg aber hartnäckig, und bald kehrten die

Krämpfe im furchtbarsten Grade zurück; sie hatte wieder das Bewußtsein verloren, als Ottfried endlich mit Oskar eintrat. Er entdeckte leicht, was geschehen war; aber die vier Verbündeten gelobten sich ewiges Stillschweigen darüber. Phöbe stand, ihren Rosenkranz betend, neben ihrer Gebieterinn, der sie ein kleines Cruzifix auf die Brust gelegt hatte. Jetzt fuhr die Kranke auf einmal in die Höhe, und Phöbe ergriff das Cruzifix und reichte es ihr, indem sie flehend sagte: „Betet, Mistreß, betet!"

Inez ergriff das Bild des Gekreuzigten, drückte es an ihre Lippen, stammelte: „Vergebung, o Gott!" und sank leblos zurück. Ottfried trat heran und sagte:

„Es ist vorüber, sie ist todt!"

Frau von Steinfels und Louise hörten mit tödtlichem Erschrecken die Nachricht von dem plötzlichen Todesfalle; aber sie mußten Helenen ihre ganze Sorge zuwenden, denn mit Erstaunen sahen sie diese in wahrer Verzweiflung, und Frau von Steinfels sendete sogleich einen Boten an den Major, daß er die Töchter nach Lalau abhole.

Helene besaß eine starke Seele; aber die Wunden, die ihr Herz seit mehreren Monaten eine nach der andern empfangen, und deren Schmerzen sie mit so großem Heldenmuthe überwunden hatte, waren kaum vernarbt, als die gräßliche Scene am Sterbebette sie alle wieder aufriß.

Ein edles Gemüth, ein starker Geist, kann viele Schmerzen ertragen, überwinden und bei sich niederlegen; aber er vergißt keinen. Eben weil sein Herz aus einem festern Stoffe geformt ist, so wurzeln die Eindrücke, die es einmal in sich aufnimmt, auch fester darin. Eine Inschrift auf Eisen hält sich länger, als eine auf Wachs. — Der gute Wille, die Religion, der Stolz selbst, sie vermögen wohl die Wunden zu verhüllen, daß kein fremdes Auge sie schaut; aber kommt eine neue hinzu, so zerreißt der künstliche Schleier und alle öffnen sich aufs Neue.

So fühlte sich Helene von diesem letzten Schmerze ganz darnieder geschmettert; tausend furchtbare Vorstellungen, selbst ein Gefühl von Schuld, welches sie bis dahin nie gekannt hatte, drangen auf dieselbe ein, und es war für Alle ein großer Trost, als sie den Major durch das Thor einfahren sahen. An seiner männlichen Brust weinte Helene ihren Kummer aus, in ihr schüttete sie ihre Klagen, ihren Zweifel und er hörte sie mit liebender Bewunderung an. Er billigte durchaus das Urtheil, welches die Trennung der Liebenden und, (wie Helene sich schmerzlich anklagte,) selbst den Tod der armen Inez veranlaßt hatte.

„Du konntest durchaus nicht anders entscheiden,“ sagte er, „und ich selbst würde nie zugegeben haben, daß diese Frau die Gattinn Deines Bruders geworden

wäre, ehe er ganz genau von ihren früheren Verhältnissen unterrichtet war, und wann und durch wen dies auch geschehen wäre, immer würde es bei der Denkungsart unsers edlen Franz dieselben Resultate herbeigeführt haben; denn eine Intriguantinn, wiewohl der bessern Art, war diese Frau jedenfalls, das sagte ich mir vom Anfange an, und ich wunderte mich oft, wie den Damen des Hauses hier so manche kleine Kunstgriffe entgingen, die sie zuweilen anwendete, um zu diesem oder jenem Ziele zu gelangen, welches auf dem geraden Wege am leichtesten zu erreichen gewesen wäre, und Frauen, in denen die Neigung zur Intrigue Wurzel geschlagen hat, sind nicht geschaffen, einen Steinfels zu beglücken.“

„So urtheilte auch ich,“ sagte Helene, „aber nun laß uns nicht mehr tadelnd über sie sprechen; es ist ein Jammer, daß eine so reichbegabte Natur nicht in einer bessern Sphäre geboren ward, und daß Erziehung und Verhältnisse sie verderben mußten.“

Phöbe war nur mit Mühe von ihrer Gebieterinn, der sie seit frühester Jugend mit der Treue eines Hundes angehangen hatte, zu entfernen. Sie war die Vertraute, der Zeuge aller Tugenden, aller Fehler, aller frohen und bösen Stunden derselben gewesen; aber sie hatte, sie erlaubte sich kein Urtheil darüber, sie litt und freute sich nur mit ihr und liebte sie immer. In ih-

ren Armen hatten die kleinen Kinder der armen Inez zum ersten Male das Tageslicht erblickt, und sie liebte diese Kinder, als hätte sie ihnen selbst das Dasein gegeben. Als Mistreß Black ihr gestern Morgen sagte, daß die Knaben mit Herrn von Steinfels nach einer großen Stadt gehen würden, um dort recht viel zu lernen und gut bei ihm zu werden, bei ihm, der selbst so gut, so edel sei, da widersetzte sie sich zuerst diesem Unglücke, wie sie es nannte, mit großer Heftigkeit, dann weinte und jammerte sie wie eine Hindinn, der man die Jungen rauben will; aber zuletzt sagte sie gefaßt:

„Nun, wenn klein Master George und William glücklich werden dadurch, so will Phöbe still sein und kleine Miß noch mehr lieben.“

Jenny war nun auch ihr einziger Trost, und man mußte ihr für den Augenblick das Kind gänzlich überlassen. Helene fuhr noch denselben Abend mit dem Major in Louisens und Jennys Begleitung, der natürlich Phöbe zugegeben ward, nach Lalau, und Oskar besorgte mit Ottfried, sobald als es ohne Aufsehen geschehen konnte, die stille Beisetzung der Leiche.

Neben der alten Verwandtinn ihres verstorbenen Gatten ruht die schöne Inez, und noch jetzt sorgen Ottfried und Jenny, daß jeder neue Frühling neue, schönere Blumen auf beiden Hügeln zum fröhlichen Dasein

weckt. Auf beiden Gräbern erhebt sich ein eisernes Kreuz, das ein goldenes, von einem Pfeil durchbohrtes Herz zeigt, und darunter die Worte:

„Es ruht!“ *)

Als nun auch die letzten Spuren von dem Aufenthalte der schönen Inez auf Freiburg verschwunden waren; als Alles zu Helenens Einrichtung in die neu dekorirten Zimmer geschafft war; als man vorzüglich denen, die Franz in der letzten Zeit bewohnt, eine ganz neue, besonders heitere Gestalt gegeben hatte, (Georges Studierzimmer war durch die Tapete, die man ihm gegeben, in eine Laube verwandelt): da wurden alle sorgfältig verschlossen und verhängt, denn Helene sollte zuerst als junge Frau sie wieder betreten.

Der Junius und Oskars Exerzierzeit waren vorüber, er erhielt einen dreimonatlichen Urlaub und eilte nun in seinem neuen Reisewagen, mit den schönsten Pferden bespannt, Kutscher und Diener in reiche Livreen gekleidet, in Frau von Steinfels Gesellschaft nach Lalau, um mit dem dort versammelten Kreise der

---

*) Die Manen Jean Pauls mögen mir verzeihen, daß ich diese Inschrift dem Hesperus nachschrieb, aber ich wußte keine schönere für diese Gräber zu finden.

Die Verf.

Freunde nach seinem Gute zu fahren, wo man diese ganzen drei Monate zusammen zubringen und beide Hochzeiten im Herbst begehen wollte.

Helene hatte sich körperlich wieder erholt; aber sie war stiller, ernster geworden. Der Muthwille der Jugend war in den Erfahrungen des letzten Jahres untergegangen, aber auch die Anfälle von übler Laune waren verschwunden; sie hatte das Leben von zu ernsten Seiten kennen gelernt, um noch selbst die Gelegenheit zu Verstimmungen herbeizuführen. Sie hatte es sogar über sich gewonnen, dem Bruder den Tod der Frau mitzutheilen, der er eine so schwärmerische Liebe geschenkt; allein sie hatte noch immer keine Antwort auf ihren Brief, und wir werden weiter unten die Ursache seines Schweigens mittheilen.

Ida hatte mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit und Sanftmuth die Schwestern empfangen und getröstet. Die kleine Jenny war bald ihr Herzblättchen geworden, und da der Baron nicht gern die ganze Zeit von seinem Lalau entfernt sein wollte, so hatten er und Ida beschlossen, erst im September den Freunden nach Altenhain zu folgen, und so lange sollte Jenny auch hier mit ihrer Phöbe bleiben.

Das Kind nannte die gute Ida „Mama,“ und die kinderlose Frau hatte eine große Freude, als Jenny ihr

zuerst diesen Namen gab. Von Inez sprach es zuweilen im Anfange, aber dann nannte es sie „die andere Mama von kleine Miß.“

Phőbe hatte sich nach und nach auch darin gefunden, nicht immer um ihren Liebling zu sein, und als der erste leidenschaftliche Ausbruch ihres Schmerzes vorüber war, suchte sie doch wieder die alten Beschäftigungen hervor, und gewőhnte sich an Ida, als ihre neue Gebieterinn. Sie duldete es, daß Jenny ihr den Namen „Mama“ gab. „Phőbe darf ja nicht Mama von kleine Miß sein,“ sagte sie seufzend.

Eines Morgens stand sie, das Kind auf dem Arme haltend, auf dem Hofe und sah dem Spiele der Küchlein zu, die hier unter den Augen ihrer Mütter und des stolz daher schreitenden Haushahns sich Futter suchend und wegnehmend schäkerten. Plőtzlich ließ der Letztere ein kurrendes Geräusch hőren, und im Nu waren die Küchlein nach allen Seiten fort, sich zu verstecken.

„Wo wollen kleine liebe Vőgel hin, Phőbe?“ fragte Jenny verwundert.

„Sieh,“ sagte Phőbe und zeigte in die Luft hinaus, wo ein Habicht vorüberflog, „sieh, Jenny, da fliegt großer bőser Vogel, der will kleine Vőgel fressen, und nun sieh, da große Mosjeh mit schőne bunte Feder ist Papa von kleine Vőgel, giebt Acht, wenn bőse Vogel

kommt, seine Kinder zu stehlen, ruft ihnen zu, und sie laufen schnell, sich zu verstecken, damit böse Feind sie nicht finde.“

„O Phöbe,“ sagte die Kleine, „wenn nun große böse Mensch kommt und will kleine Miß fressen, kleine Miß hat keinen Papa.“

Der Baron war eben mit der Gemahlinn aus dem Garten gekommen, sie hatten das kleine Gespräch mit angehört, und Ida nahm jetzt den kleinen Schatz von Phöbe's Arme und legte ihn in den ihres Gemahls, indem sie sagte:

„Hier, Du liebes Herz, ist Dein Papa, der will über Dich wachen, daß Dir Niemand Böses zufügt.“

Das Kind klatschte fröhlich in die Hände, und dann die vollen rothen Wangen des gutmüthigen Barons, schlang die Ärmchen um seinen Hals und küßte ihn; dann aber bog sie sich zu Phöbe hinunter und sagte halb schelmisch, halb traurig:

„Was sagt kleine Master George, wenn Jenny „Papa“ sagt?“

Phöbe antwortete: „Master George sagt: Gott will, daß kleine Miß einen Papa haben soll.“

So waren denn nun von heute an Jenny und ihre Phöbe für immer in Lalau eingeführt. Helene machte ihre näheren Ansprüche an das Kind nicht geltend, so=

bald sie sah, daß dieses sich selbst Ida zur zweiten Mutter erwählte, und das kleine Geschöpf hat es nie empfunden, daß es keine rechten Eltern besaß, denn Ida sowohl als ihr Gemahl haben ihm alle Liebe und Sorgfalt erwiesen, bis sie Jenny einst einem würdigen Gatten zuführten, an dessen Seite sie noch heute als das glücklichste und liebenswürdigste Weib lebt. Sie ist umgeben von blühenden Kindern, die alle in Phöbe's Armen zum ersten Male dem Leben entgegengelacht haben, und das treue Mädchen hat wieder einen Master George und William und vor allem eine kleine Inez, die das Ebenbild der Großmutter zu werden verspricht.

Doch jetzt wird es Zeit, daß wir uns nach Franz umsehen, den wir im dichtverschlossenen Reisewagen von Freiburg abfahren sahen.

Die Gegenwart der Knaben war für ihn von großem Nutzen, denn er sah sich genöthigt, sich selbst zu vergessen, um sie über den Abschied von der Mutter zu trösten, und bei diesem Geschäfte sprach er so heilige schöne Worte, daß er sich dabei über sich selbst erhob.

Als die Sonne höher stieg, und die Gegend ihnen fremder ward, ließ er den Wagen zurückschlagen. Er begann nun, die Knaben auf die Gegenstände um sie her aufmerksam zu machen, und bald gelang es ihm, sie von dem Kummer, der ihr jugendliches Herz er-

füllte, immer mehr abzulenken. Er sorgte liebevoll für sie, daß sie sich durch Speise und Trank stärkten, und studirte sich in seine Kindheit zurück, um recht zu wissen, womit er sie am meisten erfreuen und aufheitern konnte.

Frau von Steinfels hatte ihm den alten treuen Johann mitgegeben und dafür seinen jungen Diener zurückbehalten, und er wachte mit ängstlicher Sorgfalt über seinen gnädigen Herrn, den er von Kindheit auf kannte und liebte.

So verging der Tag und der sinkende Abend brachte sie in eine größere Stadt, wo sie im besten Gasthofe abstiegen. Franz trat mit den Knaben in das Haus, als eben ein Fremder die Treppe herunter kam, in welchem unser Freund zu seiner unangenehmsten Überraschung den Capitain Hugo erkannte. Er wäre ihm noch vor wenigen Tagen gern begegnet, er glaubte damals noch, ihn mit den Waffen in der Hand zu der Erklärung zwingen zu können, daß er ein leichtfertiger Schwätzer sei, der gewissenlos mit dem zarten Rufe einer schönen Frau verfahren hatte. Aber heute wußte er ja, daß sie selbst sich nicht besser achtete. Er hoffte daher, daß der Capitain ihn nicht erkannt haben sollte, und wollte auf das Gastzimmer zuschreiten; allein schon rief ihm die muntere Stimme zu:

„Sieh da, Steinfels! Was zum Henker, führt Ihr

uns junge Cadetten aus dem Lande? Aber was ist das?“ unterbrach er sich selbst, „dies ist gewiß ein kleiner Master Black!“ Er ergriff bei diesen Worten William am Kinn und sagte: „Nein, bei Gott, solche Ähnlichkeit sah ich nie!“

Steinfels sagte ihm kurz, daß es beide Söhne von Mistreß Black seien, die er mit nach B. nehme, um sie dort in Pension zu geben, forderte dann von dem Wirthe Zimmer, und wollte höflich grüßend den Capitain verlassen. Doch dieser sagte:

„Es ist mir lieb, Steinfels, daß ich Euch hier und auf der Rückreise nach B. sehe; ich gehe jetzt aus, und Ihr werdet es Euch bequem machen wollen; aber heute Abend, wenn die kleinen Telemache schlafen, da bitte ich Euch, auf mein Zimmer zu kommen, und wir wollen dann ein Glas Wein mit einander leeren und gute Austern damit hinunterspülen. Um neun Uhr bin ich wieder hier, und logire auf Nro. 12. A revoir, Steinfels! Ihr kommt, nicht wahr?“

„Vielleicht!“ erwiederte dieser und ging mit den Knaben die Stufen hinan, dem mit Lichtern voraneilenden Marqueur nach.

Die Knaben hatten zur Nacht gespeis't, und Johann geleitete sie in das Schlafzimmer, in welchem er so lange bei ihnen bleiben sollte, bis Steinfels es später

mit ihnen theilen würde, und unser unglücklicher Freund war endlich mit seinem Schmerze allein.

Sein erstes Geschäft war, die schwarze Haarkette hervorzuziehen, die Helene ihm heute Morgen geschenkt hatte, und sie an seine Uhr zu befestigen; er sagte dann: „So lange Du die Stunden meines Lebens zeigst, sollt Ihr beide auf meinem Herzen ruhn.“ Er betrachtete das schöne glänzende Haar, zog das seiden weiche durch seine Hand und seufzte tief und schmerzlich:

„O Du Schönste der Schönen! Warum warst Du doch nicht aufgewachsen im Schooße einer edlen Familie, die gesucht hätte, Dein Herz in seiner Schönheit zu erhalten und es durch Erziehung noch reicher auszustatten.“

Bald zürnte er Helenen, daß sie ihn von Inez fortgetrieben; er machte sich dann Vorwürfe, daß er nicht fest darauf bestanden hatte, daß sie ihm selbst die Geschichte ihres Lebens mittheile, aber dann wieder sagte er: „Nein! Nein! ich will all diesen Jammer nicht erfahren, ich will denken, der Tod hätte uns plötzlich geschieden, und Inez wäre noch werth, einen Thron zu besteigen; sie wäre ein Diamant, aber ich nur sollte ihn nicht besitzen; sie wollte nur die Gelübde nicht brechen, die sie dem ersten Gatten geleistet, und wäre nun aus Treue gegen ihn und Liebe zu mir gestorben. Und so wird es auch sein,“ setzte er dann hinzu, „sie durfte auch nichts anders; wenn sie Gelübde sprach, so mußte sie

diese halten, mochten ihr Herz und das meine darüber brechen.“

Er ging während dieses Selbstgespräches mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder, und die neunte Stunde war längst vorüber. Er hoffte, wenn er ja zwischendurch einmal an den Capitain dachte, dieser solle sich irgendwo halten lassen und heute Abend zu spät kommen; eben befahl er Johann, die Pferde morgen ganz früh zu bestellen, als an die Thüre seines Zimmers gepocht ward, und auf seinen Ruf der Capitain hereintrat.

„Ihr scheint nicht viel um Gesellschaft zu geben,“ rief er unserm Freunde entgegen, „allein wenn ich Euch sage, daß ich einen Cirkel liebenswürdiger Damen verließ, um sie Euch zu leisten, so werdet Ihr dankbar sein und mir jetzt hübsch auf mein Zimmer folgen.“ Steinfels sprach von Ermüdung, von Kopfschmerz, allein der Capitain hörte nicht viel darauf, er ergriff seinen Arm und zog ihn mit sich fort.

Im Zimmer des Capitains war eine hübsche Collation aufgetragen, und eine ganze Batterie von Weinflaschen stand in einem Korbe daneben. Der Capitain zog seinen Gast zu sich in das Sopha nieder, und indem er eine Flasche des schönsten Weines entkorkte und

ihre Gläser damit anfüllte, sagte er „honneur aux dames!“

Franz trank mit ihm auf diesen seltsamen Toast, aber dann sagte er:

„Mich dünkt, Capitain, für einen Hagestolz, wie Sie Sich einst selbst nannten, und einen so leichtferti=gen Beurtheiler der Damen, als ich Sie damals ken=nen lernte, ist das ein etwas sonderbarer Toast.“

„Und doch“ sagte der Capitain, „ist es allemal der, mit dem ich ein Trinkfest beginne. Sie nennen mich einen leichtfertigen Beurtheiler des schönen Geschlechts, aber mit Unrecht; Niemand kann sich so viel Mühe gegeben haben, diesen interessanten Theil der menschlichen Gesellschaft genau kennen zu lernen, als eben ich, und ich muß mir das Zeugniß geben, daß ich es darin zu einiger Fertigkeit gebracht habe. Ihr sollt das gleich selbst sehen, wenn ich Euch sage, daß ich trotz dem, daß ich nur drei oder vier Stunden in Lalau war, und trotz dem, daß ich in dieser Zeit fast nur allein sprach, ich doch in den Damen Eures Hauses seltene Edelsteine erkannt habe.“

„Wie? habe ich nicht recht? gebt Ihr es zu, daß ich Damen=Kenntniß besitze?“

„Sie fangen Ihre Vertheidigung sehr schlau an,“ sagte Steinfels lächelnd, „Sie suchen den Richter durch an=genehme Persönlichkeiten zu bestechen, aber jedenfalls ist

es mir lieb, daß Sie den Meinen geben, was Recht ist.“

„Jedem das Seine ist überhaupt mein Wahlspruch,“ erwiederte der Capitain, und schenkte die Gläser abermals voll.

„Darum ist auch Napoleon Ihr Held,“ sagte Steinfels neckend.

„A bah!“ lachte der Capitain, „dies Thema nutzt sich nie ab; einmal vertheidige ich ihn, einmal erhebe ich ihn, ein andersmal verdamme ich ihn. Ein Held, ein Regent, ein Mensch wie dieser, läßt sich von vielen Seiten anfassen, und immer wird man seine Zuhörer frappiren, wenn man mit Mutterwitz über ihn spricht. Doch wir wollen diesen Austern ihr Recht anthun, sie sind gut, und der Rheinwein, den ich Euch dabei vorsetze, sucht seines Gleichen, ich habe mir ihn eigens nachkommen lassen, um dieses Seethier damit hinunter zu spülen.“

„Euer Wohlsein, Capitain!“ sagte Steinfels, und stürzte sein Glas hinunter, aber nun verzeiht mir, wenn ich aufbreche, ich will morgen sehr früh ausfahren.“

„Beleidigt mich nicht, mon camerad!“ rief der Capitain, „Ihr müßt durchaus noch bleiben, Ihr müßt noch manche Gesundheit mit mir trinken, Ihr findet sobald keine solche Austern wieder, da Ihr in B. im Sande sitzt, und einen aufrichtigern Cameraden wie ich bin, vollends nicht.“

Es half Steinfels nichts, er mußte bleiben, und wenn er auch nicht gleichen Schritt mit seinem fröhlichen Wirth hielt, so half er ihm doch ein Paar Flaschen Wein leeren, und der Capitain hatte überdies eine so angenehme Manier zu schwatzen, die bei aller Leichtfertigkeit doch so viel Nobles blicken ließ, daß Steinfels am Ende mit einigem Vergnügen ihm zuhörte.

Er besaß wirklich ein scharfes Urtheil, und sprach sich über Politik, Regierungen, Provinzial-Landtage, über Congresse und Militair-Verhältnisse mit so viel Einsicht, Witz und Verstand aus, daß es ihm wirklich gelang, seinen Gast, der an allen diesen Gegenständen lebhaften Antheil nahm, einigermaßen zu zerstreuen. Jetzt aber brach dieser allen Ernstes auf, und der Capitain, als hätte er auf diesen Fall den stärksten Magnet aufbewahrt, der ihn noch einige Zeit zurückhalten mußte, sagte jetzt plötzlich:

„Nun gut, dann will ich Euch nicht länger aufhalten; nur sagt mir noch, wie geht es denn Mistreß Black?“

Als hätte ihn eine Klapperschlange plötzlich angeblickt, so erschrack Steinfels im innersten Herzen, doch blieb er äußerlich ruhig, wie ein Fels und sagte nur: „Sie ist krank.“

„Ei was!“ rief der Capitain, „und Ihr reis't nach B. und nehmt ihr die Kinder ab? Freilich,“ setzte er

hinzu, „kranke Schönheiten sind meine Passion auch nicht, darum trinkt noch ein Glas mit mir auf die rothen Wangen Eurer schönen Schwestern.“

„Nein, Capitain,“ sagte Franz, „ich trinke nicht mehr; doch danke ich Ihnen für Ihre Theilnahme an dem Wohle meiner Schwestern. Sie wissen doch, daß Beide sich an dem Tage nach Ihrem Besuche in Lalau verlobten?“ fügte er ablenkend hinzu.

„Der Rittmeister hatte die Artigkeit, es mir mitzutheilen,“ erwiederte der Capitain. „Das ist so einer der Erwählten der Fortuna, der überall die besten Treffer zieht. Sie macht ihn zum einzigen Sohne eines reichen Edelmannes, läßt den Vater sterben, sobald der Sohn majorenn ist, dann giebt sie diesem im kurzen Feldzuge Gelegenheit, sich auszuzeichnen, führt auch noch den Feldherrn darüber zu, daß er es sieht und ihm Orden und die Schwadron verschafft. Dann fliegen ihm alle Mädchen- und wer weiß wie viele Frauenherzen zu und nach, er aber läßt sie alle links und rechts liegen, bis er endlich das Blümchen Wunderhold findet, und nun, wie sagt der Dichter?

„„So wie ein theures Liebespfand,
So pflegt er es mit treuer Hand,
Er hält das Blümchen schön und hold,
Viel köstlicher, als Kron' und Gold!““

„Ja,“ sagte Steinfels bewegt, „Oskar und Louise

sind ein glückliches Paar, und sie verdienen auch, es zu sein."

"Nun, so laßt uns auf die Fortdauer ihres Glückes noch ein Glas leeren," fuhr der Capitain fort, und Steinfels mußte noch einmal nachgeben. "Dann," sagte der erstere wieder, "ist der Pladow aber auch ein treuer Freund, der selbst in der Zeit des ersten Liebesglückes auch an andere Leute denken kann. Sagt mir, wer ist es nur in Eurer Gegend, der sich an einem der Angelhaken aufzuhängen Lust hatte, die junge Wittwen gern auswerfen, besonders wenn sie sich putzen mögen und arm sind."

"Wie versteht Ihr das?" fragte Steinfels mit Lebhaftigkeit, indem er den Capitain mit einem durchbohrenden Blicke ansah.

"Nun," fuhr dieser mit der gleichgültigsten Miene fort, indem er abermals beide Gläser vollschenkte, "ich denke, Ihr raucht, ich will Euch Cigarren bringen lassen, verzeiht, daß ich es vergaß."

Er wollte aufstehen, seinem Diener zu schellen, allein Steinfels hielt ihn zurück und sagte:

"Bemühen Sie sich nicht, ich rauche nicht so spät; aber haben Sie die Güte, mir meine Frage zu beantworten."

"Trinkt, Steinfels," sagte der Capitain mitleidig, "Ihr scheint zu frieren; aber was den Angelhaken be-

trifft, so schreibt mir Pladow vor einiger Zeit — — doch ich will Euch seinen Brief zeigen, wenn er ihn Euch nicht mitgetheilt hat.“

Er stand auf, nahm sein Taschenbuch aus dem Schreibpulte und suchte mit der größten Kaltblütigkeit den fraglichen Brief, während Steinfels mit Wuth und Schmerz in seinem Innern kämpfte und sich die größte Mühe gab, äußerlich kalt zu scheinen. Endlich murmelte der Capitain: „Zum Henker, wo habe ich nur den Brief?“ Er blätterte noch einmal das ganze Portefeuille durch, — jetzt hatte er ihn gefunden und reichte ihn an Steinfels. Dieser überlas ihn und gab ihn dann mit den Worten zurück: „Haben Sie ihm geantwortet?“

„Versteht sich,“ sagte der Capitain, „ich ließ mir Zeit; allein gestern wird er meine Antwort erhalten haben. Als ich hierher kommandirt ward, Rekruten für mein Regiment auszusuchen, so gab ich sie hier zur Post.“

„Sie würden mich sehr verbinden,“ sagte Steinfels, „wenn Sie auch mir auf Ihr Wort sagen wollten, wie Sie mit Recht über Mistreß Black urtheilen dürfen, denn da sie eine Hausgenossinn der Meinigen ist, so habe ich ein Recht, mich bei einem Manne, der einst nicht mit der zartesten Achtung von ihr redete, zu erkundigen, wie er dazu kommen mag.“

„Herzlich gern,“ erwiederte der Capitain,“ sage ich Euch,

was ich dem Rittmeister geschrieben; ich bin nur verwundert, daß Ihr es nicht schon wisset, denn, entre nous soit dit, ich glaubte halb und halb, Ihr wäret der gute Freund quaestionis und durch meinen Brief zum Abmarsche veranlaßt. Doch ich sehe, ich habe mich geirrt,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu. Er sah Steinfels dabei fragend an; allein in diesem Augenblicke war unser Freund wirklich ein Fels geworden, seine Züge verriethen keine Sylbe von dem, was in ihm vorging.

„Seht, mon camerad!“ hub der Capitain nun an, „ich war in einer seltsamen Verlegenheit bei der Antwort auf diesen Brief. Auf der einen Seite konnte ich einer schönen Frau, deren schwarze Augen auch mir einst Liebe gelächelt haben, (ja, ja, seht mich nur nicht so verwundert an!) hindernd in den Weg treten, da Glück, Liebe und Ehre in Begriff waren, die Heimathlose in ihren Schooß aufzunehmen. (Ihr seht,“ unterbrach er sich, „so wie ich von dieser Frau rede, werde ich ganz blumenreich.) Und die Theilnahme, die ich ihr immer geschenkt, wollte mich bereden, es sei ein gutes Werk, wenn ich mich hinter allerhand schöne Redensarten versteckte, und das, was Ihr Mangel an zarter Achtung nennt, allein meinem Redestyl zuzuschreiben versuchte; denn ich dachte, vielleicht wird Inez, wenn sie dort in Freiburg wie in einem Himmelreiche lebt, selbst ein Engel mit.“

„Aber, beim Zeus, es ist ein ernsthaft Ding, wenn man auf sein Ehrenwort gefragt wird! Darum sage ich Euch, was ich auch an Pladow geschrieben habe, für den Erben eines geachteten Namens, überhaupt für einen Gentleman, ist diese Frau keine Frau. Au fond ist sie eine Intriguantinn der feinsten Art. Sie will genießen, was das Leben bietet; Putz und Opulenz aller Art sind Dinge, die in ihren Augen den höchsten Werth haben, und da ihre Verhältnisse sie immer so stellten, daß sich ihr auf geradem Wege nicht die Mittel darboten, diesen Hang zu befriedigen, so knüpfte sie gern Verbindungen an, von denen sie Vortheil ziehen konnte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich mindestens das Verhältniß zu dem General H., der sie mit Geschenken überhäufte und eigentlich die ganze Familie erhielt. Ein einziges Mal nur hat ihr das Herz einen Possen gespielt, das war, als der arme Black, schön, wie selten ein Mann, dem General eine Depesche nach England überbrachte, und Beide ihren Roman so geschickt mit einander spielten, daß Se. Herrlichkeit am Ende gute Miene zum bösen Spiele machte, vielleicht machen mußte, und Black in seinen Stab versetzte, um die heitere Inez, an deren Unterhaltung der alte verdrießliche Herr großes Gefallen fand, in seiner Nähe zu behalten. Sie war nun ganz an ihrem Platze, und der gute Black nur da, um die kleine Lücke auszufüllen, die Selbstliebe und

Eitelkeit noch in ihrem Herzen übrig gelassen hatten. Der General verlieh ihrem Leben den Glanz, den sie über Alles liebte; sie sang, tanzte dafür und trieb allerlei Possen, die ihn stets guter Laune machten. Wie der arme Black dabei litt, habe ich Euch früher erzählt, er hatte sich ein ganz anderes Glück an der Seite der schönen Frau geträumt. Die Leidenschaft, mit der sie seine Liebe erwiedert, und ihm alle ihre glänzenden Aussichten (denn man sagte, der alte General sei geneigt gewesen, sie selbst zu heirathen), und außerdem Manches, was er ihr noch höher anrechnete, zum Opfer gebracht hatte, schien ihm der beste Beweis für ihr Herz; allein wie sehr täuschte er sich! — Doch ich will Euch erzählen, wie ich selbst sie genauer kennen lernte. In London ward ich durch einen Freund, den ich einst Gelegenheit hatte, aus den Händen der Franzosen zu befreien, in die fashionablen Gesellschaften der großen Welt eingeführt. Hier sah ich Mistreß Black als bewunderte Schönheit glänzen. Heiter und unbesorgt, strahlend von Glück, tanzte, sang sie und überließ sich ganz der Fröhlichkeit, während in einem düstern Versteck der arme William voll Wuth und Schmerz sich verzehrte. Ihr traut mir, wie ich merke, nicht viel Gutmüthigkeit zu; allein mit Unrecht, glaubt es nur; denn statt mich als einen alten Bekannten der schönen Inez vorzustellen, suchte ich den armen Teufel, den Black auf. Wie einst in Estrema=

dura, gelang es mir, sein Zutrauen zu erwerben. Er führte mich in das kleine Häuschen ein, das er im letzten Aufflammen männlicher Kraft und eines edlen Stolzes, den er neben mancher andern guten Eigenschaft besaß, mit seiner Familie bezogen hatte, und wo die Schönheit des Tages die wenigen Stunden zubrachte, die ihr das Leben in der großen Welt übrig ließ. Hier wachte er wie eine Amme über sein schönes Knäblein, welches sie ihm in Salamanka geboren hatte, ein Mulattenmädchen unterstützte ihn bei diesem Geschäft, und ich glaube, das Kind stand sich ganz gut dabei. Dennoch hing es mit wahrhafter Zärtlichkeit nur an der schönen Mutter, die ihm wie ein glänzendes Gestirn, freilich nur in kurzen Augenblicken, erschien, aber dann auch immer heiter, zärtlich, nur Freude und Geschenke mit sich bringend. Der arme Black war krank, schwermüthig, unendlich heftig, wenn auch nie gegen das Kind; allein es war wohl oft Zeuge, daß er die Mutter zornig anfuhr, und daher empfand es mehr Furcht als Liebe für den Vater. Black war überdies ein religiöser Schwärmer geworden und betrachtete seine Krankheit, seinen frühen Tod, den er, unähnlich andern Schwindsüchtigen, mit großer Bestimmtheit voraussah, als eine Strafe für den Leichtsinn, mit dem er sich den Besitz einer Frau verschafft hatte, die durch ihn nicht glücklich war und ihn nicht glücklich machte. Er wollte sie

bekehren, aber mit Gewalt, und das war vollends unklug; kurz, es war ein eheliches Misere.

Als ich mit ihm in das kleine Häuschen betrat, sah ich mich von Mistreß Black freudig bewillkommnet. Es war ihr in Estremadura nicht entgangen, daß ich einigen Einfluß auf den armen William besaß und ihn zu ihren Gunsten verwendete. Sie war nicht bösartig, sie hatte sogar mitunter gute Vorsätze, aber sie durften nur ihrer Neigung zum Vergnügen nicht in den Weg treten. So dachte sie nun, ich sollte, als ein Weltmensch, vermittelnd zwischen ihr und dem armen William stehen, und schenkte mir bald ihr offenstes Vertrauen. Auf der andern Seite schüttete auch Er seine schmerzlichen Klagen vor mir aus, und ich sah mich bald in der Lage, entweder den Mantel auf beiden Schultern zu tragen; oder das nicht dankbare Geschäft des Mentors zu übernehmen, was bei einem unglücklichen Ehepaare die schwierigste Rolle ist; oder es mit einer Partei ausschließlich zu halten. Zu helfen war hier nicht, das sah ich bald, denn Beide wollten immer alle Opfer bringen, nur gerade die nicht, die eine Vereinigung herbeigeführt hätten. So begann ich denn, der schönen Inez den Hof zu machen, und genoß wirklich angenehme Stunden in ihrer Gesellschaft, sowohl in den Cirkeln der großen Welt, als auch, wenn ich mit ihr bei dem armen William zusammen traf. Ich war durch die schwar-

zen Augen in eine Art Champagnerrausch versetzt, als er aber endlich verflogen war, habe ich das Resultat gezogen, daß eine solche Frau unendlich verächtlich ist. Während sie den Gemahl auf das Schmählichste bei mir verklagte und ich von innerm Mitleid mit ihrem Leiden auf das Schmerzlichste bewegt war, entging mir damals ganz, daß sie doch alle Freuden des Lebens genoß, während der arme Black in seinem dunkeln Stübchen mit dem Knaben spielte und sich in Schmerz verzehrte, und während ich in meiner Verblendung oft mit Beklommenheit an ein Wiedersehen mit Ihr, der schönen Gemißhandelten, und ihrem Tyrannen dachte, fand ich sie, wenn ich kam, zu meinem Erstaunen schäkernd und liebevoll um ihn herum. Ich sprach ihr einst meine Verwunderung darüber aus."

""Ach,"" sagte sie, ""es macht ihm ja eine frohe Stunde; einst war er so gut, so schön, einst habe ich ihn geliebt, und er ist der Vater meines schönen George.""

"Ich weiß nicht, Steinfels, ob Ihr je die Gewalt habt kennen gelernt, die zwei schöne schwarze Augen auf uns erlangen können, wenn sie uns zu sagen scheinen: "Ich liebe Dich;" aber ich sage Euch, ich mit dieser bleichen Larve war dieser Gefahr ausgesetzt, und wer weiß, ob ich nicht am Ende vollends zum Verräther an dem armen William geworden wäre, wenn nicht ein plötzlicher Marschbefehl mich wieder nach Portugal expedirt hätte. Ich kam zu einer andern Heeresabtheilung,

und Black ging mit dem General nach Sicilien. Später traf ich aber in Palermo wieder mit ihnen zusammen, und bald war das alte Verhältniß wieder angeknüpft. Der ehrliche Black! Er vertraute mir so redlich, und ich gebe Euch mein Wort, daß ich auch eigentlich nur in seinem Interesse handelte, wenn ich mich wieder näher an Inez drängte. Ich erhielt auch bald den alten Einfluß auf sie. Sie verließ ihre Wohnung in der Stadt und bezog eine kleine Villa am Meere, damit Black sich besser erholen sollte. Sie beschränkte sich meist auf ihre Familie und ganz kleine Cirkel, und er, der mit Recht meinem Einflusse diese Veränderung verdanken zu müssen glaubte, bewies mir die schwärmerischste Zuneigung. Einiges Verdienst habe ich mir freilich um die Frau erworben; ich lenkte mit Güte, mit Spott, mit Allem, was mir zu Gebote stand, ihre Blicke auf das Wesen der Bessern unter den deutschen Frauen hin, und, wie gesagt, sie war von Natur ein gutartiges Geschöpf, sie hatte auch Lust, gut zu sein. So gab sie sich denn wirklich einige Mühe, an Häuslichkeit sich zu gewöhnen; aber freilich wollte sie ein wenig dafür gelobt werden, und dazu war denn ich eher geneigt, als der arme Black, der nicht viel Menschenkenntniß besaß und mit der, welche er besessen haben mochte, längst zu Ende gekommen war. Er verdarb denn oft manches wieder durch seine Heftigkeit, und sie,

die jetzt die größten Ansprüche an eine vergötternde Liebe von seiner Seite machte, (da sie so große Opfer zu bringen glaubte,) war eines Tages, als ich bei ihr eintrat, in Verzweiflung. Sie hatte die romanenhaftesten Ideen, sie sagte mir, daß sie mit mir entfliehen, mit mir in dem elendesten Winkel der Erde leben wollte, und beschwor mich, sie nur von ihrem Tyrannen zu befreien. — Camerad, hier übten die schwarzen Augen wieder ihren Zauber, ich nahm sie in meine Arme und drückte meine Lippen auf den schönen Mund, als ein Schrei der Verzweiflung, ein furchtbarer Fluch mein Ohr traf, und der arme William, der leise eingetreten sein mußte, wie ein Wahnsinniger neben uns stand. Inez riß sich los und sank in Krämpfen auf das nahe Sopha nieder. Ich rief ihr Mädchen und zog den fast zur Leiche erstarrten William mit mir fort. Ich erzählte ihm den ganzen Vorgang mit der bewunderungswürdigsten Wahrheit und sagte dann: „„Seht Black, so weit kommt Ihr mit Eurer Heftigkeit bei einer solchen Frau! Was mich betrifft, so bin ich kein Schurke und kein Romanenheld, um mit der Frau eines Cameraden durchzugehen, mich riß nur der Augenblick hin, und ich schwöre Euch, daß ich bis zu dieser Stunde nicht wußte, wie süß ein Kuß von den Lippen Eurer Frau schmeckt.““

„„Hölle und Teufel!““ schrie der Kranke. „„Verflucht seid Ihr Beide! Verräther an Liebe und Freund-

schaft!"" und ein Strom von Blut quoll ihm aus dem Munde."

"Ich wollte ihn auf sein Ruhebette bringen; allein er war rasend, und ich ging, da ich einsah, daß meine Gegenwart ihn tödten konnte, und sendete nach dem Arzte. Von diesem erfuhr ich, daß Black den Wunsch habe, nach England und in jenes kleine Haus zu kommen, da ihm die Luft hier nicht zuträglich sei. ""Es ist ein trauriger Irrthum,"" meinte der Doctor, ""allein Schwindsüchtige haben oft seltsame Grillen.""

"In dieser Zeit kehrte auch General H. nach London zurück, ebenfalls wegen seiner Gesundheit. Inez schrieb mir ein Billet, worin sie mich beschwor, sie nicht wieder zu sehen; sie schien Gewissensbisse zu fühlen, und ich bin es ihr schuldig, zu behaupten, daß ich glaube, daß dieser unglückliche Kuß, den ich empfangen, die einzige wirkliche Untreue ist, die sie sich jemals gegen den Gatten hat zu Schulden kommen lassen. Mir kam die Bitte übrigens sehr gelegen, denn der arme Teufel, der Black, dauerte mich aufrichtig. Ich schrieb ihm, wie leid mir die Sache sei; allein er war närrisch vor Wuth und Eifersucht und antwortete mir: daß, sobald er sich einigermaßen erholt habe, er mich mit dem Pistol in der Hand sich gegenüber zu sehen wünschte, sonst niemals. Wieder schrieb ich ihm, daß ich auf jede Art und Weise zu seinen Diensten stände, auch auf die,

welche er proponirt habe, wenn er einmal nicht vernünftig sein wollte. Aber das Schicksal war es statt seiner, es warf uns plötzlich weit auseinander, und am Ende meinte es wohl, dem armen Black sei das Kämmerchen von sechs Brettern und zwei Brettchen das Beste, wo er sich verbergen könnte, und bettete ihn in die kühle Erde."

"Habt Ihr das Alles auch an Pladow geschrieben?" fragte Franz mit eisiger Kälte.

"Gerade so, mon camerad!" erwiederte der Capitain; "aber nun sagt mir, wie habt Ihr die schöne Inez gefunden?"

"Erlaßt mir mein Urtheil über sie," sagte Franz aufstehend, "es ist spät und ich habe meine Pflegesöhne lange genug allein gelassen. Aber sagt mir noch, hat sich Black nach dieser Scene wieder mit seiner Frau ausgesöhnt?"

"Versteht sich," erwiederte der Capitain, "es gelang ihr, wenn sie wollte, Alles bei ihm, und ich bin gewiß, daß am Ende auf mich allein sein ganzer Haß gefallen ist. Etwa sechs Monate vor seinem Tode befand ich mich in London. Es ging ihnen sehr übel; der General war gestorben, ohne ihnen etwas vermacht zu haben. Ich sprach sie zufällig bei der Frau eines Cameraden, und sie erlaubte mir, ihr einige Dienste zu leisten. Leiden, Einsamkeit und Noth hatten sie schon damals sehr zu

ihrem Vortheil verändert, und ich bediente mich meines frühern Einflusses, um sie auf dem guten Wege zu erhalten, als der unglückliche Black von diesen unschuldigen Zusammenkünften mußte Nachricht erhalten haben, denn Inez sagte mir plötzlich ein kurzes schriftliches Lebewohl, mit der Bemerkung, daß sie ihren Mann nicht wieder allein lassen könne. — —

Trinkt noch ein Glas, Steinfels! Ich fürchte doch, ich habe bei Euch die Rolle des Arztes übernommen, der auf eine Wunde Höllenstein streut; aber verwünscht die Schmerzen nicht, denn sie tragen zur Heilung bei.“

„Wenn es wäre, wie Sie glauben, Capitain, so müssen Sie fühlen, daß ich sehr geneigt sein könnte, umzukehren nach meiner Mutter Hause, um es von einem bösen Geiste zu befreien.

„Nun, ich denke mir, daß Leiden, die Zeit und das Beispiel, das Mistreß Black in Eurer Familie sieht, sie auf dem Pfade der Tugend erhalten können, den ihr Fuß früher schon, wiewohl nur schwankend, betrat, und dann weiß ja der Rittmeister, was Ihr jetzt wißt, und wird diese Sache als ein Mann von Ehre schlichten.“

„Recht so,“ sagte Franz zerstreut, „und der Major, freilich sie sind da, ich vergesse immer Alles wieder. — Ich bin eigentlich noch krank, und kam nach Freiburg,

mich zu erholen; allein — — Nun, gute Nacht, Capitain, lebt wohl!"

"Ich sehe Euch morgen noch," sagte dieser. "Ihr dürft mit den Knaben nicht zu früh ausfahren. — Es sind aber noch immer hübsche Kinder. Nur der Älteste hat einen abscheulichen Blick, den ich früher nicht an ihm kannte, er machte heute Abend fast solche Augen, wie damals der arme Black, als er sein Weib in meinen Armen sah. Der Junge kann mich doch kaum noch kennen; er war damals noch ein winzig Ding, und das letzte Mal habe ich ihn in London gar nicht gesehen, auch habe ich ihm nie etwas gethan, nur daß ich mir überhaupt nichts aus Kindern mache. Ihr scheint einen andern Geschmack zu haben."

"So ist es," erwiederte Franz, "und wieder bringt Ihr mich auf den Gedanken, daß Ihr nicht eben sehr gutmüthig seid, denn das Sprichwort lobt nicht sehr die Leute, die die Kinder nicht lieben."

"Kehrt Euch nicht daran, Sprichwörter schwatzen oft dummes Zeug in den Tag hinein. Freilich, gehöre ich nicht zu den sogenannten guten Menschen, (der Himmel bewahre mich davor!) es ist das langweiligste Volk unter der Sonne. Aber ich sage Euch, Camerad, wenn einst die große Reveille mich weckt, so habe ich nicht nöthig, blaß vor Schrecken zu werden."

Franz riß sich endlich von dem schwatzhaften Capitain

los und kehrte in sein Zimmer mit den bittersten Gefühlen zurück. Er wußte sich selbst keine Rechenschaft von dem Chaos abzulegen, das in seinem Innern wogte, viel weniger würde es uns gelingen. Der alte Johann entkleidete ihn, er befahl ihm noch die Pferde frühzeitig zu bestellen und entließ ihn. Dann sehen wir ihn beschäftigt, jene Kette von schwarzen Haaren, die er vor Kurzem so sorgfältig an seine Uhr befestigte, wieder davon ablösen und verächtlich auf den Tisch werfen, an das Fenster treten und in die mondhelle Nacht hinausblicken. Er hat fast Lust, gleich wieder aufzubrechen, um nur so bald als möglich zu dem General, nach B. und in Thätigkeit zu kommen. „Aber die Knaben," ruft er aus, „ach es sind — — nein, ich will nicht mehr daran denken! Die Kinder sind herrliche Geschöpfe, und alle Gefahren, denen die Mutter ausgesetzt war, und die sie verdorben haben, will ich von ihnen fern halten. Er nahm ein Licht und wollte in das Schlafzimmer gehen, um sich an dem Anblicke der Knaben zu seinem männlichen Entschlusse zu stärken, als sich die Thüre desselben öffnete, und George völlig angekleidet eintrat.

„Knabe, wie kommst Du zu dieser späten Stunde außer Bett?" fragte Franz verwundert. „Hat denn Johann Dich nicht entkleidet? Ist er nicht bei Euch geblieben, bis ich zurück kam?"

„Ja, Sir, ich war zu Bette gegangen, wie Sie es befohlen hatten, und der alte Mann saß bei uns im Zimmer, und mag wohl denken, ich habe geschlafen, denn es war kein Licht dort, und ich war ganz still. Aber ich habe nur gewartet, daß Sie zurückkommen sollten, denn ich muß Sie noch etwas fragen. Ich weiß nicht Sir, ob ich recht thue, bitte, sagen Sie mir nachher, ob ich es thue.“

„Sprich, mein Sohn!“ sagte Steinfels, und George theilte ihm Folgendes mit:

„Als Master Black schon recht krank war, und ich fast immer allein bei ihm, da malte er mir das kleine Bild mit dem sterbenden Vogel, und dann, als er selbst bald sterben mußte, da war er einmal recht böse mit Mama, er wollte ein Bild von ihr haben, und sie wollte es ihm nicht gerne geben. Aber zuletzt, als er so sehr krank war, da brachte sie es ihm. Es war in dem kleinen goldenen Rahmen, der nun um meinem Bilde mit dem Vogel ist, und Master Black war lange beschäftigt, dies dahinein zu bringen. Dann gab er es mir und sagte dem Doctor Oven, daß er ihm nach seinem Sterben alle Haare abschneiden sollte, die ihm so sehr lang geworden waren, und davon sollte er mir heimlich eine Kette machen lassen. Als ich mit ihm allein war, zeigte er mir, wie ich das Bild öffnen könne, und da lag inwendig noch ein anderes von einem Manne, der oft bei

meiner Mutter war. Als wir noch in London wohnten, und da wir noch in Palermo waren, sah ich ihn oft; er war sehr blaß. Master Black mochte ihn sonst gern; aber als er so krank ward, war er ihm sehr böse. „„Dieser Mann,““ sagte er mir, „„ist mein Todfeind, er wird wohl kommen, wenn ich todt bin; aber leide nicht, George, daß er mit Deiner Mutter allein bleibt; er ist ein schrecklicher Bösewicht.““ O Sir! er sagte dann noch viele häßliche Worte; er war so sehr krank. „„Aber,““ fing er auf einmal ganz gut wieder an, „„wenn er nicht zu Deiner Mutter kommt, wenn er sie gar nicht wieder sieht, nicht in Deutschland, noch sonst wo, und Du triffst ihn, wenn Du schon groß bist, dann sollst Du ihm das Bild geben und ihm sagen: ich sei versöhnt.““ Nun habe ich heute den Mann gesehen; aber ich bin noch nicht groß, und ich weiß nicht, ob er nicht jetzt meine Mutter wieder sieht. Was soll ich nun thun, Sir?“

Franz nahm den Knaben in seine Arme und sagte gerührt: „Wie viel Schmerz hast Du junges Herz schon ertragen, und mit welch' düstern Aufträgen und Gelübden hat man Dich belastet! Doch Du bist stark, mein Sohn, und bist nicht erlegen; Gott hat Dich gesund erhalten, damit Du bessere Tage sehen sollst. Aber was das Bild betrifft, so darfst Du es schon jetzt übergeben; die Bedingungen sind alle erfüllt, die Dein Va-

ter meinte, ich weiß es, und Du bist selbst groß genug, um seinen Auftrag auszurichten, das Alter thut dazu nicht viel. Wir wollen denn morgen hier bleiben, bis der Capitain aufgestanden ist; aber nun zu Bette, mein Sohn!" fuhr er fort, und indem er die Hand auf das Haupt des Knaben legte und ihm in die nun wieder ruhig blickenden Augen sah, konnte er sich eines frohen Gefühls nicht erwehren, väterliche Gewalt über eine solche Menschenseele zu besitzen.

Während sie ihr Lager aufsuchten, setzte er ihm noch auseinander, daß nur die Krankheit Schuld sei, daß der Vater den Capitain so verkannt habe, und daß dieser eigentlich dessen bester Freund gewesen wäre.

Sobald am nächsten Morgen der Bediente des Capitains die Nachricht brachte, sein Herr sei aufgestanden, ließ sich Steinfels bei diesem melden und trat in Begleitung seines jungen Freundes bei ihm ein.

"Sie beschämen mich," rief ihm der Capitain entgegen, "Ihre Artigkeit traf mich in einem Augenblicke, wo ich nicht gleich zu Ihnen eilen konnte, um Ihnen zuvor zu kommen; ich hatte die Seife um das Kinn. Ah so, junger Herr," rief er George zu, "heute habt Ihr andere Augen, als gestern."

Er betrachtete den Knaben mit freundlichem Wohl-

gefallen und hörte mit anscheinender Gleichgültigkeit zu, als Franz die Sache mit dem Bilde vortrug.

George zog es hervor, öffnete das Medaillon, aus welchem das sprechend getroffene Portrait des Capitains unserm Freunde entgegenlachte, der dies und die Kunst bewunderte, mit der es gemalt war.

„Ja, ja," sagte der Capitain, indem er es in die Hand nahm, „das ist die bleiche Larve, die dem armen William einst so unnöthigen Kummer machte, und er hat es selbst gemalt und es der Frau als das Bild seines besten Freundes und ihres Lehrers, wie er sich dabei ausdrückte, geschenkt. Aber, was zum Henker! soll diese Kropfgans, die im Verscheiden zu sein scheint, hinter meinem Gesichte?"

Franz erzählte, daß Black dies kleine Bild eigentlich dem Knaben gemalt habe, und der Capitain war gleich bemüht, sein Portrait, das nur lose in der Kapsel saß, heraus zu nehmen, und indem er diese dann sorgfältig wieder schloß und dem Knaben das Medaillon gab, sagte er:

„Da, junger Freund! Du wirst noch genug naturhistorische Vorlesungen anhören müssen, und wenn Du bis zur Kropfgans oder dem Pelikan gekommen bist, so laß Dir von Deinem Lehrer genau sagen, ob Dein Bildchen Dichtung oder Wahrheit enthält."

Franz sagte: „Mein lieber George wird einst den

Sinn dieses Bildes verstehen lernen und dann wird er Ihnen doppelt dankbar sein, daß Sie ihm das Andenken an den Vater zurückgegeben haben."

Er hielt sich nun nicht länger bei dem Capitain auf, der Wagen war bereits zum zweiten Male wieder angespannt, und bald befand sich Franz mit seinen Pflegesöhnen wieder im Freien und auf dem Wege nach B. Die Sorge für die Knaben und die Mühe, die er sich gab, seine Stimmung und seine Gedanken nicht zu verrathen, erhielt ihn in einer künstlichen Spannung; allein er aß nicht, der Schlaf floh seit mehreren Nächten seine Augenlider, und der Wein, den er in der verflossenen Nacht zu sich genommen hatte, glühte ihm wie geschmolzenes Blei in den Adern.

Am Abend des dritten Reisetages passirten die Reisenden eine kleine Stadt, und während die Pferde gefüttert wurden und Steinfels mit den Knaben in dem Gasthofe verweilte, trat der alte Johann zu ihnen und beschwor ihn, nicht weiter zu fahren, sondern hier die Nacht zu bleiben.

"Sie sind krank, gnädiger Herr," sagte er, "und ich bin ja nur darum mitgefahren, um für Ihre Gesundheit zu sorgen. Was würde die gnädige Frau sagen, wenn ich nicht Alles aufgeboten hätte, Sie zur Schonung Ihrer Gesundheit zu bewegen."

„Laß gut sein, Johann, ich will ihr schreiben, wie Du Dich bemüht hast; aber mir fehlt nichts, als Beschäftigung, ich muß nach B. je eher, je besser. Wir können recht gut einige Stunden weiter, ehe die Knaben schlafen müssen, — nicht, Kinder?“

Alle diese Worte stieß er in einem hastigen Tone hervor, und George erwiederte:

„Wir wollen ja weiter fahren, Sir! Sie sind so heiß, draußen werden Sie kühler werden.“

„Das denke ich, mein Sohn! Johann, sage Philipp, daß er nicht ausspannt.“

Noch mit dem letzten Futter zwischen den Zähnen mußten die Pferde weiter; doch kaum waren die Reisenden eine halbe Stunde gefahren, als die körperliche Unruhe, die Steinfels durch ein immerwährendes Hin- und Herrücken im Wagen gezeigt hatte, sich auch in verwirrten Reden Luft machte.

„Ist es nicht eine Verirrung der Natur,“ schrie er, „daß eine Mutter die Kindlein verläßt, und der Vater sich die Brust zerreißt und ihnen Blut zu trinken giebt? —“

„Wie schmeckt es Capitain? Euer Mund hat einen schwarzen Flecken, wascht ihn ab mit Blut. — Ja, ja, sie ziehen uns alle in den Abgrund, diese schwarzen Augen, hinab! hinab!“

„Sir!“ sagte George bittend, „sollen wir nicht lieber aussteigen, es ist Ihnen übel.“

„O sehr!“ antwortete Steinfels im schmerzlichsten Tone, „es kommt aber nur von der schwarzen Kette, die mir die Brust zusammenschnürt, und ich kann das Schwarze nicht leiden.

George ließ das Fenster herunter und rief Johann zu: „der Herr von Steinfels sei sehr krank.“

„Das macht,“ schrie dieser, „daß der Philipp so äußerst langsam fährt, laß ihn jagen, daß wir in das nächste Dorf kommen, da will ich Vorspann nehmen.“

Philipp ließ die Pferde stärker laufen, und die raschere Bewegung schien dem Kranken wohl zu thun. Bald hielt man vor einem kleinen Wirthshause, und dort, als die Bewegung aufhörte, ward Steinfels entsetzlich heftig; man hob ihn halb mit Gewalt aus dem Wagen, Wirth und Wirthinn stürzten herbei, und die Letztere schrie auf: „Herr Gott, Lorenz, daß ist der schöne junge Herr, der mir den Thaler für mein Nesthäkchen gab. Geschwind mit ihm in das Erkerstübchen, ich will ihm Thee kochen; wie sieht er aus! was fehlt ihm nur?“

Die Wirthinn hielt die Knaben zurück, als die Männer mit dem Kranken die schmale Treppe hinauf in ein enges heißes Stübchen gingen, und „Luft! Luft!“ war sein letztes Wort, ehe die Flammen des Fiebers vollends

über ihn zusammen schlugen. Johann öffnete schnell die Fenster, dann brachte er seinen unglücklichen Herrn auf das hochaufgethürmte heiße Bette und fragte den Wirth nach dem nächsten geschickten Arzte.

„Auf dem Schlosse sei das Fräulein krank," war die Antwort, „und der Doctor vielleicht eben dort." Durch eine Fügung des Himmels traf diese Vermuthung wirklich ein. Die Gutsherrschaft sah an diesem Tage einige Gäste aus dem nahen Städtchen bei sich, die erst später beim Mondenschein nach Hause kehren wollten, und dieser Zufall hielt auch den Arzt, der Nachmittags gekommen war, das Fräulein zu besuchen, hier länger zurück.

Der Doctor fand den armen Steinfels im furchtbarsten Fieber, das durch das enge heiße Stübchen und durch das dicke Federbett noch vermehrt werden mußte. Sobald er daher für seinen Patienten gethan, was ihm für den Augenblick möglich war, eilte er auf das Schloß zurück, um sich dort leichte Decken und andere Bequemlichkeiten zu verschaffen. Er fand die bereitwilligste Erhörung bei der Dame des Hauses, die eben die nöthigen Befehle ertheilen wollte, als ihr Gemahl hinzu trat und sich theilnehmend nach dem Kranken erkundigte. Der Doctor bedauerte sehr, „daß ein so feiner Herr in dem elenden Zimmer eine wahrscheinlich lebensgefährliche Krankheit würde zu überstehen haben. Ich wollte,"

fügte er hinzu, „ich hätte ihn in der Stadt, wo das Fieber schon ausgebrochen war; allein sein alter Diener sagt, es habe ihn mit Gewalt weiter getrieben. Er hat morgen früh in B. eintreffen wollen, trotz dem, daß er zwei Knaben mit sich führt und mit eigenen Pferden reis't.“

„Aber Doctor,“ sagte der menschenfreundliche Hausherr, „wo wollen so viel Personen in dem elenden Gasthofe ein Unterkommen finden? Geht es mit dem Kranken an, so wollen wir ihn sogleich mit seinem ganzen Gefolge hierher transportiren.“

„Halb und halb hatte ich auf Ihr Anerbieten gehofft, Herr General, und wenn Sie erlauben, so treffe ich gleich Anstalt, daß der Patient noch heute auf das Schloß kommt.“

„Eilen Sie, Doctor, ich will unterdeß hier den Quartiermeister machen; zwei Knaben, zwei Domestiken nebst einem gefährlichen Kranken, das ist die Mannschaft? Wir müssen auch für einen Wärter sorgen. Sie sehen, Doctor, ich werde das Meinige thun; gehen Sie nun, uns den Kranken her zu holen.“

So ungern auch Frau Lorenz einwilligte, daß der „schöne kranke Herr“ ihrem Erkerstübchen entführt ward, so lieb war es dem Manne, und auf möglichst vorsichtige Weise brachte man Steinfels im Wagen und mit

dem Knaben aufs Schloß. Hier ward er in einem hohen luftigen Zimmer, schattig, still und kühl auf ein bequemes Lager gebracht, und der Doctor führte die Knaben der Dame des Hauses zu. Sie und der Gemahl hatten eben die Gäste aus der Stadt geleitet und unterhielten sich von dem Kranken, als Beide überrascht durch die Schönheit und den Anstand der Knaben diese auf das Liebevollste empfingen. Der alte General sah, trotz seines weißen Haupt- und Barthaares, noch so ganz als ein feuriger Held aus, daß George, den jede außerordentliche Erscheinung ergriff, sich auf die Weise, wie er seine Ehrfurcht auszudrücken pflegte, die Hand auf die Brust legte, sich ein wenig verbeugte, den hohen ritterlichen Greis mit leuchtenden Blicken ansah und ausrief: „Oh Sir!“

„Bist Du ein Engländer, kleiner Freund?“ fragte der General.

„Ich weiß es nicht, Sir,“ antwortete der Knabe, der sich immer streng an die Wahrheit zu halten bemüht und in der letzten Zeit durch gelegentliche Mittheilungen seiner Mutter aus seiner frühsten Kindheit ungewiß geworden war.

„Wie kommt es, daß Du das nicht weißt?“

„Ich bin in Spanien geboren, bin dann mit meinen Eltern in Sicilien und England gewesen. Mein Vater war ein Deutscher, meine Mutter ist auf Havannah

geboren, und der General H., der immer mit uns war, war ein Engländer, und wir sprachen sonst immer englisch.“

„Da bist Du ja recht eigentlich ein Kosmopolit, ein Weltbürger! Und nun?“

„Meine Mutter lebt bei Freunden auf Freiburg im H..schen, und der Herr von Steinfels nimmt mich und meinen Bruder mit sich nach B., wo wir mehr lernen sollen.“

„Mathilde!“ rief der General verwundert aus, „heißt das Gut unsers jungen Freundes Steinfels nicht Freiburg?“

Die Generalinn bejahte, ihr Gemahl that noch einige Fragen an George, und es fand sich, daß das Schicksal unsern Helden in das Haus seines von ihm so hoch verehrten Chefs geleitet hatte. Mit verdoppelter Sorgfalt ward nun für seine Pflegesöhne gesorgt, und der würdige General eilte sogleich selbst in Begleitung des Doctors nach dem Zimmer des Kranken, an dessen Bette sie den alten Johann weinend fanden. Freilich war es der Steinfels, den der General meinte; aber kaum erkannte er in ihm den Jüngling wieder, dessen kräftige männliche Gestalt ihm sonst so wohl gefallen hatte. Zwar glühten die Wangen, aber es war die Röthe des Fiebers, und wo war die Fülle der Gesundheit hin! Die Augen lagen tief in den Höhlen zurückgesunken und starrten

den verehrten Greis in dumpfer Bewußtlosigkeit an. Es war vergebens, daß dieser die brennende Hand ergriff und mit väterlicher Zärtlichkeit seinen Namen rief, der Kranke erkannte ihn nicht, sondern fuhr in seinen angstvollen Phantasieen fort: „Zerreißt die schwarze Kette, sie erdrosselt mich, und was soll dann aus den Knaben werden? — Das lila Kleid, es stand Ihr so schön, und als wir Beide so hoch über der Erde und so ganz allein waren! — O nimm den Hut ab, Du Schönste der Schönen, daß ich Dein schwarzes Auge sehe! — — O, der Mund, er ist auch schwarz, und das Herz und das Haar und Alles, Alles, barmherziger Gott!“

Wieder versuchte der General ihm zuzureden, und er sprach dann beruhigter:

„Sei ruhig, Mutter, ich sterbe nicht; ich bin ein Fels, und die schwarze Gestalt hat keinen Theil an mir — —“

Der Arzt fand das Fieber noch im Zunehmen, und in den nächsten acht Tagen trat wenig Veränderung ein. Der General dachte oft daran, der Mutter des Kranken zu schreiben; allein er hoffte von einem Tage zum andern, daß er der Anzeige zugleich einige Hoffnungszeichen würde hinzufügen können. Auch der alte Johann bat flehentlich, seiner Gebieterinn nicht zu früh das Unglück zu melden.“

„Sie haben da auch eine schwere Kranke im Hause,“

meinte er, „und Fräulein Helene ist schon ganz bleich von ihrer Pflege."

Endlich siegten indeß die Jugend und kräftige Constitution unsers Freundes; der Arzt erklärte, das Fieber lasse nach, und eben stand, etwa zehn Tage nach seiner Ankunft in Thomaswalde, sein väterlicher Freund neben seinem Lager und freute sich des ruhigen Schlafes des Kranken, als dieser matt die Augen aufschlug, und mit stummer Verwunderung, aber festem Blicke die Gestalt des ehrwürdigen Helden betrachtete.

„Wo bin ich? Was ist mit mir vorgegangen?" fragte er mit matter Stimme.

„Sie sind im Hause Ihres väterlichen Freundes," erwiederte der General freundlich. „Sie waren auf der Rückreise nach B., und ein Fieberanfall überfiel Sie gerade da, als Sie mein Gut Thomaswalde, das ich kürzlich erstanden habe, passirten. Nun Gott habe Dank, daß er die Krankheit von Ihnen nimmt! Halten Sie sich nur ruhig, Sie sind in guten Händen. Ihre Pflegesöhne ebenfalls," fuhr er fort, als die Blicke des Kranken fragend im Zimmer umherschweiften. Die Knaben wurden gerufen und drückten ihre lebhafteste Freude aus, als sie sich von Steinfels erkannt und liebevoll begrüßt sahen. Dann aber schlummerte er wieder ein, und als der Doctor am Nachmittage kam, erklärte er ihn außer Gefahr.

Jetzt schrieb der würdige General an Frau von Steinfels; er konnte ihr ja nun mit der betrübenden Nachricht zugleich den Balsam der Hoffnung übersenden, und als ihre Antwort einlief, empfing sie schon einige Zeilen von der eignen Hand des Sohnes, der, bis auf eine große Schwäche, die ihm aber so wohlthätig war, ganz genesen genannt werden konnte. Sie hatte dem General den Tod der Mistreß Black angezeigt und ihm von dem Briefe gesagt, den Helene dem Bruder nach B. geschrieben hatte. Sie bat ihn, denselben kommen zu lassen, und auf eine Weise, die sie seinem edlen Herzen ganz allein überlasse, ihren Sohn von dem Ableben einer Frau zu unterrichten, deren wunderbare Schönheit und äußere Liebenswürdigkeit ihm so gefährlich geworden sei, und von der er sich mit eben so viel Kraft als Schmerz losgerissen habe, als er gefunden, daß sie nicht der Devise seines Hauses entspreche, nach der die Steinfelse selbst fest und unerschütterlich wie Felsen, ihre Frauen aber reine Diamanten sein sollten.

Mit einem Zartgefühle, das den ergrauten Krieger doppelt ehrte, entledigte sich der General des schmerzlichen Auftrages, und er fand seinen jungen Freund gefaßter, als er gehofft hatte. Steinfels sprach:

„Nachdem diese unglückliche Frau zu dem Bewußtsein gelangt war, daß ihr die Erinnerungen ihres Lebens

kein reines, ungetrübtes Glück erlaubten, nachdem sie den Himmel geschaut, der in den Herzen tugendhafter Frauen waltet, war für ihr, von der Natur so reich ausgestattetes Gemüth keine Ruhe mehr auf Erden, und der Tod wird ihr ein willkommner Bote gewesen sein, als er sie dahin rief, wo Reue Glückseligkeit bereitet. Auf Erden ist das nicht immer der Fall, bei einem Weibe vollends nicht. Der Ruf einer Frau wird mit Recht ein Spiegel genannt, der leiseste Hauch trübt ihn, und die Thränen der Reue können seine Oberfläche vielleicht wieder glänzend machen, aber es bleiben Rostflecken, die nie zu vertilgen sind.“

„Sie sind sehr strenge, mein junger Freund,“ sagte der General; „den Edelmuth eines Meinau besitzen Sie also nicht?“

„Nein, wahrlich nicht!“ rief Steinfels lebhaft aus; „ich würde mich von einer Frau losreißen, deren Ruf je getrübt worden wäre, oder risse mich die Leidenschaft hin, mich mit ihr zu verbinden, so würde der Gedanke: „Makel an dem Weibe meiner Wahl“ mich tödten, sobald dieser Rausch vorüber wäre.“

Natürlich hatte Helene ihrem Bruder die Art des Todes nicht mitgetheilt, die sie selbst ja kaum mit Gewißheit annahm. Er glaubte, ein wiedergekehrter Blut=

sturz habe Mistreß Black getödtet, und wenn er auch den frühen Tod der einst so Geliebten schmerzlich beklagte, so war er doch fest überzeugt, daß dieser in ihrer Constitution begründet gewesen sei. Er dachte zuletzt nur noch an die kleinen Waisen, welche am meisten dadurch verloren hatten, und glaubte Inez Andenken nicht besser ehren zu können, als indem er ihre Kinder väterlich liebte. Er gab sich nun ganz der Sorge für diese hin, und da er im Herbste nach Altenhain, dem Gute Pladows, reisen wollte, um dort die Hochzeiten der Schwestern mit zu begehen, so behielt er die Knaben einstweilen noch ganz bei sich. Sobald es seine Kräfte gestatteten, fing er wieder den Unterricht, und nun mit Beiden an.

Der General ließ ihn nicht fort, und er konnte sich auch hier in dieser schönen Umgebung am Besten erholen. Die Generalinn sorgte wie eine Mutter für seine körperliche Pflege, und Adele und ihre geistreiche Gouvernante, die für immer als Freundinn bei ihr blieb, reichten ihm geistige Speise, indem sie vorlasen, musicirten und sonst manche kleine Erheiterung für ihn und die Knaben herbeiführten. Die Liebe des Generals, die sich selbst dann nicht vermindert hatte, als ihm die Bekenntnisse unseres Freundes, die derselbe ihm in einer vertraulichen Stunde ablegte, sagten, wie sehr er über den Gegenstand seiner Neigung im Irrthume gewesen war,

erquickte sein liebebedürftiges Herz, und Alles dies trug wesentlich zu seiner Genesung bei.

Die Seinigen waren jetzt längst auf Altenhain, und die Briefe, die er mit ihnen wechselte, drückten von seiner Seite immer mehr Heiterkeit, von der ihrigen so viel zärtliche Liebe für ihn, so großes Entzücken über ihren reizenden Aufenthalt und so heiße Sehnsucht nach ihm und den Knaben aus, daß er sich an einem schönen Tage zu Anfang des Septembers von dem liebenswürdigen Kreise losriß, dem er mit den stärksten Banden der Dankbarkeit und verehrender Liebe anhing, und nach zwei Tagen in Altenhain eintraf.

Das Wiedersehen mit den Seinigen, der Anblick der kleinen Jenny riß noch einmal die Wunden wieder auf, welche der heilende Balsam der Zeit eben zu schließen angefangen hatte, und an Oskars treuer Freundesbrust weinte er noch einmal seinen Schmerz aus, als er mit ihm durch den Hain hoher Eichen wandelte, der die schönste Zierde dieser Besitzung Pladows war. Er erzählte ihm das Wiedersehen und die Unterhaltung mit dem Capitain, Oskar bestätigte dessen Versicherung, daß er ihm genau dasselbe geschrieben, was er Steinfels mitgetheilt hatte, und Beide vereinigten ihr Urtheil über ihn dahin, daß er ein etwas leichtfertiger Weltmann, aber ein redlicher Camerad und ein Gentleman sei.

Die drei verwais'ten Geschwister waren die Lieblinge dieses Kreises vortrefflicher Menschen, und man sagte ihnen erst bei ihrer Ankunft hier, daß ihre Mutter jetzt bei dem Vater im Himmel sei. George erkundigte sich angstvoll, wie sie gestorben und wer bei ihr gewesen, als sie mit dem Tode gerungen habe; dann bat er um Erlaubniß, in den Wald gehen zu dürfen, und als er nach mehreren Stunden wieder daraus zurückkehrte, war er sehr blaß; aber er fragte nicht mehr. William weinte eine Zeit lang und tröstete sich dann. Die kleine Jenny hatte die Mutter schon vergessen und erzählte den Brüdern geschwätzig von "ihrem Papa und ihrer Mama, die Jenny noch lieber habe, als Phöbe."

Louise war ganz selig; die Mutter ihres Geliebten zeigte ihr eine so große Zärtlichkeit und sprach mit so viel Sehnsucht den Wunsch aus, daß der Sohn schon jetzt den Dienst verlassen und das Erbe seines Vaters antreten möge, und Louisens Herz theilte im Stillen so sehnsüchtig diesen Wunsch, daß die Freude sie verstummen ließ, als Oskar ihr am Abend vor ihrem Hochzeitsfeste seinen vor einigen Tagen eingetroffenen Abschied überreichte, den er in den ehrenvollsten Ausdrücken mit dem Majorstitel erhalten hatte.

"Dein Polterabend, Du geliebte Braut meiner Seele, sollte Dir doch etwas von Deinem besten Freunde

bringen," sagte er, indem er sie in seine Arme schloß, "und ich wußte Dir ja nichts mehr zu schenken."

Helenen hatten Alle die köstlichsten Gaben dargebracht; sie war freundlich dankbar, aber ernst und ruhig und schien Allen größer geworden zu sein, so würdevoll hielt sie sich zur Seite ihres ernsten Freundes.

Spät am Abend ging sie mit Franz auf die Terrasse des Gartens hinunter, und hier sagte sie, indem sie traulich ihren Arm in den seinen legte und mit ihm auf und nieder schritt:

"Sei Du meinethalben ohne Sorgen, mein bester Franz; ich habe so lange und so ernstlich über mein Schicksal nachgedacht, daß ich zu der festen Überzeugung gelangt bin, die Vorsehung hat mit liebevoller Weisheit für mich gesorgt, als sie mir einst das glänzende Spielzeug entriß, nach welchem ich die kindische Hand ausstreckte. Ich bin nicht geschaffen, den Ansprüchen eines schwärmerischen Jünglingsherzens zu genügen. Ich bedurfte eines verständigen, ruhigen Freundes, zu dem ich mit Achtung aufblicken kann, der mich meinen Gang gehen läßt, ohne mir auf allen Schritten zu folgen, der mir erlaubt, selbst zu schaffen und zu handeln, und mich nicht mit jener Tyrannei der Liebe quält, die immer nur geben, immer nur alles Unangenehme abwehren und von dem geliebten Gegenstande nichts als nur Liebe, die hingebendste Liebe verlangt und annehmen

will. — Ein solcher ernster, ruhiger, aber redlicher Freund ist mir in meinem August zu Theil geworden, und ich werde auf meine Weise eine sehr glückliche Frau werden.“

„O meine geliebte Helene!“ sagte Franz, „wie sehr erfreuest Du mich durch diese Worte; es war noch eine wunde Stelle in meinem Herzen, die Sorge um Dich! Nun Gott sei Dank, sie kann auch heilen. — — Aber Du versprachst mir einst in der schrecklichsten Stunde meines Lebens, wenn die unglückliche Inez nicht mehr lebte, sollte ich ihre Bekenntnisse lesen; gieb sie mir jetzt, es wird mir wohlthun, wenn ich völligen Aufschluß über Alles erhalte.“

„Ich war schon dazu entschlossen,“ erwiederte sie, „noch heute Abend wollte ich Dir die Blätter übergeben, auf welchen Mistreß Black ihre Bekenntnisse niederschrieb, denn die Freude des morgenden Tages wird Dich am Besten über den traurigen Eindruck hinwegbringen, den sie auf Dich machen werden.“

Die Geschwister wendeten sich jetzt wieder dem Hause zu, auf dessen mit köstlichen Orangeriegewächsen geschmückten Balkon sie Oskar und Louise erblickten. Die Thüren, die vom Saale auf denselben hinausgingen, standen offen, und in seinen hellerleuchteten Räumen sahen sie den Major im traulich ernsten Gespräche mit

der Präsidentinn und Frau von Steinfels. Louise pflückte einen blühenden Orangenzweig und warf ihn schäkernd auf Helene hinunter, indem sie sich über das Geländer neigte und ausrief:

„Kommt, Ihr Nachtfalter; Niemand will die Ruhe suchen, ehe Ihr da seid, und es ist spät.“

Helene zog schweigend den Bruder mit sich auf ihr Zimmer, überreichte ihm das kleine Heft, das er in seinem Busen verbarg, umarmte ihn dann und sagte:

„Nun bleibe kalt und ruhig, wie ein Fels; Du wirst finden, daß Du es sein mußtest, und nachher suche wieder froh zu werden.“

Als sich die Geschwister im Saale zeigten, wurden sie mit liebevollen Vorwürfen über ihr Nachtwandeln empfangen; nur Oskar umarmte seinen Freund und sagte: „Tausend Dank, mein Bruder, daß Du mir noch zu einer köstlichen Stunde verholfen hast.“

Jetzt sah sich Franz endlich ungestört auf seinem Zimmer; er entließ seinen Diener, setzte sich in den Divan, rückte sich die Kerzen näher und entfaltete die Blätter, auf denen Inez mit bebender Hand das Folgende aufgezeichnet hatte.

Bekenntnisse einer Heimathlosen.

Ich bin zu Havannah von einer sehr armen Mutter geboren. Den Vater kannte ich nie, sie aber, die mir das Leben gegeben hat, war eine Fruchthändlerinn, die außer mir noch eine ältere Tochter besaß, welche durch die Blattern sehr entstellt war. Ich muß wohl ein schönes Kind gewesen sein, denn Jedermann sagte es mir und meiner Mutter, und diese fand eine solche Freude an meiner Schönheit, daß sie alles Geld, welches sie erübrigen konnte, auf Putz für mich verwendete. In meinem Vaterlande ist es ein seltner Luxus, Schuhe zu tragen, (für Leute von dem Stande meiner Mutter versteht sich); ich aber hatte deren von allen Farben, während meine Schwester nie einen Schuh an ihren Füßen getragen hat. Besonders war meine Mutter auch eitel auf meinen Fuß; sie küßte ihn oft mit der zärtlichsten Freude, wenn sie ihn bekleidete, und sagte dabei „daß er noch einst mit Gold und Seide geschmückt wer-

den würde.“ Meine Mutter! sie war so arm, aber ich habe nie Etwas entbehrt; während sie und die Schwester oft Noth litten, durfte ich mir die köstlichsten Früchte auswählen und erhielt ich jede Näscherei, nach der mein Herz Verlangen trug. Einen Widerspruch gegen meinen Willen duldete ich überhaupt nicht; Pepa, meine Schwester, war eigentlich meine Sklavinn, und die geringste Klage, die ich über sie führte, ward von meiner Mutter mit der größten Strenge bestraft. Ein alter Pater kam oft zu uns, ich glaube, er war ein Verwandter meiner Mutter; auch er liebte mich zärtlich und brachte mir stets etwas in seinen großen Taschen mit. Heiligenbilder, von denen er mir dann Legenden erzählte, oder Leckereien, und er war sehr stolz, wenn ich ihn dafür mit einem Kusse belohnte. Ich gewöhnte mich aber endlich so sehr daran, etwas geschenkt zu erhalten, daß ich ihn, als er mir einst nichts mitgebracht hatte und doch küssen wollte, mit beiden Händen heftig in sein fleischiges Gesicht schlug. Er setzte mich nieder, war ernstlich böse und verlangte von meiner Mutter, sie solle mich bestrafen, allein Mamitas Herz schlug zu zärtlich für mich, sie ließ sich lieber von dem Pater schelten, was er dann auch redlich that. Ich umfaßte sie zärtlich, als ich Thränen in ihren Augen sah und sagte: „Weine nicht Mamita, ich will nicht wieder unartig sein.“ Sie drückte mich mit Leidenschaft an sich und rief: „Weine Du nur nicht, mein Granat=

apfelchen, Deine schönen Augen sollen nicht durch die Salzfluth der Thränen geröthet werden, ich will mich lieber geißeln, um Deine Schuld abzubüßen.«

Dies war der erste Schmerz, den ich empfunden hatte, und Du siehst meine Helen, welch ein glückliches Kind die Tochter der Obsthändlerinn war. So wuchs ich unter den Augen an dem Herzen meiner nur zu zärtlichen Mutter heran. Als ich eilf Jahre alt geworden war, verheirathete sich meine Schwester, und ich muß mich der schändlichsten Gleichgültigkeit gegen das gutartige Geschöpf anklagen, denn ich weiß nicht mehr, mit wem, noch wohin. Aber auch meiner Mutter selbst schien dies ganz gleichgültig zu sein. Sie gab nun ihreh Handel außer dem Hause ganz auf und stellte ihre Früchte nur in Körben vor der Thür unserer Wohnung auf, bei denen ich dann, wenn sie anderweitig beschäftigt war, Wache stand und manchen generösen Käufer herbeilockte. Noch immer putzte sie mich, so viel als möglich, heraus, und ich erregte nicht selten die größte Bewunderung der Leute, die vorübergingen; jetzt sage ich mir, daß mein seltsamer Anzug ihnen gewiß aufgefallen ist, doch damals glaubte ich und meine Mutter, ihr Flistern und Anstarren gelte allein meiner Schönheit. Mitunter aber hörte ich wirklich die Worte: »Welch ein schönes Kind! Welch ein Engel!« die ich dann Mamita mit kindischer

Freude hinterbrachte und von ihr dafür mit Küssen überschüttet ward. Ihr glühendster Wunsch war, einst mit mir nach Spanien, ihrem Geburtslande, zurückzukehren, wo ich dann, ihrer Meinung nach, durch meine Schönheit irgend einen reichen Caballero fesseln und eine hohe angesehene Dame werden sollte. Sie war in ihrer Jugend die Zofe einer Excellenza gewesen und versuchte mich schon jetzt, so viel sie konnte, auf das Leben vorzubereiten, das ich einst, ihrer gewissen Überzeugung nach, führen würde. Sie kämmte mein Haar wohl zehnmal des Tages, pflegte meine Nägel und Zähne mit großer Sorgfalt, ich durfte nie ohne einen großen Hut oder Schirm in die Luft hinaus, und sie lehrte mich, meinen Körper so aufrecht, die Schultern so zurückgebogen zu tragen, als es sich für die künftige Excellenza passen sollte.

Ach, diese zärtliche Mutter, ich kann ihr nicht zürnen! Sie liebte mich; aber ach! hätte sie mehr Sorgfalt auf mein Inneres verwendet! Was hilft mir die Schönheit, die sie so bewunderte; was halfen mir die Künste, mit denen sie dieselben hervorzuheben versuchte? Sie haben die Menge geblendet, angezogen; mir eine kurze Freude, aber kein Glück gegeben, und die Vernachlässigung meiner Seele machte mich so unglücklich, sie, die innere Schönheit, mußte sich ganz allein entwickeln; Niemand, als Gott und die Leiden, die er mir sendete, kam mir dabei zu Hülfe, und o Himmel!

jetzt, wo ich gebessert bin, wird es für mein Erdenglück nicht zu spät sein? — — Aber ich will, ich kann meiner Mutter nicht zürnen, denn sie verstand es nicht besser, sie gab mir Alles, was sie hatte, sie liebte mich mit der hingebendsten Liebe bis in den Tod, und diese aufopfernde Liebe ist es, deren ich jetzt einzig gedenke. In dem Augenblicke, wo ich mich selbst eine Verworfene nannte, da Er, den ich über alles liebe, mich an seine Brust gehalten hatte, da mir die größte Seligkeit, die mir die Erde geben konnte, zu Theil ward, da war ich die würdige Tochter einer so zärtlichen Mutter, denn ich opferte mein eignes Glück, um das seinige nicht mit einem Betruge mir anzueignen. Er fragte ja nicht, ich hätte schweigen und glücklich sein können, allein ich vergaß mich selbst und gedachte nur Seiner. O Du ewig Geliebter! könnte ich nur jetzt Deine Augen sehen! Ob wohl eine Thräne für die arme Inez darin glänzt? Ob Du liebend und verzeihend ihrer gedenkst, ihrer, die Dein Leben vergiftete? —

„Gott segne Dich Inez! arme Inez!“ rief Steinfels hier aufspringend aus. „O! daß ich Dich finden mußte, als Du schon ein gefallener Engel warst! Aber einst, wenn wir uns wiedersehen, da sind abgewaschen alle Flecken der Schuld! Sie sind es jetzt schon durch Deine heldenmüthige Selbstanklage! Darum Inez, Dein Andenken ist jetzt wie das eines reinen Engels in meiner

Seele. Vergeben, vergessen ist Alles! Friede sei Deiner Asche.“ Thränenströme rannen bei diesen Worten über die männlichen Wangen des edlen Steinfels, und er ging lange im Zimmer auf und nieder, ehe er Fassung genug gewann, um weiter zu lesen wie folgt.

In der Nähe des Häuschens, das wir bewohnten, stand ein großes, weites, palastähnliches Gebäude, seit einigen Jahren leer und unbewohnt, und es war von frühester Kindheit an für mich ein Gegenstand der höchsten Neugierde. Nur ein europäischer Diener des verstorbenen Besitzers und seine Frau, die eine Negerinn war, bewohnten im Erdgeschoß einige Zimmer, dasselbe zu bewachen. Sie hatten eine Tochter, die mit mir ungefähr von demselben Alter, und eine arme kleine Mulattinn war. Dies Mädchen stand oftmals Stundenlang, wenn ich stolz mit meinem Sonnenschirme auf der Straße vor unserm Hause auf und nieder ging, und betrachtete meine Schönheit voller Bewunderung. In der rechten Hand hielt ich gewöhnlich einen kleinen Fächer, den meine Mutter noch von ihrer Dame her besaß und mich gelehrt hatte, ihn graziös zu gebrauchen während ich in der linken den Sonnenschirm trug, und so hatte ich beide Hände voll, als mich einst ein Hund anfiel. Ich schrie angstvoll auf, und die kleine Phöbe stürzte sich, nicht achtend der eignen Gefahr, auf das

Thier, und wehrte es mit einer solchen Wuth von mir ab, daß sie den Hund bald in die Flucht jagte, selbst aber einen blutigen Biß in einen ihrer nackten Füße davon trug. Ich war indessen so sehr an aufopfernde Liebe gewöhnt, daß ich gar nicht viel daraus machte, und mit großer Gemüthsruhe zusah, als meine Mutter der armen Phöbe zu Hülfe kam und ihr das Blut abwusch. Dies kleine Ereigniß führte aber doch eine nähere Bekanntschaft zwischen uns herbei, und bald spielten wir öfter mit einander, wobei ich denn stets eine vornehme Dame und Phöbe meine Zofe vorstellte.

So waren wir beide etwa zwölf Jahre alt geworden, als Phöbe eines Tages athemlos gelaufen kam und mir erzählte, „der Palast werde heute geöffnet, und der Herr desselben in einigen Tagen erwartet. Ein sehr vornehmer Mann,“ setzte sie hinzu, „ein Lord, der viele Diener und Pferde, und auch eine Frau mitbringen wird.“ Sie erzählte mir weiter, welche Anstalten zu seinem Empfange getroffen würden, und mein Herz pochte vor Sehnsucht, mit dabei zu sein, vor allem aber forderte ich Mamitas Erlaubniß, oder ich verkündete ihr vielmehr meinen Entschluß, mit Phöbe in den Palast zu gehen. Noch erinnere ich mich der stolzen Freude, mit der ich zuerst in die kostbar geschmückten hohen Räume trat; es war mir, wie einer verbannt gewesenen Fürstinn, die zuerst wieder ihr Reich betritt, und als gehörte dies

Alles mir, und während Phöbe wie närrisch und voller Verwunderung umher lief, ging ich stolz und würdevoll von einem Spiegel zum andern, um zu sehen: ob ich mich wie eine Excellenza halte. Als ich zurückkehrte, erzählte ich Mamita mit Begeisterung von allen Herrlichkeiten, die ich gesehen hatte, besonders aber von den hohen Spiegeln; „und da,“ rief sie entzückt aus, „Da sahest Du Dich hinein, mein Corallenmündchen, nicht? und was sagtest Du da?“

„O Mamita, ich hielt mich sehr gut, und Phöbe, die kleine häßliche Mulattinn, hatte eine rechte Freude über mich.“

„Nun siehst Du, mein Christengelein, in solch einem Palast wirst Du künftig auch wohnen, Du wirst viele Diener haben und Sklaven, die Dich im Palankin tragen müssen, und dann wird die kleine Phöbe Deine Zofe sein, und sich immer über Deine Schönheit freuen können.“

Ich ging nun so lange alle Tage mit Phöbe in den Palast, bis sie eines Morgens gelaufen kam und mir sagte: „die vornehmen Leute seien in der Nacht angekommen, und auch ein Kind wie wir, ein schönes Fräulein, sei da, aber wir dürften nun nicht mehr oben in den Palast.“

„Und warum nicht?“ fragte ich mit Verwunderung und Stolz, „wir wollen gleich heute hinauf.“

„O nein, nein, Inez!“ rief Phöbe ängstlich, „mein

Vater hat es strenge verboten, und man würde uns schlagen, wenn wir die Treppen hinanstiegen."

„Wer? „fragte ich noch erstaunter, „wer dürfte mich schlagen? weißt Du nicht, daß ich selbst einst einen solchen Palast bewohnen und viele Diener und Sklaven, die mich im Palankin tragen sollen, besitzen werde? Du freilich," sagte ich verächtlich, und wedelte ihr dabei mit meinem Fächer vor dem Gesichte herum, „Du wirst dann meine Zofe sein, aber schlagen soll Dich Niemand, ich werde Dich schützen, wie Du mich einst gegen den Hund."

„Das ist gut," sagte Phöbe, „aber jetzt bist Du nur noch keine Dame, und Du darfst nicht hinauf."

„Geh, Du häßliche Mulattinn!" sagte ich gereizt durch ihren ungewohnten Widerspruch, „Du darfst da vielleicht nicht hinauf, aber ich! Nein Du gewiß nicht, weil Du häßlich bist und bloße Füße hast."

Die arme Phöbe weinte, als sie sich so von mir gekränkt sah, denn sie liebte mich so sehr; ich aber war zu entrüstet über sie, ging in mein Haus und erzählte meiner Mutter den Vorfall. „Du hättest der armen Phöbe nicht sagen müssen, daß sie so häßlich ist," sagte meine Mutter, mit einem ernsten Gesichte, das ich nicht vergessen habe, weil es das erstemal war, daß sie mich so ansah, und gewiß fühlte sie einen bittern Schmerz bei dem Blick, den sie in meine selbstsüchtige Seele

warf. „Die arme Phöbe ist häßlich, aber Gott hat sie so erschaffen, sie kann nichts dafür.“

„Aber Mamita“ sagte ich schmeichelnd „ich darf in den Palast?“

„So nicht, wenn man Dich nicht ruft.“ „„Aber ich will hinein,““ schrie ich, und fing heftig an zu weinen und Thränen in meinen Augen waren ein zu schmerzlicher Anblick für sie, als daß sie mir nicht Alles hätte versprechen sollen. „Sei ruhig mein Herzchen!“ sagte sie tröstend, und trocknete mir mit dem weichsten Tuche, das sie finden konnte, die Thränen ab, „sei ruhig mein Corallenmündchen, morgen sollst Du in den Palast.“

Ich konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, so sehr regte mich der Gedanke auf, nun bald die Bekanntschaft von Personen zu machen, in deren Größe ich das Bild meiner Zukunft, wie in einem Spiegel zu erblicken hoffte, und kaum erhob sich meine Mutter mit dem frühen Morgen von ihrem Lager, als auch ich mich aufrichtete und sie mit Bitten bestürmte, mich anzukleiden, indem ich nun in den Palast wolle. Sie mochte gehofft haben, daß ich, wie oft Kinder thun, meinen Einfall verschlafen solle, allein bald sah sie ein, daß ich fest dabei beharrte, und die Scene von gestern wiederholte sich. Endlich mußte sie nachgeben, und sie begann nun damit, mich so hübsch herauszuputzen, als

es ihr möglich war. Mein Haar hing mir in reicher Fülle und in langen Locken den Nacken hinunter; und sie wand einen Kranz von vielfarbigen Blumen und setzte ihn mir auf. Ein weißes Muslinkleid, weit und kurzgeschürzt, war auf den Schultern mit Glasperlen zusammen gehalten, um meine hübschen Arme ganz blos zu lassen. Um den Hals hing sie mir eine Kette von schwarzen Ambraperlen, und die Füße bekleidete sie mit seidenen Strümpfen und grünen Schuhen. Dann holte sie ein schönes Porzellangefäß, legte mir die köstlichsten ihrer Früchte, malerisch zwischen grünen Blättern geordnet, darauf und gab es mir in die Hand. Darauf betrachtete sie mich mit Entzücken, und rief aus: „Wie ein Engel, so schön bist Du!“ Hierauf gab sie mir den Sonnenschirm in die andre Hand, küßte mich auf die Stirne, flisterte „O Madonna, geleite mein Kind!“ und ließ mich zur Thüre hinaus.

Ich schritt ohne Furcht, nur mit vor freudiger Erwartung klopfendem Herzen auf den Palast zu, in welchem ich ungehindert Eingang erhielt, da man wahrscheinlich glaubte, ich sei mit Früchten hinbestellt. Als ich an die mit reichen Teppichen belegte Treppe kam, warf ich meinen Sonnenschirm von mir und stieg sorglos die Stufen hinan. Oben trat mir ein reichgekleideter Mann entgegen, der mich mit Erstaunen betrachtete.

„Was willst Du, mein schönes Kind? Wen suchst Du hier?“ fragte er mich.

„Ich will der kleinen Donna von unsern Früchten bringen.“

„Nun so komm, ich will Dich zu ihr geleiten,“ sagte er, und während er mit mir durch mehrere Zimmer schritt, fragte er mich noch mancherlei. Endlich traten wir in eins, das nur durch einen Vorhang von dem nächsten geschieden war, und indem er diesen ein wenig auseinander schob, rief er hinein: „Komm Olivia, hier bringe ich Dir eine Gespielinn.“

Ein schönes Mädchen, ein Jahr älter als ich, bleich aber freundlich, trat zu uns und rief freudig aus: „O wie freut mich das!“

„Hier Donna,“ sprach ich, „bringe ich Euch die schönsten Früchte unsers Hauses.“

Olivia war außer sich vor Freuden; aber nicht sowohl über die Früchte, als über mich, denn die erstern setzte sie bald gleichgültig auf den nächsten Tisch, mich aber ergriff sie bei der Hand und zog mich in das andre Zimmer, wo eine Dame krank und blaß auf dem Sopha lag.

„Sieh nur Mama,“ rief Olivia aus, „hier ist eine liebe Gespielinn, sie bringt mir Früchte und will recht gern bei mir sein. Sieh nur, wie schön sie ist! Papa, willst Du erlauben, daß sie bei mir bleibt?“

Lord H. (dies war mein Begleiter) hätte mich gerne

gleich hier behalten, auch seine Gemahlinn, aber ich sagte, daß ich Mamita nicht verlassen dürfe. Mylord sendete zu ihr; sie kam und gab endlich das Versprechen, daß sie mich nur noch die Nächte über besitzen wollte, am Tage aber sollte ich im Palaste bleiben.

Meine Mutter, die in Castilien geboren war, hatte mich in den Tänzen dieses Landes unterrichtet. Auf diese Künste und den gelegentlichen Unterricht in dem katholischen Glauben, worin sie aufgewachsen war, und den mir Pater Lorenzo gab, beschränkten sich alle Lehrstunden, die ich je gehabt hatte, wenn man nicht diejenigen hinzurechnen will, die sie mir außerdem in den Regeln des Anstandes und der stolzen Würde einer Donna ertheilte. Es war mir daher nicht angenehm, als ich Olivia zu ihrer Gouvernante begleitete, bei der sie, unter mir sehr langweiligen Beschäftigungen, viele Stunden des Tages zubrachte und bei welcher Gelegenheit man bald meine eigne Unwissenheit gewahrte.

„Wozu lernst Du so Vieles?“ fragte ich einst, als wir uns allein sahen; „ich weiß schon Alles, was eine Dame zu wissen braucht.“ Olivia fragte verwundert, und ich begann, vor ihr meine Künste sehen zu lassen. Sie gerieth außer sich vor Freuden, als sie mich die Cachucha und einige andere Tänze aufführen sah, die eben von einer Person getanzt werden konnten.

Sie rief ihre Eltern herbei, und Lord H. gerieth in Extase wie sie. Seine Gemahlinn indeß blieb gleichgültig und sagte endlich:

„Man hat Dich frühzeitig in Künsten unterrichtet, die einst Dein Unglück machen werden, dagegen weißt Du noch nichts von dem, was zu Deinem wahren Heile dienen würde.“

„Meine Liebe,“ sagte Lord H., „Du solltest ein wenig heiterer sein und dies fröhliche Geschöpf nicht durch üble Laune betrüben.“

„Es war dies auch nicht meine Absicht, Mylord,“ erwiederte sie sanft, „ich sehe nur mit Schmerz auf ein Wesen, das die Natur so reich begabte, und das die Menschen sich alle Mühe geben werden zu verderben. Dies arme Geschöpf ist noch ganz unwissend — — —“

„Nun,“ fiel ihr Lord H. heftig in die Rede, „da wäre es besser, Eure Herrlichkeit ließen ihr einigen Unterricht ertheilen, statt mit unnützen Klagen den Genuß zu verbittern, den mir und Olivia das schöne Talent der lieblichen Inez gewährt.“

„Ich habe schon mit Olivias Gouvernante darüber gesprochen, Mylord, allein Inez ist noch zu weit zurück, und ich mag nicht von Miß Ellen verlangen, mit einem so großen Mädchen den Unterricht bei dem A=B=C anzufangen.“

„Miß Ellen wird denken müssen, Olivia hätte noch eine jüngere Schwester,“ versetzte Lord H., „und man wird ihr leicht die vergrößerte Mühe ersetzen können.“

„Ich will mit ihr reden, und wenn es ihr zu unangenehm sein sollte, so werde ich Jemand finden, der sich dieser Mühe unterzieht.“

Ich habe diese kleine Scene nur deshalb so ausführlich mitgetheilt, damit Du, Helene, die Stellung erkennst, in der ich im Hause Lord H's. eingeführt ward. Lady H. war eines der edelsten weiblichen Wesen; allein da sie fast beständig krank war, so war ihre Stimmung nicht dazu geeignet, ihrem lebenslustigen Gemahle angenehm zu sein. Er sah daher gern, wenn meine kleinen Talente, meine Munterkeit einige Abwechslung in die monotone Stille des Hauses brachten. So zärtlich er Olivia liebte, so war doch auch sie ihm zu ernst, und er äußerte oft, daß er wünsche „Miß Ellen möge ihr nur halb so viel an wissenschaftlichen Kenntnissen beigebracht, und sie dafür nur halb so viel von der Natur empfangen haben, als ich.“

Lady H. versuchte oft mit sanften eindringlichen Worten mir eine wahre Ansicht meiner Verhältnisse zu geben, sie gab sich selbst Mühe, mich zu unterrichten; allein die Lehrerinn war zu kränklich und ernst, die Schülerinn zu träge und muthwillig, und so ward ich denn Miß Ellen zuletzt aufgebürdet, die sich aber

eben nicht bemühte, große Kenntnisse in meinen Kopf zu bringen.

Indessen kam ich so weit, daß ich lesen, schreiben, auch etwas rechnen, die Guitarre spielen und dazu singen lernte. Überdieß ertheilte Pater Lorenzo mir täglich Unterricht in meiner Religion, welches meine Mutter zur ausdrücklichen Bedingung gemacht hatte, und endlich lernte ich sogar in Wolle nähen und Filet stricken.

Es war nun fast ein Jahr seit meinem ersten Eintritte in den Palast verflossen; ich trug dieselben Kleider wie Olivia, und diese hing mit einer schwärmerischen Liebe an mir. Lady H. war noch kränklicher geworden, und schien am Ende recht gut damit zufrieden, daß ihre Olivia eine muntere Gefährtinn gefunden hatte; sie sah, daß ich eben nicht bösartig war, und zu den Fehlern, die ich besaß, lag in Olivias Seele keine Anlage, ich konnte sie also damit nicht anstecken und unbesorgt ließ sie uns daher oft allein. Zuweilen blickte sie mich mit Traurigkeit lange forschend an, und machte mich mit Sanftmuth auf die beiden Fehler aufmerksam, die sie hauptsächlich gefährlich für mich hielt: auf meine Neigung zur Intrigue und meine Eingebildetheit auf äußere Vorzüge. Sie besaß einen eigenen Scharfblick, die erstere aufzudecken und mich zu beschämen, und sagte dann gewöhnlich: „Wenn Du nicht lernst offen und wahr zu handeln und zu denken, so wird alle Gunst, die Du

jemals von Menschen erlangst, nicht von Dauer sein, und Du wirst niemals wahrhaft glücklich werden."

"O Mylady," erwiederte ich einst, "Sie sind so offen und wahr, und doch auch nicht glücklich."

Sie sah mich lange aufmerksam forschend an, als ob sie in meiner Seele lesen wolle, woher mir dieser Gedanke gekommen sei, dann aber nahm ihr Wesen eine Würde und Hoheit an, vor der ich beschämt die Augen nieder schlug. Sie legte die Hand auf mein Haupt und sagte:

"Inez! Gott prüfet mich jetzt mit schmerzlicher Krankheit, ich kann daher nicht immer fröhlich sein; aber Ruhe des Bewußtseins, innerer Seelenfrieden und die Hoffnung auf ein ewiges seliges Leben, dies ist das wahre Glück, von dem ich rede, und dies alles trage ich in meiner Brust, und o Inez! dies Himmelsglück können nur Menschen genießen, die vor keiner Handlung ihres Lebens zu erröthen brauchen und bei keiner etwas zu fürchten haben, wenn Andre sie entdecken sollten."

Ach Helene, jetzt, wo ich bei Dir und Louisen Tugend mit so viel Liebenswürdigkeit verbunden sehe, habe ich oft an die Worte Lady H's. zurückgedacht, und es tausendmal beklagt, daß sie nicht gesund und heiterer war, ihre Lehren würden dann bessere Früchte bei mir getragen haben; aber so wie sie nun eben war, konnte

sie auf ein Geschöpf, wie mich, nicht stark einwirken, und ich dankte nur immer Gott, wenn sie mich endlich entließ.

Olivia war ein Jahr älter als ich, und da sie mehr Kenntnisse als ich besaß, überdem von ernsterm Charakter war, so fand sie wenig Geschmack an den kindischen Spielen, an denen ich mich gern belustigte. Doch war sie mir stets gefällig bis zur Übertreibung, und folgte mir gern in den Garten, wo Miß Ellen uns freilich beaufsichtigen sollte; allein sie hatte ein Verhältniß mit einem jungen Offizier angeknüpft und sah es sehr gern, wenn sie uns mitunter ein Stündchen allein lassen konnte. Hier im Garten hatte ich nun bald Phöbe in unsere Spiele mit hineingezogen, bei denen ich gewöhnlich eine vornehme Dame, Olivia meine Gesellschafterinn und Phöbe meine Zofe vorstellte. Diese liebte mich jetzt noch hingebender, als sie durch mich so manche Freude mit genoß, und ging oft in meinem Auftrage zu Mamita, ihr kleine Geschenke an Näschereien u. dgl. von mir zu bringen, und dort ward ihr denn eine immer unsinnigere Meinung von meiner künftigen Größe eingeflößt.“

Eines Tages stürzte sie athemlos in den Garten und schrie mir zu: „Kommt, Miß Inez, Eure Mutter wird sterben.“

Ich schrie ebenfalls auf, warf Alles, was ich eben in Händen hatte, zur Erde, und ohne auf Olivias Forderung zu hören, erst mit ihr zur Mama zu gehen, und um Erlaubniß zu bitten, lief ich eiligst mit Phöbe davon. Ich fand meine Mutter von einigen Nachbarinnen umringt auf ihrem Bette liegen; sie kannte mich nicht mehr und lag im furchtbarsten Fieber. Ich warf mich in Verzweiflung über sie hin, und die Dienerinn, die Lady H. mir nachsendete, als sie von Olivia hörte, was geschehen, riß mich mit Gewalt von dem Lager in die Höhe; allein sie war nicht im Stande, mich mit sich fort zu ziehen, und der Arzt, den Lord H. sendete, trug ihr auf, an Mylady zu sagen: „die Frau habe eine ansteckende Krankheit, und da es zu fürchten sei, daß ich davon befallen werden könne, so dürfe ich nicht in den Palast zurück.“ Indessen ließ Lord H. den Doctor zu sich rufen, und nachdem meine Mutter am Nachmittage gestorben war, ohne mich noch einen Augenblick wieder erkannt zu haben, ward ich gebadet und mit ganz neuen Kleidern versehen wieder in den Palast zurückgeführt. Allein ich war in Verzweiflung: Mamita, die mich so zärtlich liebende Mamita war nicht mehr! Ich aß und trank fast gar nicht, und dieser heftige Schmerz zog mir eine Krankheit zu, wiewohl nicht diejenige, an welcher meine Mutter gestorben war. Olivia und Lady H. pflegten mich mit

unermüdeter Sorgfalt. Die Letztere mochte mich kaum eines so tiefen Gefühles fähig gehalten haben und bewies mir noch mehr Freundlichkeit wie sonst, so daß ich fast glaube, daß die Anstrengung an meinem Krankenbette die nächste Veranlassung zu ihrem bald darauf erfolgten Tode war.

Mylord stand eigentlich als Oberst bei einem Regimente in Ostindien und hatte nur auf längere Zeit Urlaub erhalten, um wichtige Erbschaftsangelegenheiten, die er auf Havannah zu beendigen hatte, in Ordnung zu bringen. Während seiner Anwesenheit hier hatte er um seine Versetzung nach England gebeten, da er öfter an einem Leberleiden litt, und sie war ihm in dieser Zeit eben bewilligt. Sobald daher die Leiche der Lady einbalsamirt und in mehrere kostbare Särge verschlossen war, traf er eilig Anstalt, mit uns nach seinem Vaterlande abzureisen. Olivia willigte gern in meinen Wunsch ein, Phöbe mitzunehmen, die doch zu meiner einstigen Zofe bestimmt war, und so traf ich mit Lord H., Olivia und großem Gefolge in London ein, wo ich den Verwandten als die Gesellschafterinn der jungen Lady vorgestellt ward.

Bald gewahrte Jedermann den Einfluß, den ich auf Lord H. besaß, und schmeichelte mir auf jede Weise; ich nahm an allen Vergnügungen Theil und erschien

in der Regel eben so gekleidet, wie Olivia. Immer mehr ward ich dadurch in der Meinung bestärkt, daß ich zu einer großen Dame geboren sei. Ich schämte mich schon herzlich meiner niedern Herkunft und ließ mir von sämmtlichen Hausgenossen einem nach dem andern geloben, nie davon zu reden. Ja, den Leuten machte ich weiß, daß ich eigentlich von hoher Geburt sei, daß meine Eltern aber, verbannte Spanier, im Exil und in Armuth gestorben wären, und ich dann kurze Zeit bei ihrer ehemaligen Zofe gelebt hätte, ehe Lady H. mich zu sich genommen habe.

Ich verlieh dieser Erzählung so viel Glaubwürdigkeit, daß sie endlich von Niemand bezweifelt ward, ja ich glaube, selbst von Phöbe nicht, um so weniger, als Alle die Artigkeit und Liebe sahen, mit der Lord H. mir begegnete.

Er liebte Olivia zärtlich, und ich glaube, nur diese Liebe hielt ihn ab, mir seine Hand anzubieten; es kann aber auch sein, daß die Scheu vor der öffentlichen Meinung, oder der Stolz ihn daran verhindert hat; genug, mit so großem Entzücken er mich auch oft betrachtete, und so freigebig er mich beschenkte, niemals sprach er gegen mich aus, daß er mir eine mehr als väterliche Neigung schenkte.

Lord H. mußte nun zu dem Armeekorps abgehen, das in Portugal stationirt war, und die Marquise Vauban, eine gutmüthige alte Dame, ward mir und Olivia als Aufseherinn zugegeben. Bald aber hatte ich auch sie ganz für mich eingenommen, und indem sie mir das größte Vertrauen schenkte, war ich mir gänzlich selbst überlassen. Olivia setzte fleißig ihre Studien fort, und Lehrer aller Art unterstützten sie dabei. Ich gab mich unterdeß mit Leidenschaft der Romanlectüre hin, zu der mir Miß Ellen, die selbst eine große Freundinn derselben war, behülflich ward. Mit ihr hatte ich eine Art Freundschaft geschlossen, die mir sehr gefährlich wurde. Sie war eine der schlauesten Personen, die ich je gekannt habe, und genau in Jedermanns Augen das, wovon sie sich bei ihm am meisten Vortheil versprach, und Lady H. ist gewiß in dem Glauben gestorben, in ihr eins der edelsten weiblichen Wesen zu besitzen, denn noch auf dem Sterbebette nahm sie ihrem Gemahle das Versprechen ab, Miß Ellen nie von Olivia zu lassen, bis sich die eine oder die andere verheirathen würde. Lord H. fand stets eine muntere Gesellschafterinn in ihr, Olivia die eifrige Gelehrte, die alte Marquisinn eine demuthsvolle Dienerinn, aber vor mir war sie nur eine liebesüchtige Romanheldinn, die den Kopf voller Thorheiten und unsinniger Hoffnungen hatte und mich in den meinigen bestärkte.

So war Olivia siebzehn, ich sechszehn Jahre alt geworden, als Lord H. auf einige Monate nach England zurückkehrte. Er öffnete nun sein Haus der großen Welt, und Olivia verlobte sich bald mit einem Baronet Leith. Überall war ich immer an ihrer Seite, obgleich ihr Verlobter der einzige Mann war, der mir nie einige Auszeichnung erwies. Desto mehr begann Lord H. mir den Hof zu machen, und man brachte diesem Umstande und meiner Schönheit, meinem Gesange, meinem Tanze die unsinnigsten Huldigungen dar.

Eines Tages kündigte uns Lord H., der jetzt zum General avancirt war, einen jungen Deutschen an, der mit Depeschen an ihn aus Portugal abgesendet und der schönste Mann sei, den er je gesehen habe, er werde zu Mittag mit uns speisen. „Und, Inez,“ fügte er neckend hinzu, „nimm Dein Herz in Acht; Du weißt, ich werde keinen Nebenbuhler darin dulden.“

Es war dieses ein sonderbarer Scherz von Seiner Herrlichkeit, der sich bisjetzt noch nie meinen Liebhaber genannt, sich auch nie ein solches Recht angemaßt hatte; indessen machte ich meine Glossen in Gedanken darüber. Als ich mit Olivia allein war, lenkte ich das Gespräch auf den Deutschen und sagte:

„Ich bin gespannt, Olivia, wie der schönste Mann aussieht,“ und entwarf nun ein Bild, welches mir als Ideal davon vorschwebte, und welches ich oft den Hel-

den meiner Romane angepaßt hatte. Sie lachte und sagte:

„Du wirst wohl nie das Original zu Deinem Bilde finden, und was mich betrifft, so würde ich einen Mann, der blondes, weichgelocktes Haar, blaue Augen, eine gerade Nase u. s. w. besäße, durchaus nicht schön finden. Ein Mann muß vor Allem eine hohe gewölbte Stirn, ein dunkles, ruhig klares Auge, und einen Mund besitzen, von dem ich glauben darf, daß er mich mit Verstand unterhalten wird; seine Nase muß Hoheit verkünden, und das ganze Gesicht den Ausdruck einer erhabnen Seele an sich tragen.“

„Mit einem Worte,“ lachte ich, „wie Sir Leith aussehen.“

Sie erröthete, fiel mir um den Hals und sagte: „Ach ja, Inez, Du hast ganz Recht! Ich bin ein sehr glückliches Mädchen.“

Mit einigem Herzklopfen erschien ich zu Mittag im Gesellschaftszimmer, und ich muß gestehen, daß ich noch einige Sorgfalt mehr, als gewöhnlich, auf meinen Anzug verwendet hatte. Eine dunkle Idee, daß ich, die von so vielen und auch von mir selbst für die schönste Frau der Welt gehalten wurde, mich mit dem schönsten Manne messen sollte, schwebte mir vor, als ich eintrat und Olivia im Gespräch mit einem Offizier sah, der das vollkommenste Original zu meinem Bilde war.

Lord H. führte ihn bald zu mir und stellte mir ihn als den Lieutenant Black vor.

Helene, Du Reine! Wie soll ich Dir erzählen, was nun folgte? Erlaube mir, daß ich nur flüchtig über jene Zeit hinweggehe, die mich jedes Erdenglückes, das eine reine tugendhafte Liebe geben kann, unwürdig machte. Black liebte mich bald leidenschaftlich, und ich glaubte nicht mehr glücklich zu werden, wenn ich nicht die Seinige würde. Ich vertraute mich Miß Ellen an, und sie, welche so gern die Fäden zu einer Intrigue leitete, veranstaltete bald geheime Zusammenkünfte, da wir uns sehr vor Lord H. fürchteten. Olivia allein merkte nichts von dem Allen, und die Marquisinn, glaube ich, sah es recht gern, daß ich ein anderes Verhältniß anknüpfte, da sie so am ersten hoffte, daß sich dadurch der immer deutlicher hervortretenden Absicht Lord H.'s, mir seine Hand zu reichen, ein Hinderniß entgegenstellen würde. Black ward nach Portugal zurückgesendet, und als er nach einigen Wochen wiederkam, konnte ich endlich nicht mehr über mein Verhältniß zu Black schweigen, ich vertraute mich der Marquisinn an, und ich sage Dir nichts von den Scenen, die diesem Geständnisse folgten, von denen indeß Niemand etwas erfuhr, außer den handelnden Personen: der Marquisinn, Lord H., Miß Ellen, mir und Black,

und deren Schauplatz in den Zimmern der Erstern Statt hatte, während Olivia auf dem Landgute ihrer künftigen Schwiegereltern einige Tage verlebte. Indessen konnte Lord H. nicht mehr ohne meine Gesellschaft sein, er vergab endlich Alles, versetzte Black in seinen Stab, und Olivia ward mit der Nachricht meiner plötzlichen Verheirathung überrascht, als sie in die Stadt zurückkehrte, um von dem Vater Abschied zu nehmen, der nach Spanien abgehen mußte. So betrat ich nun das Land, das ich stets als meine künftige Heimath betrachtet hatte, an der Seite eines Mannes, dessen Schönheit und Liebe mich anfangs für alle die aufgegebenen Pläne auf Glanz und Hoheit entschädigten. Eigentlich ward ich dies Opfer auch noch wenig gewahr, denn Jedermann erkannte in mir die geliebte Pflegetochter, den Alles vermögenden Liebling eines großen Generals, und dieser fand mich noch immer bereit, ihn angenehm zu unterhalten, wofür er mich seinerseits noch immer in dem Glanze erhielt, dessen ich gewohnt war und um Alles nicht hätte entbehren mögen. Allein William dachte anders über diesen Punkt, und er verlangte bald von mir, mich mit dem bescheidenen Loose zu begnügen, das er mir bieten konnte. Ihn beleidigten die Geschenke des Generals, und er beschwor mich, nichts mehr anzunehmen. „Ich allein will Dir Alles geben, Inez,“ sagte er, „Dein Gatte hat ganz allein

das Recht, für Dich zu sorgen.“ Anfangs versuchte ich ihn zu täuschen, ich versprach, nichts mehr zu nehmen, und bat den General, ihm nichts merken zu lassen, wenn er gütig gegen mich war. Dann aber verlangte er auch, ich solle nicht mehr in den Gesellschaften erscheinen, die Lord H. um sich versammelte, und jetzt verrieth ich mich, indem ich sagte, daß ich ja dann den General beleidigen würde und auf keine einzige Unterstützung desselben mehr rechnen könnte, und,“ setzte ich hinzu, „wie soll ich dann fertig werden? Du hast ja nichts, um anständig mit mir leben zu können.“ Hier gerieth er zum ersten Male in den Zorn, den ich vorher nie für möglich gehalten haben würde; denn obgleich auch Lord H. heftig war, so hatte er doch eine andere Manier dabei, er war auch im Zorne ein Mann von Erziehung. Black aber gerieth ganz außer sich, schrie, fuhr mit den Händen dabei in der Luft umher, als wenn er sich und mich zerreißen wollte, und seine Augen rollten ihm so gräßlich im Kopfe, daß es mich noch jetzt schaudert, wenn ich mir jene Scene in das Gedächtniß zurückrufe, der leider noch so viele ähnliche folgen sollten.

„Sprich das Wort „anständig“ nicht aus, Du Abscheuliche!“ schrie er, „weiß denn ein Geschöpf wie Du, was anständig ist? Du, die sich mir leichtsinnig hingab, ohne wahre Liebe, wie sich jetzt zeigt; Du, die sich von

einem alten Gecken unterhalten läßt; die seine bezahlte Sängerinn und Tänzerinn ist. Sieh, wie er Dich dafür achtet!" sagte er hönisch. "Wenn er Dich wie ein Vater liebte, würde er Dir nicht ein unabhängiges Vermögen geschenkt, oder Dich ausgestattet haben? Aber er erhält Dich in dieser schändlichen Abhängigkeit, damit er Dich singen und tanzen lassen kann, wenn es ihm beliebt. Und diese verachtungswürdige Existenz ziehst Du dem bescheidenen aber ehrenden Loose vor, die redliche Gattinn eines armen Lieutenants zu sein, der Dich mehr als sein Leben liebt?"

Anfangs war ich starr vor Schrecken bei seinen Worten; aber kastilisches Blut floß in meinen Adern, und ich fiel jetzt meinerseits mit Heftigkeit ein:

"Du giebst mir den schönsten Beweis, welch' angenehmes Loos mich in der Einsamkeit mit Dir erwartete, und wirst wohl selbst mich nicht für so verblendet halten, daß ich die angenehme Existenz, die mir mein gütiger Pflegevater verschafft, aufopfern werde, um in Armuth und Dürftigkeit mich mit Dir in irgend einem Winkel zu verkriechen, und mich wie eben jetzt behandeln zu lassen."

Ich sah ihn bleich werden, er mochte fühlen, daß er zu weit gegangen war.

"Ich bin ein Wahnsinniger, Inez!" schrie er und sank mir zu Füßen. "Vergieb mir, deute nichts aus

meinen Worten, als den Schmerz der Liebe, die nicht genug besitzt, um Dich allein glücklich zu machen.“

Wenn er sanft, zärtlich hingebend, klagend zu mir redete, so war er mir unwiderstehlich, und bald waren wir wieder versöhnt. Ich begann jetzt von selbst, mich von den Gesellschaften des Generals zurückzuhalten, da ich bald meinen kleinen George erwartete, und Lord H. suchte mich in meinen Gemächern auf, wenn ihn der Dienst oder seine Kränklichkeit verstimmten und er Aufheiterung bedurfte. Black war stets unglücklich über diese Besuche; allein endlich gewöhnte er sich daran, diesen Schmerz mit sich herum zu tragen. Gegen die Zeit meiner ersten Niederkunft führte er mich nach Salamanka, wo ich mit Phöbe und einigen Dienerinnen in einem hübschen Hause mich einrichtete und einige Tage mit dem nun ganz glücklichen und dann so unbeschreiblich liebenswürdigen William vereinigt lebte. Dann aber mußte er mich verlassen, und ich glaubte fast, der Schmerz würde ihn wahnsinnig machen. Aber und abermals empfahl er den Dienerinnen die größte Sorgfalt für mich. Er hatte auch Alles für sein kleines Kind eingekauft; ich mußte ihm versprechen, nichts anders, als was er bezahlt hatte, für dasselbe zu verwenden, und da ich nie genug Prunk, auch selbst in dem Zeuge für das kleine Kind nicht, machen konnte, so glaube ich, der arme William hat sich sehr vieles versagen müssen,

um nur allen Ansprüchen, die ich an seine Börse machte, zu genügen. Aber er widersprach mir nie hierbei; theils machte es ihm so große Freude, für mich und sein Kind einmal recht allein zu sorgen, und dann mochte er fürchten, daß wenn er nicht Alles kaufte, was ich wünschte, so würde ich doch Lord H.'s Hülfe in Anspruch nehmen. Endlich also hatte er mich verlassen, und ich war mit meinen Frauen allein.

In dieser Zeit fing ich aus langer Weile, glaube ich, zum ersten Male an, über mein Leben Betrachtungen anzustellen. Selten war ich bisher zu mir selbst gekommen, und ich sah mich jetzt mit einiger Verwunderung ganz von dem Ziele entfernt, das ich mir einst gesteckt, und zu welchem meine Mutter zuerst meine Blicke hingelenkt hatte. Ich dachte daran, was aus mir werden könnte, wenn General H. stürbe, und malte mir das elende Leben, welches ich dann würde führen müssen, mit den düstersten Farben aus. Ich kam endlich zu dem Entschlusse, allen meinen Einfluß auf Lord H. zu benutzen, um ihn zu bewegen, mir ein unabhängiges Vermögen zu geben. Dann wollte ich mit William in sein Vaterland ziehen, von welchem er mit so großer Anhänglichkeit redete, und wo man mit weit geringeren Einkünften viel angenehmer als in England sollte leben können. Dort wollte ich an der Meeresküste, an der er geboren war, ein hübsches Landgut kau-

fen und ein gastfreies Haus führen, was ich so sehr liebte.

In diesen Entschlüssen und Plänen unterbrach mich die Ankunft meines George. Ich war so wohl dabei geblieben, daß ich schon selbst zwei Zeilen an Black schreiben konnte, und sie dem Boten mitgab, der ihm diese Nachricht brachte. Er kam mit Courierpferden viele Meilen weit, um mich eine Stunde zu sehen, und ach, Helene! nie vergesse ich das begeisterte Antlitz, mit welchem er zu mir eintrat, sein Kind in die Arme nahm, und noch ehe er es geküßt hatte, mit ihm niederkniete und in der Sprache seines Landes ein heißes Gebet um Segen für das liebe Geschöpf zu Gott emporsendete.

Dann überließ er sich der reinsten menschlichen Freude, und ich und das Kind theilten uns in seine überschwängliche Liebe. Dazwischen beschwor er meine Wärterinnen, Alles aufzubieten, daß ich mich schone, und wie ich späterhin entdeckte, hatte er die goldene Kette seiner Uhr verkauft, um nur recht freigebig hier auftreten zu können. Dann als er noch mit Wonne gesehen, wie das kräftige Kind an meiner Brust reichliche Nahrung empfing, mußte er sich wieder von mir trennen, was ihm nun noch schmerzlicher als das erste Mal ward. Ich blieb einige Monate in Salamanka, und als ich zurückkehrte, überraschte mich Black mit der Skizze zu seinem Bilde,

welches Du kennst, und auf welchem er sich in dem Momente dargestellt hat, wo er mein Billet empfing und dankend zu Gott emporblickte.

Der General hatte zur Feier meiner Genesung ein Ballfest veranstaltet, und empfing mich mit dieser Nachricht. Er war sehr erfreut, mich blühend wie sonst wieder zu sehen, d. h. gesund, denn Farbe habe ich nie gehabt, sie ist selten bei Creolen; indessen schimmerte doch damals ein leichtes Roth durch die Blässe, die Du an mir kennst, und dem Auge der Freundschaft entging nicht, daß ich dieses wieder mitgebracht. Auch ich freute mich, den General zärtlich, wie immer, gegen mich zu sehen, und beschloß, ihm in den nächsten Tagen im Vertrauen zu eröffnen, was ich mir von seiner Güte verspreche. Unterdeß äußerte er, daß er hoffe, ich werde ihm heute Abend einmal wieder die Cachucha tanzen, er habe mir einen Anzug dazu kommen lassen, wie ich ihn mir früher gewünscht hätte.

Ich erschrak, da ich voraussah, wie dies den armen William wieder schmerzen würde, indeß durfte ich den General nicht eben jetzt erzürnen, und ließ ihn mir nur versprechen, daß Black nicht eher etwas davon erfahren sollte. „Heute Abend," sagte ich, „wenn Euer Herrlichkeit in der Gesellschaft Ihren Wunsch aussprechen, dann kann Black nichts dagegen einwenden, und ich,

das weiß Mylord, werde mit Vergnügen Alles thun, was Sie wünschen.“

„Black ist ein eigensüchtiger, eifersüchtiger Mensch,“ sagte er, „Du solltest nicht ganz so viel Rücksicht auf ihn nehmen, Inez.“

(Merke Dir diese Worte, Helen; bei einer andern Gelegenheit wirst Du Lord H. mir wieder eine andere Weisung geben hören.)

„Aber Mylord, er ist doch mein Gatte,“ erwiederte ich, „und er wird sehr zornig, wenn er unzufrieden mit mir ist.“

„Er soll es sich unterstehen!“ erwiederte der General mit einem wüthenden Blicke, und ich hatte alle Mühe, ihn zu besänftigen und ihn endlich zu bewegen, in meine Bitte zu willigen.

Als ich mich ankleiden wollte, sagte William, der eben zärtlich mit mir und dem Kinde getändelt hatte: „Aber Inez, Du darfst nicht tanzen, und wirst Dich daher nicht dazu ankleiden wollen.“

„Und warum nicht, William?“ fragte ich, „ich bin so wohl, und habe eine so große Freude darauf.“

„Ich kann es mir nicht denken, daß eine Mutter, die ihr Kind nährt, Vergnügen am Tanze finden sollte; in Deutschland hält man dies selbst für unschicklich; wie leicht kannst Du Dich erkälten, und denke Inez, wenn Du wegen eines so erbärmlichen Vergnügens vielleicht

dem Glücke entsagen müßtest, Deinem Kinde Alles zu sein!"

Er bat so rührend, ich überwand meine Neigung und ging, mich warm und dunkel anzukleiden.

Als ich in der Gesellschaft erschien, sah ich mich bald von dem gewöhnlichen, bewundernden Kreise umgeben; man wünschte sich Glück, mich so wohl wieder zu sehen, ich mußte diese Artigkeiten erwiedern, und Black zog sich von mir in eine düstere Ecke zurück, wo er sich aller Wuth eines eifersüchtigen Herzens hingab. Jetzt ließ ihn der General zu sich rufen, und indem er ihm mit großer Freundlichkeit viel Artiges und Gütiges über mein Aussehen sagte, bat er mich, die Cachucha zu tanzen. Ich wendete mich zu Black, um seine Erlaubniß zu erbitten, er machte einige Einwendungen, indeß der General trat ernst dazwischen, und ich ging mich umzukleiden. Der Anzug war ganz so kostbar und schön, als meine Mutter mir diese Nationaltracht ihres Geburtslandes immer beschrieben hatte, und ich dachte, indem ich mich in dem großen Spiegel meines Zimmers beschaute, William müsse mir doch wieder gut werden, wenn er mich so erblickte. Ich nahm den Pandero zur Hand und schritt, begleitet von Phöbe, bis an den Gesellschaftssaal; hier warf ich ihr den Mantel zu, den ich um meine Schultern geschla-

gen hatte, und trat in dem stolzen Gefühle der Unwiderstehlichkeit ein. Ein nur halb unterdrücktes Murmeln der Überraschung empfing mich; doch als ich zu William hinblickte, bemerkte ich, daß seine Blicke düster und drohend auf mir ruhten.

Ich tanzte indessen, und es machte mir großes Vergnügen, mich einmal in meiner ganzen Schönheit zu zeigen, die durch den Anzug noch mehr hervorgehoben war. Als der Tanz geendet, als ich rings von Bewunderern umgeben war, wendete ich mich zu Ihm, an dessen Beifall mir so Viel, wenn nicht Alles gelegen war; allein er war außer sich vor Zorn, und als ich liebevoll seinen Arm berührte, rief er mir mit leiser aber wüthender Stimme ein schreckliches Wort zu. Ich ward beinahe ohnmächtig und er sah sich genöthigt, mich zu unterstützen, daß ich nicht umsinke, und führte mich auf meine Zimmer. Hier überließ er sich, trotz meiner Schwäche, der unbeschreiblichsten Heftigkeit, und Phöbe warf sich ihm zuletzt zu Füßen und bat ihn, mich nicht zu tödten; er verließ mich endlich, denn ich war nicht im Stande, ihm auf den Ball zu folgen, so sehr hatte mich die Scene angegriffen. Nach einer halben Stunde, die ich an Phöbes treuer Brust verweint hatte, kehrte er zurück und beschwor mich, ihn in die Gesellschaft zu begleiten, er sei, sagte er, ein Wahnsinniger gewesen, als er meine Jugend und Schönheit

dem Schauplatze habe entziehen wollen, worauf sie fröhlich sein könne, und diesen nie von ihm gehörten Reden lauschte ich mit Entzücken und Verwunderung. Aber ich ergab mich nicht gleich, er mußte mich erst recht lange bitten; doch endlich söhnte ich mich wieder mit ihm aus, ich mußte mich durchaus im Ballkostüm kleiden und trat an seinem Arm glücklich und heiter in die Gesellschaft ein. Ich bin nicht geschaffen, unangenehme Eindrücke lange zu bewahren, und ein Schmerz, den ich nicht schnell bei Seite legen kann, würde mich tödten. — —

Man bestürmte mich mit Aufforderungen zum Tanze, allein ich versagte standhaft, und setzte mich, da der General spielte, mit William in einem Divan. Er war nun wieder ganz glücklich und führte mir einen Cameraden zu, der auch eine Rolle in dem traurigen Drama meines Lebens gespielt hat. Den Capitain Hugo. Er nahte sich mir mit einer Miene, die mir bis dahin noch Niemand gezeigt hatte, mit der des Mitleids, und eines so zarten diskreten Mitleids, daß es mir wohl und wehe that. Wohl, weil ich wirklich anfing, mich momentelang unglücklich zu fühlen, nicht allein durch die Eifersucht und die Heftigkeit Williams, sondern durch eine gewisse, unbestimmte, schmerzliche Sehnsucht. Mein bessers Selbst begann aufzudämmern aus den Schlacken, die eine nutzlos verschwendete Jugend, vergäng-

liche Freuden der Welt, und ein flüchtiger Sinnenrausch, (denn anders war meine vermeinte Liebe zu William Black nichts gewesen) in mir zurück gelassen hatte. Man sagt: Mutterliebe kann das Herz eines Weibes ganz allein ausfüllen, und meine eigne Mutter liefert den Beweis für diesen Spruch, aber i ch habe dies nicht erfahren. Mein kleiner George war mir eine liebe Puppe, ein angenehmer Zeitvertreib, wenn er geputzt und fröhlich war, aber sobald er schlief oder viel weinte, so sah ich gern, daß Phöbe mir die Sorge für ihn abnahm. William hingegen trug sich oft, wenn er unruhig war, Stundenlang mit ihm herum.

Ich war also nicht befriedigt in meinem Gemüthe, ich fühlte zuweilen selbst Mitleid mit mir, und das eines Mannes, dessen äußere Erscheinung nichts Blendendes, aber etwas Imponirendes hatte, that mir daher unendlich wohl. Aber auch schmerzlich fand ich mich dadurch getroffen, denn von dem, was ich empfand, konnte er ja nichts wissen; seine wehmüthige Theilnahme galt daher nicht meinen Gefühlen, sondern meiner Stellung, meinen Verhältnissen, und sie waren daher nicht Gegenstände der Bewunderung und des Neides, sondern des Mitleids, und dieser Gedanke kränkte mich ungemein.

Als ich eintrat, sah ich den Capitain tanzen, und sein edler Anstand fiel mir auf. Als er jetzt gar nicht mehr tanzte, fragte ich ihn nach der Ursache.

„Mistreß Black," erwiederte er, „der Tanz gefällt mir nur dann, wenn ich eine Tänzerinn habe, deren Unterhaltung mich angenehm über die Pausen desselben hinwegbringt."

„Aber wer so tanzt wie Sie, Capitain, der muß schon eine angenehme Befriedigung in dem Gedanken finden, so vielen Zuschauern, indem sie ihn bewundern, Vergnügen zu schenken."

„Ich gestehe, daß ich weder so eitel bin, mir damit zu schmeicheln, Bewunderung durch eine Sache zu erregen, auf die ich nicht den mindesten Werth lege, noch geht meine Menschenliebe so weit, daß ich, um meine Mitmenschen zu erfreuen, als Tänzer mich zeigen möchte, da ich damit die öffentlichen Balletänzer doch nie erreichen werde."

Seine Worte enthielten freilich eine große Bitterkeit für mich, und Williams Gesicht drückte dabei einen Triumph aus, der mich sehr beleidigte; allein der Capitain wußte in den Ton, mit welchem er sie sprach, so viel Verbindliches zu legen, und seine Mienen zeigten eine solche Bescheidenheit, daß ich nur Williams wegen erröthete, weil er glauben konnte, ein so feingebildeter Mann habe mir absichtlich eine Lehre geben wollen.

Wären wir damals länger mit dem Capitain zusammen geblieben, so bin ich gewiß, es stände besser mit

mir; denn damals war ich noch in der Stimmung, daß ich horchte auf die Lehren der Weisheit. Allein wir schifften uns bald nach England ein, wo ich anfangs den Capitain nur flüchtig sah.

Auf der Seereise war ich fast beständig krank, und die Selbstsucht des Generals, der immer noch Aufheiterung von mir verlangte, und Williams Eifersüchtelei, selbst das öftere Weinen des kleinen George, der an seinen Zähnchen viel Schmerzen litt, auch das Unbequeme meiner Lage, Alles stimmte mich traurig und mißlaunig. Vollends der Abschied von dem schönen Lande, an welchem die goldenen Träume meiner Jugend mich fesselten, und das ich nun mit einem so kalten düstern Nebellande vertauschen sollte; diese Vorstellung gab mir den bittersten Schmerz. William hatte fest beschlossen, in London eine seinen Verhältnissen angemessene Wohnung zu beziehen. Hier wollte er mich zu einer deutschen Hausfrau heranbilden, — ach, und Alles, was er mir davon erzählte, widerte mich an.

Als wir in London anlangten, ward der Vermählungstag Olivia's festgesetzt, und ich mußte bei all' den Festen, die er veranlaßte, eine Rolle übernehmen. Der General stattete mich freigebig dazu aus, und ich überließ mich wieder dem Wirbel der Zerstreuungen. Black fing jetzt schon an zu kränkeln und sich mit manchen Zweifeln

zu quälen. Er machte sich ein Gewissen daraus, eine Katholikinn geheirathet, sie durch Betrug und Sündhaftigkeit an sich gebracht zu haben, und betrachtete die Beängstigungen seiner kranken Brust als Strafe für seinen Leichtsinn. Er nahm daher nur selten Theil an den Vergnügungen, denen ich mich nicht entziehen zu dürfen glaubte, und Olivia, die mich zuweilen selbst ermahnte, meinen Gatten nicht ihretwegen zu verlassen, überredete ich, daß William selbst es wünschte; sie dankte ihm dann, und er mochte nicht widersprechen, da er jetzt selbst fühlte, daß wir die Hülfe des Generals bedurften.

Der Capitain fand Zutritt in den Cirkeln, in denen ich mich bewegte, und gesellte sich auch zu Black, der ihn in das elende Häuschen führte, das er aus Eigensinn statt des Palastes des Generals, in welchen dieser uns einlud, bewohnte. Er gab sich alle Mühe, eine Vereinigung zwischen uns herbeizuführen; allein unsere Lebensansichten lagen zu weit auseinander. Indessen gewann ich ein immer lebhafteres Interesse für den einzigen Menschen, der es verstand, mich zu belehren, ohne mich zu beleidigen, und schenkte ihm mein vollstes Vertrauen.

Mit lebhafter Freude bemerkte ich, daß mein Mentor endlich anfing, mitunter mich mit Augen voll Liebe zu betrachten, und dachte schon daran, ob die Art von Neigung, die ich für ihn empfand, am Ende die wahre

Liebe sei, von der Olivia mit so großer Begeisterung redete, und die mit Achtung beginnen sollte, als die Truppen wieder eingeschifft wurden, und der Capitain zu einer andern Heeresabtheilung kam.

Das alte Leben begann nun wieder, die wechselnden Scenen des Kriegs führten mich an der Seite meines Mannes bald hier bald dorthin, allenthalben auf der pyrenäischen Halbinsel umher, und einige Jahre waren mir durch die fortdaurende Güte des Generals bald sehr angenehm, bald sehr traurig durch Williams zunehmende Kränklichkeit und Reizbarkeit vergangen. Ich hatte meinem kleinen William das Leben gegeben, und wir waren endlich wieder für längere Zeit in Palermo stationirt, wo ich bald wieder das zerstreuungsvollste Leben führte, und William sich der ausschweifendsten Verzweiflung hingab, ohne mich im Mindesten damit zu rühren. Oft hatte ich bei dem General eine Anspielung auf meine Bitte: mir ein unabhängiges Loos zu bereiten, gewagt, allein er wußte jedesmal zu verhindern, daß ich mich deutlich erklärte; ein reiches Geschenk brachte mich gewöhnlich zum Schweigen, und ich war denn endlich wieder in den Leichtsinn meiner Jugend zurückgesunken, der mich lehrte, die Gegenwart zu genießen und um die Zukunft unbesorgt zu sein.

Da trat William eines Tages mit dem Capitain bei mir ein, sein Auge strahlte dabei von einem freu-

denschimmer, den ich lange nicht mehr darin erblickt hatte; er glaubte in seinem Freunde den Schutzgeist unserer Ehe zu erblicken, auch ich nahm ihn als einen Vertrauten auf und so stand er nun abermals uns beiden zur Seite. Meine Grundsätze waren in der Zeit, daß ich den Capitain nicht gesehen hatte, nicht besser geworden; auch sehnte ich mich darnach, an einer vertrauten Brust mich zuweilen auszuweinen, denn dem General durfte ich nicht mit Klagen kommen, und so beging ich den unverzeihlichsten Fehler, den ein Weib begehen kann, ich begann den Gatten auf das schmählichste bei einem andern Manne anzuklagen, und wäre der Capitain nicht eigentlich kalt und besonnen gewesen, so würde ich leicht noch tiefer gesunken sein, allein ich bin es ihm schuldig zu gestehen, er benutzte seinen Einfluß auf mich nur zu meinem Besten.

Er veranlaßte mich, eine einsame Villa mit den Meinigen zu beziehen, er erzählte mir von den Tugenden der Frauen seines Landes, und ich hörte ihm ruhig und gern zu, denn er sprach angenehm und unterhielt mich zugleich, während er mich belehrte. Ich hatte endlich auch die größte Lust, so zu werden wie jene Frauen, aber ich liebte den armen William nicht mehr, und nur die Liebe zu meinem Gatten hätte mich bessern können. Die Kälte und Ruhe des Capitains steigerte dagegen meine Gefühle für ihn zu einer Art Leidenschaft, und ich war

eben nicht sehr geduldig, als William mich eines Tages mit Heftigkeit schalt, daß ich nicht Backen und Kochen lernen wollte, wie das seine Mutter doch gethan, die eine vornehmere Dame wie ich gewesen sei, und antwortete fast in Verzweiflung:

„Ich soll also vollends eine Magd werden? eine Kinderwärterinn, eine Köchinn, zuletzt gar eine Wäscherinn?“

„Das sollst Du freilich,“ rief er zornig, „zu etwas Besserem bist Du ja gar nicht zu gebrauchen, was verstehst Du sonst? Dein Tanzen und Singen sieht und hört die Gesellschaft an, wenn es ihr umsonst geboten, und sie dabei hübsch bewirthet wird; aber zeige einmal diese Künste für Geld, Niemand wird einen Pence dafür zahlen, und nun, was verstehst Du weiter? Deinen Mann zu kränken, Deine Kinder zu vernachlässigen und Dich zu putzen! Das sind Deine Kenntnisse, aber wenn Du erst mit mir in Deutschland bist, da will ich die erste beste Köchinn Dir zur Gouvernante geben, und diese Fülle von Gesundheit soll Dir dann mindestens den Vortheil bringen, daß tüchtiges Arbeiten Dich nicht zu sehr angreifen wird.“

Ich stand wie erstarrt bei diesen furchtbaren Worten, meine erste Regung war, zum General H. zu fliehen; allein in sein Herz hatte ich erst vor einigen Tagen einen eben nicht erfreulichen Blick gethan. Ich

brachte das Gespräch auf Blacks Idee, mit mir nach England zu gehen, wo er jenes Häuschen wieder beziehen wollte, um sich dort in der tiefsten Einsamkeit zu erholen, und sprach von den Einschränkungen, die ich dann würde zu erdulden haben, und an die ich so gar nicht gewöhnt sei, und wie unglücklich ich eigentlich wäre, kein Vermögen zu besitzen, denn dann würde ich doch Blacks Tyrannei, die mich durchaus in meiner unwürdige Verhältnisse zwingen wollte, nicht so bitter empfinden.

„Inez, Du bist eine Thörinn!“ erwiederte er; „wenn Du ein unabhängiges Vermögen besäßest, so würde Black je eher je lieber den Abschied nehmen und mit Dir nach Deutschland gehen, wo die Frauen Deiner Sphäre halbe Sclavinnen sind. So aber sieht er sich genöthigt, im Dienste und in meiner Nähe zu bleiben, wo ich Dich ja immer mit all' den Sachen unterstützen kann, die Dir Bedürfniß sind, die er aber für höchst überflüssig hält. So lange ich lebe, wirst Du Dich daher immer am Besten befinden, wenn Du Alles läßt, wie es eben ist; wenn ich aber sterbe, so will ich für Dich und Deine Kinder gesorgt haben.“

„Aber,“ wendete ich ein, „Black wird über kurz oder lang den Dienst verlassen müssen, seine Kränklichkeit ist doch immer im Zunehmen.“

„Gut denn, auch meine Gesundheit hat gelitten, wir gehen dann zusammen nach England, ich nehme ihn

unter der Firma eines Secretairs in meine Dienste, und Du wirst dann wieder in meinem Hause leben."

Ich wußte wohl, daß William diesen Vorschlag keinesweges würde annehmen wollen, ach! ich selbst fand kein Behagen mehr daran, seit Hugo mich das Leben aus einem andern Gesichtspunkte hatte kennen lernen, und ich schien mir jetzt nach der obenerwähnten Scene mit Black auf einer einsamen Klippe, rings von Abgründen umringt, zu stehen. Meine einzige Hoffnung war auf meinen Freund gerichtet, und ich befand mich, aufgeregt durch Schmerz und Zorn auf meinem Zimmer, als Hugo bei mir eintrat. Kaum erblickte ich ihn, so flog ich auf ihn zu, streckte ihm meine Hände flehend entgegen und beschwor ihn mit Thränen, mich von meinem Tyrannen zu befreien. Er nahm mich sanft bei der Hand, führte mich zum Sopha hin und sagte:

"Hier Inez, setzen Sie sich, und nun erzählen Sie ruhig Ihrem Freunde, was sich zugetragen hat."

"Ach," schluchzte ich, "ich will und kann nichts weiter sagen, als daß ich ein armes mißhandeltes Weib bin, das keinen einzigen Freund auf der Welt besitzt."

"Sie sind ungerecht, Inez," sagte er mit einiger Strenge, "Sie besitzen einen treuen, einen liebenden Freund, der sein Herzblut für Sie hingeben würde; aber Sie verstehen ihn nicht, Sie wollen ihn nicht verstehen, Sie weisen seine treue Liebe zurück."

Ich glaubte in diesen Worten eine Erklärung seiner eigenen Gefühle für mich zu hören, und unfähig, die meinigen länger zurückdrängen zu können, kniete ich vor ihm nieder und sagte:

„Du allein bist der einzige Mann, den Inez je geliebt hat, laß uns fliehen bis an's Ende der Welt.“

Er hob mich auf, nahm mich in seine Arme, unsere Lippen begegneten sich, und ich glaubte erst jetzt zu wissen, was Liebe sei, als ein Schrei der Verzweiflung, ein furchtbarer Fluch mein Ohr traf und William in seiner furchtbarsten Gestalt vor uns stand. Der Schrecken, das Bewußtsein nun wirklich seinen Zorn zu verdienen, zog mir zum ersten Male jenen Starrkrampf zu, an welchen ich jetzt von Zeit zu Zeit leide, wenn heftige Gemüthsbewegungen mich erschüttern.

Als ich mit Phöbe's Hülfe wieder zu mir selbst gekommen war, erfuhr ich, daß Black durch einen Blutsturz an den Rand des Grabes gebracht worden sei, und einen Augenblick machte ich mir bittere Vorwürfe, im nächsten, (o Helene, daß ich es gestehen muß! um ganz wahr zu sein, was ich Ihm und mir gelobt habe), freute ich mich, so vielleicht auf die leichteste Weise von ihm getrennt zu werden. Ich ging aber doch zu ihm; indessen mein Anblick schien ihm unerhörte Qualen zu bereiten, reden konnte er nicht, und ich entfernte mich wieder in der Hoffnung, daß Hugo mich aufsuchen, mich trösten, und

was weiß ich, was Alles mir vorschlagen werde. Aber er kam nicht! Ich sendete endlich zu ihm, ich bedurfte seines Trostes; da erhielt ich ein Billet von ihm, worin er mir sagte, „daß er mir noch einmal wiederholen müsse, daß ich einen zärtlichen treuen Freund besitze, und dieser Freund sei glücklicherweise mein — — Gatte, der gute William. Er bäte mich daher als aufrichtiger Freund von uns Beiden, diesem meine Liebe wieder zuzuwenden, da ich so allein wahrhaft glücklich werden könne.“

Ich hatte also entweder seine Worte unrichtig gedeutet, oder er wollte sie jetzt so ausgelegt wissen. — Er beschwor mich, meine Verhältnisse aus dem Gesichtspunkte zu betrachten, zu welchem er mich vom Anfange unserer Bekanntschaft an hinzuleiten versucht hätte. Eine Frau, die ihre Pflicht thue, könne sich jedes Geschick erträglich machen, und das meinige könnte eines der glücklichsten sein, wenn ich mir Mühe geben wollte, die durchaus nicht unbilligen Wünsche meines Gemahls zu erfüllen. Alles, worüber ich mich jetzt so bitter beklage, würde sich dann verlieren, denn Black sei ein guter, redlicher Mann.“

Auch er wies mich also von sich! Die Kälte in seinem Schreiben empörte mich, und ich sendete es ihm augenblicklich mit den Worten zurück, „daß ich vollkommen seiner Ansicht sei.“

Ich fuhr nun zum General. Er war sehr verdrieß- lich; dienstliche Mißhelligkeiten und sein übler Gesund- heitszustand hatten ihn veranlaßt, um Urlaub nach Eng- land nachzusuchen, und daß er ihm bewilligt ward, verdroß ihn nun doch wieder. Ich mußte behutsam auftreten mit meinem Gesuch um Hülfe, die ich mir übrigens mit Gewißheit von ihm versprach. Allein kaum hatte er mich richtig verstanden, so sagte er ziem- lich ärgerlich:

„Ich erwartete nicht, auch von Deiner Seite noch Unangenehmes zu erfahren, — und was hofftest Du eigentlich vom Leben? sprich Inez! Als Du den Lieu- tenant Black heirathetest, glaubtest Du das glücklichste Weib der Erde zu sein, auch hattest Du vom Stand- punkte Deiner Geburt aus noch immer einen hübschen Pas gemacht. Er ist kein reicher, kein vornehmer Mann, aber er ist wirthlich, mäßig und redlich, und Du mußt Dich bemühen, auch wirthlich zu werden. Ich habe Dich verwöhnt, verzogen, und es wird gut sein, Dich eine Zeitlang den Versuch machen zu lassen, Dich einzuschränken. Eine Frau muß sich bemühen, nach den Grundsätzen ihres Mannes zu leben, wenn sie so trefflich, wie die des Deinigen sind.“

Du siehst, Helene, wie sehr sich die Ansichten Lord H.'s verändert hatten, denn einst rieth er mir selbst, nicht zu viel Rücksicht auf Williams Eigenheiten zu

nehmen, und eine Frau ist sehr übel daran, wenn ihr eigenes richtiges Gefühl nicht ihre Handlungen leitet, denn Rathschläge anderer Personen ziehen sie bald hier, bald dort hin.

Die Moral brach also nun von allen Seiten auf mich ein, und ich flüchtete mich wieder zu Phöbe und meinen Kindern. „Noth lehrt beten," sagt das alte deutsche Sprichwort, mich lehrte sie zur Einsicht kommen. Zum ersten Male in meinem Leben entschloß ich mich, William um Verzeihung zu bitten, und so groß war noch immer seine Liebe, daß ihn dieser Schritt außerordentlich rührte, und er endlich Hugo alle Schuld beimaß. Er war überglücklich, als ich mich der häuslichen Geschäfte mehr anzunehmen begann, und bald gewann ich diesen Dingen, vor denen ich mich so kindisch gefürchtet hatte, mehr Geschmack ab. Die strenge Häuslichkeit, zu der mich Williams und Lord H.'s Kränklichkeit, die ihm selbst nicht sogleich gestattete, nach England abzureisen, verurtheilte, machte mir Beschäftigung zum Bedürfniß, und ich ließ mir nebenbei von einer deutschen Unterofficiers-Frau Unterricht in einigen Handarbeiten geben, als endlich Lord H. sich besserte und wir mit ihm nach England abreis'ten.

Black bezog, standhaft die Einladung des Generals ablehnend, das kleine Häuschen, und ich fand mich jetzt viel besser wie früher darin.

Olivia erwartete zum ersten Male ihre Niederkunft, und ich fand sie glücklich, strahlend vor Wonne. Sie freute sich sehr, mich in ihrer Nähe zu wissen, und ich theilte meine Zeit zwischen ihr, Lord H. und William. London war in dem Augenblicke unserer Ankunft verödet, d. h. das Parlament war aufgelös't, und fast alle unsere Bekannte auf das Land geflogen.

Lord H. litt an einer schmerzhaften Krankheit, die eine baldige Operation nöthig machte, und er mußte deshalb in der Stadt bleiben, weshalb auch Olivia ihr Landgut verließ und zu dem Vater zog, um stets um ihn zu sein und ihn zu pflegen. Sie ward dabei selbst sehr blaß und leidend; allein nicht ein einziges Mal beklagte sie sich gegen mich darüber. Der General war oft sehr verdrießlich; aber sie verlor nie die Geduld und nur die flehendlichsten Bitten ihres Gemahls konnten sie bewegen, zuweilen mit ihm auszufahren. Ich blieb dann bei dem General, um ihn zu erheitern, obgleich ich selbst nicht mehr heiter war, denn ringsum war ich von Leiden umgeben.

Da ward ich in einer Nacht zu Olivia gerufen, von trüber Ahnung ergriffen, beeilte ich mich, so schnell als möglich zu ihr zu gelangen, — doch als ich den Wagen verließ, ward mir die Nachricht, sie sei todt! — In Folge einer zu frühen Entbindung war sie, die theuerste, edelste Freundinn meiner Jugend, gestorben.

Der Baronet war in starrer Verzweiflung, und seine Verwandten entführten ihn auf das Land, von wo aus er später eine Reise nach dem Festlande machte; ich habe ihn nicht wieder gesehen. —

Lord H. überlebte seine Tochter nur wenige Tage, und als sein Testament geöffnet ward, fand es sich, daß es schon vor seiner Verheirathung gemacht war, und daß er wahrscheinlich, wie so manche Egoisten, aus Scheu vor einem so unangenehmen Geschäfte es versäumt hatte, ein zweites zu meinen Gunsten zu machen. Für mich hatte er nichts gethan, außer, daß er für George, dessen Pathe er war, ein Capital ausgesetzt hatte, von welchem für diesen der Unterricht in einem Militair-Institute von seinem vierzehnten bis siebenzehnten Jahre an bezahlt, und ihm alsdann eine Lieutenantsstelle bei einem indischen Regimente gekauft werden sollte. Dies Geschenk hatte er mir an Georges Tauftage gegeben und sagte mir dabei, daß ich von den Zinsen des Capitals die Weihnachtsgeschenke für den Knaben bestreiten möge. Diese Paar Pfunde waren nun Alles, was ich besaß, und ich glaubte, unmöglich ein Leben ertragen zu können, wie das, zu welchem ich mich nun verdammt sah. — William war indeß kaum betrübt über meine fehlgeschlagene Hoffnung.

„Jetzt, Inez,“ sagte er, „mußt Du nur eine tüchtige Hausfrau werden, und wir wollen schon auskommen.“

Ich machte in dieser Zeit die Bekanntschaft einer deutschen Offiziersfrau, und bei ihr traf ich eines Tages — — Capitain Hugo. Wir benahmen uns Beide vortrefflich, und wieder zeigte er sich mir als ein wahrer Freund, indem er auf alle Weise mir mein häusliches Leiden zu erleichtern suchte. Ich athmete durch den Umgang in jenem Hause zuweilen wirklich leichter auf und dachte schon daran, ob es nicht möglich sei, Black wieder mit seinem Freunde auszusöhnen, als ich die schrecklichste Scene meines Lebens vor mir sah.

Die deutsche Dame hatte ihren Kindern einen hölzernen Vogel geschenkt, der auf einer Stange saß und beweglich war, sobald man eine kleine Kugel in Schwung setzte, die an einem Faden von seinem Halse herabhing. Er gab dann im Hin- und Herschwanken den Ton von sich, der wie der Ruf eines deutschen Kuckuks klingt. In England habe ich diesen Vogel nie gehört, ich weiß nicht einmal, ob er sich dort aufhält. Kurz, die Deutsche besaß den Kuckuk und schenkte ihn eines Tages an George, den ich mit zu ihr genommen hatte, und der große Freude an dem Spiele mit der Kugel und dem Rufe des Vogels fand.

Seit einigen Tagen hatte ich die Entdeckung gemacht, daß ich noch ein drittes Kind haben sollte, und da ich wußte, mit welcher Freude William sonst eine solche Nachricht empfing, so verschob ich sie bis auf einen

Augenblick, wo er sehr verstimmt sein würde, um ihn dann damit zu erfreuen.

Als ich von meinem Besuche bei jener Dame zurückkehrte, fand ich ihn in seinem Zimmer in Thränen aufgelös't auf dem Ruhebette. Ich sagte Dir schon, Helene, wenn William weich und klagend sich gab, so rührte er mich sehr; auch diesmal fand ich mich durch seinen Anblick tief bewegt, und indem ich mich liebevoll an sein Lager setzte und seine Hand ergriff, machte ich ihm das Geständniß neuer Vaterfreuden. Aber statt ihn, wie sonst, gerührt, erfreut zu sehen, fuhr er wie ein Wahnsinniger vom Lager auf und sagte mir, daß er wisse, wie ich mit Hugo Zusammenkünfte in jenem Hause habe, und äußerte den schimpflichsten Verdacht.

„Ich weiß es, Du Treulose,“ schrie er, „Du wartest nur auf meinen Tod, um Dich mit dem Verräther zu verbinden; aber verflucht seid ihr Beide, wenn ihr so meine Söhne beleidigt!“

In diesem Augenblicke sprang George fröhlich in das Zimmer und ließ dem Vater den Kuckuk hören; er wies ihn indeß mit Härte wieder zur Thüre hinaus, und indem er mich mit seinen knöchernen Händen an meinen beiden ergriff, schrie er mir zu:

„Weißt Du, Weib, daß der Kuckuk seine Eier in das Nest der Bachstelze und anderer dummer Vögel legt? Nun, ich sage Dir, so oft Du den Kuckuk

hörst, so oft erinnere Dich, daß ich Dir Treulosen fluche! Du bist die Schuld an meinem frühen Tode, und wenn noch ein Funke von einem Gewissen in Dir ist, so schwöre mir jetzt, daß Dein Leben fortan nur der Buße geweiht sein soll."

Ich mußte ihm nun mit heiligen Eiden geloben, mich nie zum zweiten Male zu vermählen; so lange ich lebte, die Witwentrauer um ihn zu tragen; zu seiner alten Verwandtinn nach Deutschland zu gehen und still und eingezogen bei ihr zu leben. Ich war in eine Art Apathie versunken und that fast bewußtlos, was er von mir verlangte, und erst als ich das Alles feierlich beschworen hatte, ward er ruhig. Indessen mochte er mich nicht mehr um sich haben, und war fast immer nur mit George allein, den er im halben Wahnsinn mit Aufträgen belastete, die das arme Kind hätten tödten können, oder mindestens alle Gefühle der Liebe und Achtung für mich gänzlich aus seinem Herzen zu verlöschen drohten, wenn nicht Gott und die Heiligen dies abgewehrt hätten.

Endlich starb er, und ich athmete wirklich erst wieder frei auf, als mir diese Nachricht ward. Ich ordnete nun meine Angelegenheiten, während ich der Geburt meiner kleinen Jenny entgegensah, in deren Folge ich gefährlich erkrankte, was meine Abreise nach Deutschland sehr verzögerte; auch gestehe ich, daß ich mit großem Widerwillen an diese Reise dachte.

Gleich nach Blacks Tode hatte ich seiner Tante geschrieben und gar keine Antwort erhalten, und ich glaube, ich würde doch am Ende in England geblieben sein, wenn nicht eines Tages, da ich unter mancherlei Sachen herumsuchte, die mir entbehrlich waren, und die ich deshalb verkaufen wollte, jener Vogel in die Hände gefallen wäre. Indem ich ihn von mir schleuderte, ließ er jenen Ton hören, der für mich eine so traurige Bedeutung gewonnen hatte und ich gedachte Blacks und meines Eides und traf Anstalten zur Reise.

Unter Blacks Papieren hatte sich auch ein versiegelter Brief an seine Tante gefunden; er hatte mir in den letzten Tagen seines Lebens davon gesagt und mich beschworen, ihn selbst zu überbringen. Mit diesem, meinen Kindern und dem Reste meiner Sachen schiffte ich mich dann nach Deutschland ein.

Da ich auf meinen ersten Brief keine Antwort erhalten hatte, so nahm ich mir vor, erst zu recognosciren, ehe ich der alten Dame mich nahete, und ich gestehe, was mir Stephan Baßmer gleich am Tage nach meiner Ankunft von ihr erzählte, gab mir eben keine große Freude; allein dennoch sendete ich ihr Blacks Brief, indem ich ihr dabei schrieb, daß, obgleich sie mir die Zeilen, in welchem ich ihr den Tod meines Gemahls, ihres Neffen, angezeigt, nicht beantwortet hätte, so wäre ich doch einem heiligen Versprechen, das ich Black gegeben,

gefolgt und nach Deutschland gegangen, und erwarte nun ihre Antwort, ob sie mich und meine Kinder zu sehen wünsche und als Verwandte bei sich aufnehmen wolle. Erst nach einigen Tagen erhielt ich Antwort, und wie sie mir darin sagte, war mein erstes Schreiben gar nicht in ihre Hände gekommen, und die Nachricht von dem Ableben ihres Neffen und einige andere über mich, die er ihr in seinem Briefe mitgetheilt habe, hätten einen so traurigen Eindruck auf sie gemacht, daß sie bis jetzt unfähig zum Schreiben gewesen wäre.

Nun die Krankheit und mein früheres Leben entschuldigen Black, wenn er mich noch mehr anklagte, als ich verdiente; genug, die Tante söhnte sich mit mir aus, als sie meinen festen Entschluß sah, ein ächtes Witwenleben zu führen. Sie erzählte mir ihre früheren Schicksale, und wie sehr bewunderte ich die Treue, mit der sie noch immer eine Jugendliebe betrauerte; und ich lernte auch hier eine Kraft des weiblichen Herzens kennen, von der ich früher keine Ahnung gehabt hatte. Wie viele Jahre hatte die Tante ein Klausnerleben geführt, immer nur dem Andenken an das Glück eines einzigen Sommers lebend! „Aber," fragte ich mich oft, „wem hat diese Trauer etwas genützt? Wer freute sich dieses Opfers aller Lebensfreuden? Und ist der Mensch nicht erschaffen, um zu nützen, zu wirken und glücklich zu sein? Hätte sie, statt sich einzusperren, thätig und wohlthuend gelebt;

hätte sie Menschenwohl und Menschenbesserung befördert; so würde Gott ohne Zweifel zufriedener mit ihr gewesen sein.“

So fromm und gut sie daher war, und so liebevoll sie besonders meine beiden Söhne behandelte, (die ihr Black, wie sie mir in ihrem letzten Briefe sagt, als die einzigen Erben seines Namens und Vermögens empfohlen hatte), so erreichte sie dennoch eben so wenig, als alle andern Menschen, die ich außer Olivia hatte kennen gelernt, das Ideal wahrer menschlich liebenswürdiger Tugend, daß ich mir endlich aufstellte.

Da, o Helene, kam ich in dies Haus! Hier fand ich einen ganzen Kreis so menschlich fühlender und doch so tugendhafter, reiner Menschen, daß ich glaubte, in den wahren Himmel auf Erden gekommen zu sein, und als Er mir zuerst erschien, als Er neben dem Bilde des armen Williams stand, da gedachte ich Olivia's Worte. Hier sah ich wahre männliche Schönheit! Der Seelenadel, der sich in der ganzen Gestalt eines Mannes ausprägt, nur er macht einen Mann schön. Als ich ihn dann unter den armen Überschwemmten, gleich einem Gotte, stehen sah, der unter hülfsbedürftige Sterbliche tritt und menschlich mit ihnen fühlt und leidet, menschlich sie tröstet und ihnen hilft; und wieder, als er mit einem freudig überraschten Gesichte an den

Wagen trat, meine Kinder selbst heraushob, und nun auch mir Hülfe leistete; als ich ihm meine Hand entgegen reichte und zaghaft über die kleine Strecke, die ich bis zur Treppe des Hauses zu gehen hatte, und die feucht und unsauber von den Regenströmen der Nacht war, hinüberblickte, da erröthete Er mit einer Bescheidenheit, wie ich sie nie bei einem Manne gesehen. Er sprach: „Erlauben Sie, Mistreß Black, daß ich Sie darüber hinwegtrage." Ich fühlte mich einen Augenblick lang gehoben und stand oben auf der Plattform. Und dann, als er Abschied von mir nahm! O wie liebte ich ihn schon damals, und er war so kalt, so zurückhaltend, und mein heißer Dank, den ich ihm als meinen Schutzengel darbrachte, schien ihn eher zu beleidigen, als zu erfreuen. Aber Alles, wie er es eben that, war vollkommen und ward von mir bewundert.

Sieh, meine Helene, so zog die einzige wahre Liebe, die mit Achtung beginnt, in mein Herz ein, und die Abwesenheit ihres Gegenstandes schadete ihr nicht, sondern erhöhete sie mit jedem Tage, denn durch Eure Mittheilung über den Bruder und durch die Erzählungen der alten Märtens lernte ich ihn nur noch besser verstehen und liebte nun nicht allein den Mann, sondern schon den Knaben, den Jüngling.

Ich mußte bald unter Euch ein anderes, besseres Wesen werden, selbst wenn ich Lust gehabt hätte, auf der

alten Bahn fortzuwandeln; aber wie verabscheute ich jetzt mein früheres Leben! Wie verabscheute ich oft mich selbst. Noch in den ersten Tagen meines Hierseins versuchte ich, Dir und Louisen in den Augen Eurer Verlobten zu schaden, denn ich muß gestehen, ich fand mich durch ihre geringe Aufmerksamkeit gegen mich empfindlich beleidigt. Ich war es früher gewohnt, überall wo ich erschien gefeiert zu werden, mit meiner Gegenwart alle Männer zu begeistern, und fand es sehr unartig, um zweier Landmädchen willen, die ich nicht einmal für sehr fein gebildet hielt, da weder Du noch Ida sich um mich zu bekümmern schienen, so wenig beachtet zu werden. Aber wie bald scheiterten die Bemühungen einer elenden Intriguantinn an dem festen und edlen Benehmen der beiden Ehrenmänner!

Doch konnte ich diese Vernachlässigung von allen Seiten nicht länger ertragen, und ich war entschlossen, wieder zur Stadt zu gehen, als Ottfried Alles in Ordnung brachte und ich mich in einem Kreise von Frauen eingeführt sah, die mich bald erkennen ließen, wie sehr Lady H. Recht hatte, wenn sie sagte: „nur die Menschen sind wahrhaft glücklich, die bei keiner Handlung ihres Lebens fürchten dürfen, sie entdeckt zu sehen.“ — —

Hier sah ich Frauen, die ohne große Empfindsamkeit, ohne ewig Sentenzen im Munde zu führen, ohne Eitelkeit, und in so hoher Sittenreinheit dachten und han-

delten. Ich sah, wie Alles, was ich bisher zum Glück für das Nothwendigste gehalten hatte, hier nur als bloße Nebensache behandelt ward; wie sich Jeder in die zufälligen Verhältnisse mit Leichtigkeit und Anmuth fügte; wie Du, geliebte Helene, Dich so gewandt in das bescheidne Loos fandest, das Dich erwartete; wie Du Dir mit Liebe die Geschicklichkeiten aneignetest, die Dir künftig nützlich sein würden, und wie weder Neid noch Mißgunst Deine Freude an dem glänzendern Geschicke der Schwester trübten. O ich sah hinein in mein Herz, und erkannte, welch ein elendes Geschöpf ich bisher gewesen war.

Aber nun kehrte Er zurück! O Himmel, wie schlug mein Herz, als Er mir so plötzlich in der Hütte der armen Frau erschien! Jetzt kannte ich mich selbst nicht mehr, in der Liebe zu Ihm ging Alles unter: die Vergangenheit mit ihren Verirrungen, ihren Leiden, ach selbst mit den Eiden, die ich geschworen. Ich liebte ihn! — und konnte ich verkennen, daß er meine Gefühle theilte? Dieser Gedanke erhob mich so sehr über mich selbst, daß ich ganz die Inez von ehemals vergaß, und daß ich hoffte, es würde mir, gebessert, geläutert, wie ich jetzt war, erlaubt sein, das höchste irdische Glück an der Seite eines wahrhaft edlen Mannes zu genießen. Ich überredete mich, daß ich durch die Leiden, die ich erduldet habe, meine Jugendfehler abgebüßt hätte,

und ich war es mir bewußt, daß jetzt kein Gedanke in meiner Brust lebte, den ich nicht der ganzen Welt hätte mittheilen dürfen.

Aber etwas trat in manchen Augenblicken wie ein düsteres Gespenst vor meine Seele, und gerade dann erschreckte es mich, wenn ich mich den holdesten Träumen der Zukunft hingab; es war der Gedanke, daß Er einst mein früheres Leben würde kennen müssen, ehe ich ihm meine Hand reichte, und ich gelobte es mir, ihn nicht zu hintergehen. Wir waren Beide allein, hoch oben, weit über der Erde erhaben, da sagte mir sein Mund, was seine Blicke längst verrathen hatten, und eine Minute lang war Inez schon auf Erden selig! Ich hatte an seiner Brust, in der das edelste Herz schlägt, geruht, sein Mund, der stets wahr und weise, und doch so liebenswürdig redete, hatte den meinen berührt, meine Liebe nahm einen anbetenden Charakter an, und ich sank ihm zu Füßen. Er suchte vergebens mich aufzurichten, er mußte mich gewähren lassen; ach, die Liebe, ich sah es, ließ ihn endlich die Stellung vergessen, in der er mich sah. Kniend sagte ich ihm, was ich für ihn fühlte, und Er, — o welche Himmelswonne träufelte aus seinen Blicken in mein Herz. Aber als ich wie trunken in dies treue offne Auge blickte; als ich durch ihn bis auf des Herzens tiefsten Grund hinabschaute und nichts, wie Großmuth, Liebe und Treue darin erblickte; da schau-

derte ich vor dem Geschöpf zusammen, das zu seinen Füßen lag, — und ich nannte mich selbst eine Verworfene! — — —

Hier, Helene, hast Du die Bekenntnisse, durch die ich Unglückliche das ganze Glück meines Lebens auf das Spiel setze. Wir haben Dich zum Richter zwischen ihm und mir ernannt; o Helene, sei menschlich! Gedenke der Verhältnisse, die mich in das Verderben gestürzt! Bedenke, daß ich jetzt gut und wahr bin! Um des Schmerzes willen, mit dem ich mir mein ganzes so trauriges Leben noch einmal vorgeführt habe; um der Wahrheit willen, mit der ich diese Bekenntnisse schrieb; um der unbeschreiblichen Liebe willen, die ich für Deinen Bruder fühle; und um unserer Freundschaft willen: o Helene, sei barmherzig! richte mit Nachsicht und Güte! Und kannst Du nicht entscheiden, wie es der glühendste Gedanke meiner Seele, der Gegenstand meiner heißen Gebete zu Gott ist — — — — ich weiß nicht, was ich noch hinzufügen wollte. — — Gott segne Dich, Franz! Du Abgott meiner Seele! Du edelster der Menschen! Vergieb mir, daß ich Dein schönes Leben vergiftete!

Hier endete Inez Handschrift; ihr angeschlossen lag ein Blättchen von Helenens Hand, worauf sie an ihren Bruder schrieb:

„Begreife nun, mein herzlich geliebter Franz, woher der Ernst und die Stille kommt, die sich in mein Wesen geschlichen haben, und die Dich so besorgt um mich machen. Das wichtige Amt, welches Du mir in jener Nacht übertrugest, und welches ich zwar mit der größten Treue und nach meiner innersten Überzeugung verwaltete, ach, es war nicht leicht! Ich kämpfte einen schweren Kampf, obgleich ich keinen Augenblick zweifelhaft war, wie ich entscheiden müßte. Anfangs wollte ich Dir Alles mittheilen, aber Deine Leidenschaft für die schöne, nur zu liebenswürdige Frau war ein zu menschlich schwaches Gefühl, als daß nicht zu fürchten stand, Du könntest Alles vergessen, Alles entschuldigen, und Dich von ihr hinreißen lassen. Und Inez, die kaltherzige Schwester, die gewinnsüchtige Buhlerinn, die pflichtvergessene Gattinn, sie, die sich schon zweimal in ihren Gefühlen getäuscht hatte, Sie, die einst dem Capitain Hugo zu Füßen lag, wie später Dir, Sie, die heilige Eide brechen wollte, ohne davor zurückzubeben: sie durfte nie Deine Gattinn werden! — — Aber die Trennung von Dir, die ich zu verantworten habe, sie hat ihren frühen Tod herbeigeführt! — — — — — Wenn ich mir auch tausend Mal sage, daß ich, selbst

mit der festen Überzeugung, daß Alles wieder eben so kommen würde, wie es gekommen ist, dennoch wieder eben so entscheiden würde; so ist doch der Gedanke, ein Menschenleben verkürzt zu haben, ein so tief in das meinige eingreifender, daß ich nie wieder zu der Fröhlichkeit gelangen kann, die ich früher besaß. Ich komme mir vor wie ein Mensch, der ein Todesurtheil unterzeichnete, ach! und dieser eine Federzug, er muß sich mit unauslöschlichen Zügen in das Herz jedes Sterblichen einprägen, dem seine Pflicht diese schwerste auferlegt. Wie hatte ich mir Alles so ganz anders gedacht! Welche schöne, durch die Veredlung ihres Herzens so beglückte Zukunft hatte ich mir für Inez ausgemalt! „Einst,“ dachte ich, „wird der Tag kommen, wo sie mein Urtheil begreift und segnet.“ Da machte ihr plötzlicher Tod allen schönen Hoffnungen ein Ende!“

Wenn Du mich nun aber liebst, mein Bruder! so vernichte die Blätter, die uns die Frau, der wir Beide eine so innige Liebe schenkten, dieser so unwürdig zeigen; wir wollen uns ein schöneres Andenken an ihr, in den holden Geschöpfen, denen sie das Leben gegeben hat, aufbewahren.“

Lange schon hatte Steinfels die Lectüre dieser Blätter vollendet, als er noch immer die thränenvollen Blicke an Helenens Schriftzügen haften ließ.

Der Schmerz, den er empfunden, als er die Inez, die er einst angebetet hatte, immer mehr zu einem gemeinen alltäglichen Geschöpfe zusammenschrumpfen sah, als eine Perle nach der andern dem strahlenden Diademe entsank, das seine Phantasie ihr um die königliche Stirn gewunden hatte, durchdrang ihn mit eisiger Kälte, und von Allem, was er je für sie empfunden, blieb ihm nichts als das Mitleid, das jeder gute Mensch in tiefster Seele fühlt, wenn er ein von der Natur reich ausgestattetes Wesen, durch Menschen und Verhältnisse verdorben, im innersten Kerne vergiftet sieht. Und er segnete das Geschick, das ihn und die Seinigen vor allen Gefahren einer schlechten Erziehung und eines verführerischen Umganges bewahrt hatte. Aber bittere Thränen weinte er dem verlorenen Glücke einer heißen Liebe nach, als der Schluß der Bekenntnisse ihm noch einmal die Stunde in das Gedächtniß zurückrief, wo er einen Augenblick des Lebens Höchstes empfunden. — Und nun der Schmerz, den er um den gestörten Seelenfrieden oder die gestörte Heiterkeit seiner edlen Schwester empfand! O diese Nacht, sie war die bitterste seines Lebens!

Er ging hinaus in die kühle, helle Nacht, und wan-

delnd zwischen den Blumen und unter den hohen Bäumen des Gartens, betend zu Gott, der die Schicksale der Sterblichen lenkt, endete er endlich mit einem Dankgebete an Ihn, der ihn in jener Stunde stark genug gemacht hatte, daß er sich losreißen konnte, und ihn nicht jene Unglückliche zum Meineide habe verleiten lassen. Dann drang ein Gefühl in seine Brust, wie das eines Mannes, der ein schweres Tagewerk mit strengem Pflichtgefühle vollbracht hat. Er kehrte in sein Zimmer zurück, nahm das Schuldbuch der armen Inez, hielt das Licht daran und warf es in das Kamin. Er blickte fast mit Freude auf die Flamme, die es verzehrte, und als es ganz zu Asche gebrannt war, sammelte er diese in einem Kästchen und verschloß dasselbe.

Schon röthete sich im Osten der Horizont, als er sich auf sein Lager warf und einige Stunden der Stärkung des Schlafs genoß.

Man wartete längst mit dem Frühstück auf ihn, als er heiter bei den Seinigen eintrat. Helenens sorglicher Blick gewahrte mit inniger Freude die Ruhe, die über den Zügen des Bruders ausgebreitet lag, und die fast ehrerbietige Zärtlichkeit, mit der er sie begrüßte.

Sobald er sie dem Kreise entführen konnte, ging er mit ihr auf die Terrasse des Gartens hinaus. Hier

zeigte er ihr das Kästchen mit der Asche jener Bekenntnisse, nicht einer schönen Seele, wie unser unsterblicher Dichter sie uns mittheilt, sondern einer nur körperlich schönen Frau, und sagte:

„Sieh, Du treueste Schwester, dies ist Alles, was mir von dem Andenken an die Schuld jener Unglücklichen geblieben ist. Sie ist durch die Kraft der Selbstüberwindung, durch ihre Resignation geläutert, und wird jetzt segnend auf Dich herniedersehen, daß Du ihr beistandest, nicht das neue Vergehen des Meineides auf sich zu laden. Ich hoffe nun zu Gott, daß auch für Dich aus dieser Asche der Phönix einer durch keine schmerzliche Erinnerung getrübten Zukunft sich heben wird.“

Die Geschwister hielten sich noch innig umarmt, als der Major seine Verlobte aufsuchte und sie ihm in ruhiger Würde, doch mit zärtlicher Freundlichkeit die Hand entgegen reichte.

„Nicht wahr,“ sagte er, „Du hast dem Bruder nun Alles mitgetheilt, Du hast auch seinen Beifall wie den meinen gefunden?“

Franz umarmte die Beiden und sagte: „August, Du hast den köstlichsten Edelstein des Hauses Steinfels empfangen.“

„Ich weiß es längst,“ erwiederte der Major gerührt, „und sein Glanz wird noch gehoben durch die einfache Fassung, die ich ihm nur zu verleihen vermag.“

„Die Fassung ist einfach,“ sagte Helene, „aber sie ist von edlem Metalle und gediegen.“

Die Geschwister gingen jetzt dem Hause zu, wo der bräutliche Schmuck Helenen erwartete, und Steinfels suchte seine Pflegesöhne auf, um sie mit den neuen Anzügen zu beschenken, die er ihnen zu diesem Feste aus B. hatte kommen lassen; als er jeden eine Uhr gab, knüpfte er an die, welche er William bestimmte, die Kette von den schwarzen Haaren der schönen Mutter.

Wir sind jetzt zu dem Augenblicke gelangt, wo unsere Erzählung ein angenehmes Ende nehmen kann, und öffnen dem Auge des Lesers die Kirchthüre von Altenhain. Hier sehen wir zwei Brautpaare, von den Segenswünschen einer zahlreichen Versammlung geleitet, sich dem Altare nähern, zwei glückliche Brautpaare, deren innerer Gehalt ihnen die Dauer ihres Glückes verbürgt. Wir sehen zwei würdige Matronen mit freudigem Stolze auf diese ihre Kinder blicken, neben ihnen steht in ruhiger, männlicher Würde der edle Steinfels, und ihm zur Seite die schönen Knaben der armen Inez. Ein ehrwürdiger Diener des Herrn, ein freundlicher Greis, bekleidet mit dem geistlichen Gewande, steht

vor dem Altare und spricht den Segen über die Neuvermählten aus.

Unter den andächtig zuhörenden Dienstleuten Pladows erblicken wir das gerührte Gesicht der guten Phöbe, die neben dem alten Johann stehend, die Hände der kleinen Jenny, die sie auf ihren Armen hält, in einander faltet. Das holde Geschöpf blickt still und sinnig auf die Handlung hin, von der es ergriffen ist, ohne sie zu verstehen, segnend legt jetzt der ehrwürdige Greis den Knienden seine Hände auf, und die Orgel fällt rauschend ein mit der Melodie „Nun danket Alle Gott.“

Wir könnten nun ganz abbrechen mit dem Leser, allein wir denken, daß ihm einige Nachrichten, die wir ihm noch nachträglich von den Menschen geben wollen, mit denen wir ihm bekannt gemacht haben, nicht unwillkommen sein werden. Die Bilder der Personen, welche nach und nach in unserer Erzählung auftraten, sind alle dem wirklichem Leben entnommen, auch die Hauptbegebenheiten darin sind wahr, wenn gleich die Poesie sich des Vorrechts bedient hat, Alles in das ihr eigenthümliche Gewand zu kleiden, und wenn auch aus Diskretion, der Ort der Handlung, die Namen der Personen und manches andre verändert ist. Ein Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren ist seitdem verflossen, und wir wollen den Leser gleichsam in einem Spiegel die Gestalten seiner alten Bekannte noch einmal vorführen.

Zuerst sieht er den Friedhof von N.. und auf ihm zwei Gräber mehr, auf denen er eine theilnehmende Thräne weinen mag. Frau von Steinfels hatte den Schmerz, ihre geliebte Helene zu überleben, die den Ihrigen einige Jahre nach ihrer Vermählung entrissen ward. Ihre Ehe war kinderlos geblieben, und weder das segensvolle Wirken, das sie in einem so weiten Kreise als es ihr möglich war um sich verbreitete, noch die Liebe und Achtung ihres redlichen Gatten, oder die Zärtlichkeit der Mutter, die glücklich neben ihrem Lieblinge lebte, konnte sie über diesen Kummer und über die Wunde hinweg bringen, die ihr durch den Tod jener unglücklichen Frau geschlagen war. Sie starb, wie sie gelebt, und ihre Mutter ruht schon seit mehr als zehn Jahren ihr zur Seite.

Der Major bezog Anfangs sein Gütchen, in dessen Einsamkeit er am Besten seinen großen Schmerz bekämpfen zu können hoffte; jetzt aber lebt er in Lalau ein Leben behaglicher Beschauung, und Ida theilt ihre hauswirthlichen Aufmerksamkeiten zwischen den Brüdern.

Oskar und Louise leben noch immer im Sonnenscheine eines reinen ungetrübten Glückes, umgeben von blühenden Söhnen und Töchtern, die in die Fußstapfen der Eltern treten, und ihnen den heitern Lebensabend der Präsidentinn verschönern helfen.

Steinfels waltet in der Nähe seines erhabnen Monarchen in einem hohen Staatsamte, geehrt und geliebt von Tausenden, die durch sein segensreiches Wirken beglückt werden. Adele, die Tochter seines väterlichen Freundes, ist einige Jahre nach den Begebenheiten, die wir dem Leser mitgetheilt haben, seine glückliche Gattinn geworden, und diese Vermählung war der letzte Freudenstrahl auf Helenens Erdenleben. Adele hat dem Gemahle ein reiches Erbe zugebracht, aber das Köstlichste womit sie ihn beschenkt hat, ist ein Sohn, der der Erbe aller Tugenden seines Vater zu werden verspricht.

An seinen Pflegesöhnen hat der edle Steinfels die reinste Freude eines weisen Erziehers erlebt; William ist mit Helenen, der zweiten Tochter Louisens, seit Kurzem vermählt und im Büreau seines Pflegevaters angestellt.

Und George? o daß auch dieser unser Liebling nicht mehr unter den Lebenden weilt! Wir wissen nicht, sollen wir uns dessen freuen, oder ihm Thränen des Schmerzes nachweinen, wie seine Geschwister, sein edler väterlicher Freund, und so manche andere es noch öfter thun.

Steinfels erfüllte getreulich den letzten Willen des armen Black; er brachte George, als dieser sein vier-

zehntes Lebensjahr zurückgelegt hatte, selbst nach London, und bei dem Abschiede von seinem zweiten Vater weinte der Knabe zum erstenmale, seit er denken konnte, mit Bewußtsein und ohne Fassung.

Er ward ein ausgezeichneter Jüngling, wie er ein Knabe gewesen war, und in seinem achtzehnten Jahre landete er schon in Indien. Er zeichnete sich bald vor allen seinen Cameraden aus und ward, noch ehe er sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, der Adjudant eines Generals. Ein seinen Jahren vorangeeilter Ernst, ein heißer Drang nach Thatenruhm, gediegenes Wissen, ein edler offner Charakter und seine strenge Redlichkeit machten ihn zum Gegenstande der allgemeinsten Hochachtung. Alles liebte, schätzte ihn, aber er selbst war nie ganz glücklich; die gräßlichen Erinnerungen seiner Kindheit, deren Verständniß ihm die Erfahrungen des Lebens immer mehr aufhellten, zogen sich wie ein schwarzer Faden durch sein Leben hin, und sein Auge trug ganz den Ausdruck tiefer Schwermuth. Seine Kaltblütigkeit, sein Muth in den Gefahren, denen er in den Feldzügen in Indien ausgesetzt war, hielten gleichen Schritt mit den übrigen Eigenschaften seiner großen Seele, und ohne jemals das Versprechen, das er seiner Mutter einst gab „nie wieder sein Leben muthwillig in Gefahr zu bringen,“ zu brechen, gab er es doch jeden Augenblick Preis, wo

es galt der Menschheit zu dienen, oder seinem Monarchen und sich selbst Ruhm zu erwerben.

Aber endlich fiel er doch in einem kleinen Gefechte, an welchem er zufällig Theil nahm. Er ritt in der Nähe des Ganges spazieren und war in düstre Träume versenkt, als er Schwerdtergeklirr und kriegerisches Geschrei der Eingebornen hörte und sich eiligst nach dem Orte begab, von woher diese Töne zu ihm drangen. Er sah einen Officier seines Corps von acht Eingebornen umringt, gegen die er sich nur noch schwach vertheidigen konnte, da er schon aus vielen Wunden blutete. George stürzte sich auf die Feinde, und nachdem er drei derselben von ihren Pferden heruntergehauen, traf ihn selbst ein Schwerdtstreich über den Kopf, der mit einem Male diesem schönen Leben ein Ende machte. Die englischen Zeitungen verkündeten diese Nachricht mit dem Zusatze:

„Unsere indische Armee verliert in diesem tapfern Jünglinge einen ihrer ausgezeichnetsten jüngern Officiere. Black war ein Liebling seiner Vorgesetzten, ein Freund und Vorbild seinen Cameraden, und ein verehrter Gegenstand für seine Untergebenen, die ihm mit seltener Treue anhingen. — — —“

Jenny ist die Gattinn Ottfrieds, geworden, der in ihr die beiden Ideale seiner Jugend, Inez und Louise, vereinigt findet. Auch sie ist eine glückliche Mutter mehrer Kinder, wie Louise, und Phöbe steht ihr treulich in der Pflege derselben bei.

Der Capitain fand auch noch ein Blümchen Wunderhold, allein er genoß sein Glück nur wenige Wochen, und seine junge schöne Witwe beweint noch heute seinen Verlust in strenger Abgeschiedenheit von der Welt und ihren Freuden.

Gedruckt bei G. Beese & Co.

